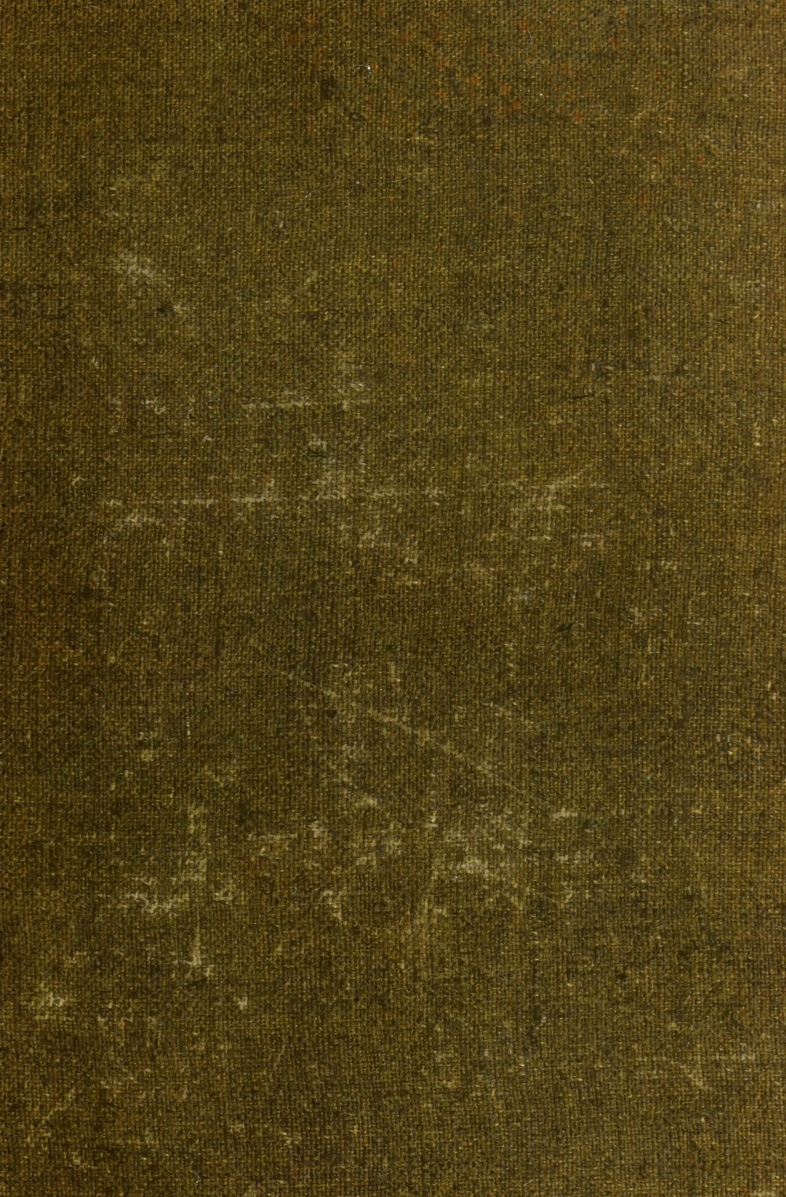
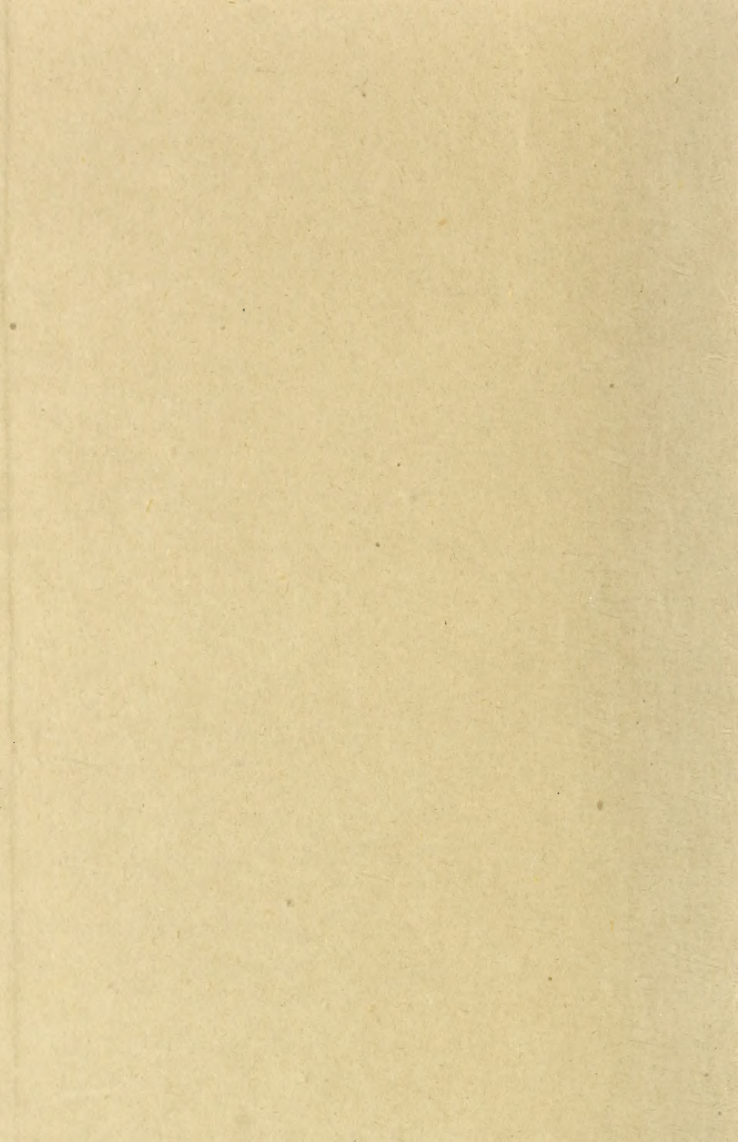








Emigrantengeschichten.

Erzählungen

aus

dem amerikanischen Leben

von

Theodor Griesinger.

Zweiter Band.

Tuttlingen,

Verlag von C. L. Kling.

1858.

Druck der Buchdruckerei von J. C. Mäcken Sohn in Reutlingen.

Inhalt.

Seite

I. French Louis, der Loaferkönig 1

II. Germania in Amerika 219



I.

French Louis, der Loaferkönig.

In New=York wußte man vor zwölf Jahren noch nichts von einer deutschen Specereihandlung in dem Sinn, wie man die Sache in Deutschland versteht. Die deutsche Einwohnerschaft war damals sehr gering, im Verhältniß wenigstens zu der jetzigen; denn erst die Jahre 1849, 1850, 1851, 1852 und besonders 1853 brachten der Deutschen eine solche Masse herüber, daß das deutsche Element außerordentlich vermehrt wurde. Zwar giengen auch von diesen Einwanderern sehr Viele, ja die Meisten in den Westen, worunter natürlich fast alle, die sich zu Hause im alten Vaterlande mit dem Landbau beschäftigt hatten, und auch jetzt nichts Anderes ergreifen wollten und konnten. Allein eine große Zahl der Deutschen, welche in jenen Jahren nach Amerika herüberkamen, gehörte einer ganz andern Klasse Menschen an, als man sonst den Wanderstab ergreifen zu sehen gewohnt war, und von diesen blieben Viele in New=York und den andern großen Städten des Ostens. Die Revolutionsjahre in Deutschland hatten Manchen genöthigt, sein altes Vaterland zu verlassen; Andere giengen freiwillig, weil sie glaubten, eine freiere, ihren geistigen Anforderungen mehr entsprechende Heimath überm Wasser drüben zu finden; wieder Andere machten sich die Zeit zu Nutzen, schüttelten ihre alten Verpflich=

tungen und Verbindlichkeiten, als wären sie von dem Jahre 1849 ohne eigene Schuld dazu getrieben worden, von sich ab, und kamen an den gastlichen Herd Amerikas, um auf den Trümmern ihrer Habe, die sie ihren Gläubigern heimlich entzogen, ein neues Haus zu bauen. Es waren also nicht blos mehr gewöhnliche Handwerker und Bauern, die sich in jenen Jahren nach Amerika aufmachten, sondern ein gut Theil bestand aus ganz andern Menschen, aus solchen, welche man zu Hause unter die gebildete Klasse rechnete: aus Kaufleuten, Schreibern, Beamten, Rechtsanwälten, Pfarrern, Medicinern und dergleichen. Wie Viele von diesen auf den Namen: „Rechtlichkeit und Ehrbarkeit" Anspruch machen konnten, ist nicht unsere Sache, zu untersuchen, wohl wahrscheinlich kaum die Hälfte, oder noch wenigere; denn wie gesagt, gar Viele machten sich das Jahr 1849 zu Nutzen und sprengten dann in New-York und Amerika aus, sie seyen „in Folge der Revolution" als „politisch Verfolgte" herübergekommen. Sie thaten dieß, theils um sich mit fremden Federn geschmückt ein anderes Ansehen zu geben, theils um ihre frühere Liederlichkeit und Gemeinheit oder etwa gar ihre früheren Vergehen und Verbrechen damit zu übertünchen. Doch, wie gesagt, dieß gehört nicht hierher. Hieher gehört blos das, daß diese Klasse „Gebildeter" zum allergrößten Theile in New-York liegen blieb und sich hier irgendwie ein Geschäft zu gründen suchte. So wurde nicht blos die Anzahl der in dieser Weltstadt ansässigen Deutschen in einigen Jahren verdoppelt und verdreifacht, sondern der Charakter des deutschen Elements wurde plötzlich ein ganz anderer. Man könnte sagen, die neu Eingewanderten haben die deutsche Bevölkerung New-Yorks auf eine andere Rangstufe gebracht, eine Rangstufe, die zwar weniger von den Amerikanern, wohl aber von

den Deutschen selbst anerkannt wurde. Von jener Zeit an befanden sich eine Masse Geschäfte in den Händen wissenschaftlich gebildeter Männer, welche sonst von einer ganz andern Klasse Menschen betrieben worden waren. Nehmen wir nur die Wirthschaften an, die ganz gewöhnlichen Bierwirthschaften! Fast keine Einzige gab es mehr, die nicht von einem früheren Beamten, Doctor, Pfarrer, Advokaten oder so was getrieben worden wäre! Apotheken schossen aus der Erde, wie Pilze, und der Stand der Aerzte, besonders der Zahnärzte vermehrte sich ins Unendliche. Wieder Andere errichteten photographische Ateliers oder ähnliche Etablissements, und nicht Wenige ergriffen das Handwerk der Winkeladvokaten oder Commissionäre. Auch mit dem „Kaufen und Verkaufen" gaben sich Viele ab, indem sie theils selbst fabricirten, und das Fabricirte wieder an den Mann zu bringen suchten, als z. B. Tinte, Wichse, Schwefelhölzchen, Vatermörder und dergleichen, theils indem sie von größeren Importern eine kleine Partie europäischer Waaren an sich brachten, und diese nun im Hausirwege detailirten, oder vielmehr in ganz geringen Portionen an Wirthe und dergleichen losschlugen. Dieß geschah hauptsächlich mit Cigarren, mit Kirschengeist, mit Wein und dergleichen, und Mancher legte sich hiedurch den Grund zu einem eigenen kleinen Importgeschäft, obgleich die Meisten elendiglich sich fortbrachten und am Ende ganz dabei zu Grunde giengen.

Dieses neue deutsche Element hatte ganz andere Anforderungen an's Leben, als das frühere, und manche Frau, die mit ihrem Manne herübergekommen, konnte sich absolut nicht darein finden, auf amerikanische Art zu leben, d. h. zu essen und zu kochen. Liefert doch auch in der That eine amerikanische Küche

ein Resultat, daß ein deutscher Gaumen mit Eckel davonläuft! Alles halbgekocht, fast blutig! Und zudem gar keine Auswahl! Nichts von deutschen Gemüsen, von deutschen Früchten! Immer das einzige Einerlei: Beefsteak und Kartoffel, Kartoffel und Beefsteak! — So entstanden denn damals die deutschen Specereihandlungen, oder vielmehr Handlungen „mit deutschen Früchten", als ein Bedürfniß der Zeit. Hier konnte man kaufen: deutsche Linsen und Erbsen, gedörrte Zwetschgen und Schnitze, gewässerte Stockfische und Sauerkraut, ächten Schweizerkäse und unächten Limburger, dazu Gries, und Sago, und Nudeln, und Maccaroni, und eingemachte Gurken und was dergleichen mehr ist. Ja sogar die Cichorie fehlte nicht mehr, obgleich diese lieber weggeblieben wäre.

So standen die Sachen im Jahre 1852, als Franz Mayer seinen neuen „Deutsche Früchte- und Specereiladen" in der Esserstraße eröffnete. Es bestanden zwar schon mehrere ähnliche Etablissements, allein keines in der nächsten Nähe. Und gerade in dieser Gegend wohnte ja eine Menge Deutscher, und gerade lauter solche, die auf einen erhöhten Lebensgenuß Anspruch machten. Franz Mayer hoffte daher das Beste und hatte auch alle Ursache dazu. War er doch ein freundlicher, höflicher, gewandter, junger Mann, der von Morgens früh bis Abends spät auf seinem Posten ausharrte, und es sich nicht verdrießen ließ, den alten Buchdruckergesellen, der für zwei Cents ächten „Lotzbeck" — der gehörte auch unter die „deutschen Früchte," wenn's gleich Schnupftabak war — holte, ebenso zuvorkommend zu bedienen, wie die vornehme und junge Frau Hotelwirthin, die für anderthalb Thaler Caviar, echten russischen nehmlich (ist auch unter die Klasse „deutsche Früchte" zu rechnen) bestellte! — In der

That ging auch sein Geschäft mit jedem Tage besser, und so klein er angefangen hatte, so durfte er doch hoffen, schon in Jahresfrist es so weit gebracht zu haben, daß er eine Frau darauf ernähren konnte. Mußte er ja doch schon nach vier Wochen einen Gehülfen halten, weil er es allein nicht mehr versehen konnte! Freilich kostete ihn der Gehülfe wenig oder nichts, weil derselbe eigentlich erst lernte, und somit fast „ums Warme" diente; allein wenn seine künftige Frau sich ebenfalls nicht scheute, im Laden mitthätig zu seyn, warum sollte er nach 12 Monaten nicht im Stande seyn, den Aufwand zu bestreiten, den der Ehestand immer mit sich bringt, wenn der Laden jetzt schon zwei Männer nährte? So dachte Franz Mayer und gab sich zwei- und dreifache Mühe, nur um das Heirathen desto sicherer möglich zu machen.

Heirathen wollte er nehmlich um jeden Preis: so viel ist gewiß. Dagegen wollte er aber nicht leichtsinnig und in den Tag hinein heirathen, wie's die meisten Deutschen in Amerika machen. Denn von diesen denken wohl neun Zehnttheile nicht an die Zukunft, sondern nur an die Gegenwart; darum, wenn zwei einander ein paar Male gesehen haben, und denken, sie passen für einander, so lassen sie sich ohne weitere Ueberlegung geschwind zusammengeben und leben dann vier Wochen später, wenn irgend eine Sorge kommt, bereits wie Hund und Katze. In vier weitern Wochen drauf sind sie bereits wieder auseinander und betrachten sich als ledig und geschieden, weil sie sich gegenseitig aufgegeben haben! — So wollte es Franz Mayer nicht machen, sondern er verlangte nach einer soliden und glücklichen Ehe. Darum, so sehr es ihn drängte, unter's Joch zu kommen, so unterdrückte er alle Wünsche und Sehnsuchten, nur um sich

sagen zu können, daß er auf einer soliden Basis angefangen habe, auf einer Basis, wie sie im alten Vaterlande zu Hause ist, und nicht auf der Lumpenbasis von Kleindeutschland in Amerika. Nahrungssorgen dürfen keine kommen, wenn eine Ehe glücklich seyn soll, und sogar kleine Luxusausgaben muß man sich erlauben können, wenn das muntere Gesichtchen einer jungen Frau nicht allzubald in's Lange und Verdrießliche gezogen werden soll!

Wen er aber heirathen wollte, das wußte Franz Mayer gar wohl, und die, welche er heirathen wollte, wußte es auch. Das hing nämlich so zusammen.

In Deutschland bestand Franz seine Lehre in einem Tuchgeschäfte. Nachher kam er in ein ähnliches, größeres Geschäft und bald bildete er sich in dieser Branche so sehr aus, daß ihn ein gewisser Jakob Löffler, ein reicher Schneider, der in seiner Vaterstadt neben dem Schneidergeschäft noch einen Tuchladen errichtete, zu seinem Geschäftsführer in diesem Handel machte. Der Herr Jakob Löffler war ein gutherziger, aber etwas schwacher Kamerad. Er hatte sich mit seinem Bruder, einem ähnlich gesinnten Manne, etwas hübsches erschneidert; allein die Schneiderei war ihm nun fast zu gering, und so fingen die zwei Brüder ein Kleidergeschäft an, dieses trieben sie bald ziemlich großartig, und um es noch großartiger treiben zu können, fingen sie auch noch das Tuchgeschäft an, dessen Leitung sie eben dem Franz Mayer übertrugen. Dieß war gerade in der Zeit vor dem Jahre 1848.

Franz Mayer versah seine Stelle zur vollen Zufriedenheit seiner Principale. Er war thätig und fleißig und solid fast über seine Jahre. Um so weniger solid und fleißig waren aber

die Herren Principale. Die Revolution hatte begonnen, die Begeisterung riß sie hin. Nun war an kein Zuhausebleiben mehr zu denken, von einer Versammlung gings in die andere, von einem Wirthshaus zum zweiten. Ein bischen Leichtsinn hatte den beiden Brüdern nie gefehlt, und da benutzten nun Andere ihre Gutmüthigkeit und Schwachheit, und rissen sie in Gesellschaften hinein, in die sie gar nicht paßten, und veranlaßten sie zu Schritten, denen sie gar nicht gewachsen waren. Bald standen die Herren Löffler an der Spitze der Fortschrittspartthie in ihrer Vaterstadt, ohne daß sie selbst wußten, wie dieß geschehen war. Natürlich waren sie die vorgeschobenen Namen, hinter denen die eigentlichen Leiter und Lenker, ein Paar verschmitzte „Vornehme," verborgen standen. Die Letzteren benutzten blos das Geld und die Person der Ersteren, um ihren Zweck zu erreichen. War dieß geschehen, so konnte man ja die armen Tropfen, die sich an der Spitze dünkten, mit Leichtigkeit wegwerfen. Fiel aber umgekehrt die Sache schlecht aus, so durften die „vornehmen" Herren sich blos bücken oder ducken, wie man im Schwabenlande sagt, um ungestraft und unbelästigt davon zu kommen, während man die Andern, die Vorgeschobenen, zugleich packte und festhielt! — So ging das Ding nun von anno 1848 bis 1849. Die Gebrüder Löffler stiegen von Tag zu Tag in ihrem Ansehen, allein in ihrem Geschäfte sah sie Niemand mehr. Gott und Welt borgte von ihnen, besonders solche, welche aus Mangel an eigenem Besitz auf „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" Ansprüche machten und diese Worte stets im Munde führten. Von „Schuldenzahlen" war bei solcherlei Subjecten natürlich keine Rede und die Herren Löffler hielten es für eine Ehrensache, nichts von ihnen zu fordern, wenigstens nicht auf gerichtlichem

Wege. Auch andere Zahlungen wollten um jene Zeit nicht recht eingehen, während umgekehrt der Hausverbrauch, oder vielmehr der „Außerdemhausverbrauch" immer stieg. So kam es denn, daß nach zwei Jahren, am Ende des Jahres 1849, die beiden Herren Löffler banquerott waren. Mit dem Schluß der Revolution wurde auch ihnen ihr Magazin geschlossen, und als das Parlament sich in alle Welt zerstreut hatte, standen sie so arm und verlassen in der Welt, daß auch ihnen nichts weiter übrig blieb, als in die weite Welt zu gehen.

Franz Mayer hatte einen schweren Standpunkt gehabt, diese Zeit über. Natürlich, obgleich ihm nur das Tuchgeschäft anvertraut war, die andern Branchen aber sich in andern Händen befanden, sah er bald, wo die Sache hinauslief; natürlich ließ er es auch an einer genauen Auseinandersetzung der Sachlage, ja sogar an Vorstellungen nicht fehlen; allein seine Stimme wurde nicht beachtet. Seine Principale hatten gar keine Zeit, auch nur darauf zu hören, viel weniger sie zu befolgen! Was kümmerte sie ihr elender Kram, wenn nur Deutschland gerettet wurde! — Franz dachte nicht so. Zwar auch Er war begeistert für die Auferstehung des deutschen Volkes; auch Er schwärmte sogar für Deutschlands Einheit und Größe; allein nur zu bald sah er, wie die Sachen kommen müßten, da die Leitung derselben in solchen Händen war! Nur zu bald überzeugte er sich, daß auch diese Erhebung der deutschen Nation nicht zum Ziele führe, weil er sah, daß die Mittel verfehlt waren! So ließ er sich nicht weiter ein, als sich mit den Gesetzen vertrug. Nachher aber zog er sich vollends zurück, als er bemerkte, wie die Haupträdelsführer Andere hinbetzten, die Kastanien für sie aus dem Feuer zu holen, als er sich überzeugte, wie die,

welche doch den „Lohn" davonzutragen hofften, feig und ärmlich sich verkrochen und alle Schuld des fehlgeschlagenen Erwachens der deutschen Nation auf eben diese Nation, auf das Volk, schoben, während alle Schuld ganz wo anders, nämlich eben in der Feigheit und dem Egoismus dieser Rädelsführer zu suchen war! Oft und viel überlegte er, was er in seinem besondern Falle zu thun habe. Sollte er die beiden Löffler, deren Banquerott er voraussah, ihrem Schicksale überlassen und sich um eine andere sicherere Stelle umsehen? Er hatte seine Pflicht gethan, er hatte gehandelt, wie er im besten Interesse seiner Principale handeln konnte, er hatte sie sogar aufmerksam gemacht auf die Folgen, die unausbleiblich seyen, er hatte sie gewarnt und gebeten, umzukehren, so lange es noch Zeit war; hatte er nun nicht das Recht und sogar die Pflicht, für sich selbst zu sorgen, und sich von einem Geschäft loszuschälen, das seinem sicheren Untergange entgegensah?

Oft und viel ging dieser Gedanke dem Franz Mayer im Kopfe herum, aber jedesmal verwarf er denselben wieder, ehe er nur festen Fuß fassen konnte. Einmal war es seinen Grundsätzen zuwider, ein sinkendes Schiff zu verlassen. Selbstsüchtigkeit lag nicht in seiner Natur. „Vielleicht kann ich ihnen doch noch von Nutzen sein, wenn einmal das Unglück über sie hereinbricht," dachte er. Ein anderer Grund war aber wohl das Hauptmotiv, warum er blieb, ein Grund, den er sich selbst vielleicht nicht gestehen wollte, der aber dessenungeachtet für alle seine Handlungen maßgebend war. Von den beiden Principalen war nämlich der eine ledig, der andere aber verheirathet, oder vielmehr verheirathet gewesen. Dieser Letztere war Jakob Löffler. Die Frau hatte längst das Zeitliche gesegnet, aber die

Ehe war nicht kinderlos, sondern ein Töchterchen blühte heran, das dereinst eine herrliche Blume zu werden versprach. Fanny Löffler zählte zu jener unruhevollen Zeit erst 16 bis 17 Jahre; doch entwickelte sich schon der Keim ihrer Schönheit. Noch mehr, als ihre Schönheit, fesselte jedoch ihre gutmüthige Fröhlichkeit, ihre lächelnde Zuthunlichkeit, ihre unbekümmerte Herzlichkeit. Was sollte aus diesem unschuldigen Kinde, diesem lustigen Vöglein werden, wenn über kurz oder lang der Vater genöthigt war, die Boutique zuzuschließen und von vorn wieder anzufangen? Wäre nicht die ausgezeichnete Naturanlage gewesen, das Mädchen hätte müssen verdorben werden, so sehr ließ ihm der Vater den Willen, so sehr schmeichelten ihm Alle, die ins Haus kamen und mit dem Hause zu thun hatten. War doch diese Tochter das einzige Kind, die einzige Erbin von Vater und Oheim! Allein die Gutherzigkeit, die Gott in ihr Inneres gepflanzt, brach sich über allen Dunst und Nebel, mit dem man sie umgarnen wollte, Bahn, und der fröhliche Schalk im Auge Fanny's ließ keine Schmeichelei aufkommen. So fesselte sie den Franz eben durch ihre echte wahrhaftige Kindlichkeit und — wenn er auch gewollt hätte, es wäre ihm unmöglich gewesen, das Geschäft seiner Principale zu verlassen, ehe sich deren Schicksal entschieden hatte.

Darauf durfte er aber nicht gar zu lange warten. Im Sommer 1849 brach das Ungewitter los, und — nicht blos ein Wetterleuchten war's, sondern ein wirkliches veritables Gewitter, wo der Blitz einschlug, zündete und zertrümmerte. Das war ein Skandal in der ganzen Stadt! Das war ein Zettermordio in den Blättern und Blättchen! Solch' ein Banquerott war noch gar nicht erhört worden! Vier Wochen lang sprach und

discourirte man von gar nichts anderem mehr. Die Mägde am Brunnen, die Frauen beim Kaffeetisch, die Männer im Wirthshaus kannten einen ganzen Monat lang kein anderes Thema mehr, als das Löffler'sche Fallissement. „Hochmuth kommt vor dem Fall!" riefen die Frommen. „Ich habs schon seit Jahr und Tag gewußt," sprachen die Altklugen. „Das kommt von den politischen Windbeuteleien," meinten die Conservativen. Kurz Jedermann brach den Stab über das Löffler'sche Haus, und kein Mensch wollte mehr Etwas mit ihnen zu thun haben. Am allerärgsten räsonnirten die früheren Freunde und Schmarozer, deren Namen im „Ausständebuch" figurirte; sie glaubten durch Schimpfen ihre Schuld, wenn nicht decken, doch wenigstens vor dem Auge des Publikums verdecken zu können!

Wie gut war es doch, daß Franz Mayer dageblieben war! Die beiden Herren Löffler hatten, wie ihr Geld, so auch den Kopf verloren. Sie standen rathlos da, als wären sie neugeborene Kinder. Und Fanny? Nun die weinte sich die Aeuglein roth, und wollte vergehen vor Scham und Herzeleid. Franz Mayer war der Einzige, der den Verstand beibehielt und zugleich das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Er gab der Behörde richtige und genaue Auskunft, so daß diese im Augenblicke sah, wie hier von keinem betrügerischen Banquerotte die Rede seyn könne, weil die Principale auch nicht Etwas für sich retteten! Er tröstete die Fanny und brachte es so weit, daß sich dieselbe über die Erbärmlichkeit ihrer Mitmenschen wegzusetzen vermochte! In vier Wochen war die ganze Liquidation vorüber und dem früher reichen und angesehenen Haus Löffler war nichts geblieben, als eine Unfluth böser Nachreden und eine Menge früherer Freunde, die sich alle in Feinde verwandelt hatten. Nur für Fanny blieb

eine kleine Summe von einigen hundert Gulden, das Erbe ihrer verstorbenen Mutter. Gerne hätte sie auch dieses noch hergegeben, wenn dadurch der gute Name ihres Vaters hätte hergestellt werden können, aber — was hülfe ein Tropfen in's Meer?

Was nun beginnen? Auf diese Frage gab's natürlich nur Eine Antwort: „nach Amerika!“ — Was soll ein Banquerotteur, der nicht durch seinen Banquerott reich geworden ist (wie man Beispiele von Exempeln hat), in Deutschland anfangen? Als Arbeiter irgendwo eintreten? Das wäre der Schmach zu viel, und am Ende fände er nicht einmal einen Arbeitgeber! Von vorn anfangen? Mit was? Kein Mensch giebt ihm Credit. Die früheren besten Freunde gehen ihm aus dem Wege. Es bleibt ihm nichts, lediglich nichts, als nach Amerika zu gehen, wenn er nicht als Lump oder Vagabund im Spitale sterben will.

Also nach Amerika! Dort kennt man Einen nicht, und wenn man Einen auch kennt, so haben diese „Kenner“ auch „Dreck am Stecken,“ wie man zu sagen pflegt, und dürfen nichts sagen! Dort ist Arbeiten keine Schande, und wenn man auch wieder „schneidern“ müßte! Dort kann man den Blick wieder frei erheben, denn man hat lauter Schicksalsgenossen um sich! Also fort, nach Amerika!

„Wird wohl der Franz auch mitgehen?“ Die Augen Fanny's sahen so zagend und so schüchtern, so furchtsam und so ängstlich, so bange und so erwartungsvoll auf ihn, daß er sich nicht lange besann, sondern „ja“ sagte. Warum sollte er auch nicht? Vermögen hatte er keines, oder wenig. Er mußte also jedenfalls wieder eine Stelle suchen. Konnte er nun nicht auch drüben in Dienst treten? Es ist ja nicht aus der Welt, dieses Amerika, und die Brücke herüber ist so wenig abgeschnitten, wie

die hinüber. Probiren wollt er's einmal. Wie glänzten da die Augen Fanny's! Wie fröhlich war das Lächeln, mit dem sie ihm stillschweigend dankte! Schon das war eine Reise nach Amerika werth.

Freilich in Deutschland hätte er eine bessere Stelle bekommen, als in Amerika. In Deutschland wäre man in einem Tuchgeschäfte froh an ihm gewesen und ein schönes Salair war ihm gewiß. In Amerika mußte er sich bequemen, zu einem Grocer, d. h. einem Allerweltskrämer, zu gehen und mußte noch froh sein, daß ihn dieser nur annahm. In Deutschland hätte er von seinem Einkommen bequem und anständig leben können, und hätte der Freunde und Freude eine Menge gehabt; in Amerika mußte er hausen und sparen, sogar knickern, wenn er sich ein paar Thaler erübrigen wollte, denn sein Lohn war gering, kaum acht Thaler den Monat außer freier Station, und von einem Vergnügen, von Freunden war gar keine Rede. Und doch gereute es ihn nicht! Das machten wohl die Augen Fanny's, die mit einem ganz besondern Strahl auf ihn fielen, wenn sie einander alle Wochen einmal trafen. Wäre der Vater Fanny's ein reicher Mann in Deutschland geblieben, so hätte Franz an eine Verbindung mit ihr nie denken können; jetzt hatte sich die Sachlage wesentlich geändert! Fanny's Vater hatte nehmlich nach seiner Ankunft in New-York, von der Noth getrieben, nach seinem alten Handwerk gegriffen, und war wieder Schneider geworden, d. h. er arbeitete zu Hause auf Stück und seine Tochter half ihm getreulich mitnähen. Der Onkel, des Vaters Bruder, wollte sich nicht dazu bequemen, sondern meinte, als ein lediger Mann stehe es ihm zu, sein Glück anderswo und anderweitig zu probiren, und gieng also mit

dem letzten Gelde Fanny's nach Californien, um Schatzgräber zu werden.

So standen die Sachen im Spätherbst 1849, in welchem die vier Personen, von denen wir bisher gesprochen, nach Amerika herübergekommen waren. Drei Jahre darauf stand's schon etwas besser. Zwar Jakob Löffler war noch immer Schneider und mußte sein Brod mit der Nadel verdienen; zwar Fanny hatte es auch noch nicht weiter gebracht, als dem Vater in seinem Geschäft zu helfen, ob sie es gleich schon oft hätte weiter bringen können, wenn sie nur gewollt hätte; denn nicht blos einen Heirathsantrag erhielt sie (und darunter manchen sehr empfehlenswerthen) und nicht blos einmal hätte sie Gelegenheit gehabt, für ihr übriges Leben eine sorgenfreie Existenz zu bekommen! Zwar der Onkel in Californien war noch immer in Californien ohne den Stein der Weisen gefunden zu haben, wenn man den spärlichen Berichten trauen durfte, die man von Retourreisenden über ihn erhielt; denn er selbst hatte, außer einmal gleich nach seiner Ankunft in San-Franzisko, nie geschrieben oder auch überhaupt nur weitere Nachricht von sich gegeben. Allein dennoch stand jetzt Alles ganz anders, denn Franz Mayer hatte einen „deutschen Früchten- und Specereiladen" errichtet und Fanny Löffler hatte ihm versprochen, seine liebe Hauswirthin und Mitladeninhaberin zu werden. Das gab dem ganzen Verhältniß eine andere Wendung! Und doch war alles ganz einfach und natürlich zugegangen. Franz hatte sich in drei Jahren ein paar hundert Thaler erspart, freilich mit saurem Schweiß und mit mancher Entsagung und sogar Entbehrung; aber — er hatte sich's erspart. Dazu kam noch, daß er mit dem Engroshändler bekannt wurde, der seinem Principal, dem Grocer, den Thee

und Kaffeen nebst verschiedenen andern importirten Waaren lieferte, und daß dieser reiche Geschäftsmann an dem stillen, ruhigen Fleiß des „Deutschen" Gefallen fand und ihm von freien Stücken einen Credit anbot! Denn ein Amerikaner hält nicht zurück, wenn er Einem einmal traut. So wurde es denn Franz nicht gar zu schwer, ein kleines Lädchen mit deutschen Früchten und sonstigen Specereiwaaren zu errichten, und in diesem Lädchen oder vielmehr dem Hinterstübchen hinter diesem Lädchen wollen wir ihn aufsuchen.

Es war an einem Freitag Mittag im Monat September. Die Sonne schien heiß, wie im Sommer, und der klare Himmel lud zu einem Spaziergange ein. Franz Mayer aber dachte nicht daran, das Freie aufzusuchen, sondern rechnete emsig an seinem Pulte, während sein Gehülfe im Laden herumhandirte und die wenigen Kunden bediente, die an diesem Tage sich einstellten; denn der Freitag ist in New-York für den Detailkaufmann der schlechteste Tag in der Woche, weil der Arbeiter bis dahin meist all' sein Geld ausgegeben hat und erst am Samstag Abend wieder auf eine Einnahme zählen darf.

„Das Facit ist nicht schlecht," sagte Franz vor sich hin, während er Zahlen mit Zahlen addirte und dazwischen hinein seine Bücher fleißig zu Rathe zog. „In drei Monaten, seit ich aufgemacht habe, zweitausend fünfhundert Thaler umsetzen, ist nicht so übel. Wenn nur der Zucker mehr abwürfe! Ich muß ihn von jetzt an unmittelbar von Stuart beziehen (Stuart ist nehmlich der Name der berühmtesten Zuckerfabrik in New-York) und fünfundzwanzig Fässer auf einmal nehmen, wenn er mir nämlich Credit gibt. Freilich, wenn ich baar hinkönnte; es würde noch einen halben Cent ausmachen, auf's Pfund! Nun

mit der Zeit wird's schon gehen. Der Gedanke mit dem „deutschen Baumöl" war gar nicht übel, und mein importirter Weinessig trägt auch seine fünfzig Procent. Wenn's nur importirt heißt! Die Leute haben einen viel größeren Glauben daran, als an's Einheimische. Das macht die Anhänglichkeit an's alte Vaterland. Wenn ich erst einmal selbst importiren kann! Wenn ich nicht mehr aus zweiter oder gar dritter Hand kaufen muß! Nun vorderhand ist's schon so recht, wie's ist. Wenn's nur langt, daß ich nächstes Frühjahr meine Fanny nehmen kann, dann ist Alles gut. Und so weit langt's."

Er vertiefte sich wieder in seine Bücher und hörte gar nicht, wie jetzt die Ladenthüre aufging und nicht blos die Ladenthüre, sondern auch die Thüre in sein Hinterstübchen. Freilich wurde letztere Thüre nur ganz sanft aufgemacht, und die Person, die hereintrat, mochte wohl einen merkwürdig leichten Tritt haben, denn man mußte seine Ohren anstrengen, um Etwas zu vernehmen. Aber das spürte er doch, wie diese Person ihm die Hand, — eigentlich keine Hand, sondern ein Händchen — vor die Augen hielt und ihn vom Pulte hinwegzog.

„Fanny, Fanny! bist du's?" rief er freudig. Und im Nu hatte er das niedliche Händchen erfaßt und seinen Arm um den Leib der Eindringenden geschlungen und sie mit einem halb Dutzend Küsse für ihren Muthwillen abgestraft. Fanny ließ sich das Alles, wenn nicht ruhig, doch nicht ungern gefallen; denn sie lachte noch lustig dazu, als er sie gar nicht mehr loslassen wollte. Es war aber auch kein Wunder, daß er sie nicht loslassen wollte, denn sie war gar lieblich anzuschauen von Person und doppelt lieblich, weil der Schalk Amor in ihren Augen saß, und der Gott der Fröhlichkeit in ihrem runden Gesichtchen.

„Laß' mich los, Franz," f das Mädchen, indem sie an ihm hinaufhüpfte und ihn an beiden Ohren packte und ihm Kuß auf Kuß heimgab.

Franz wußte wohl, wie das „Losgelassenseyn" gemeint war und ließ nicht los. Aber später mußte er doch wohl, denn Fanny war blos ihrem Vater vorausgeeilt, und dieser trat jetzt auch in das Hinterstübchen.

Jakob Löffler war ein Mann von wohl fünfzig Jahren, sah aber noch jung und kräftig aus. Das viele Sitzen, dessen er sich seit seiner Anwesenheit in Amerika befleißigen mußte, hatte seiner Gesundheit offenbar keinen Eintrag gethan, ob er gleich etwas gebückt gieng und seine Wangen ein klein wenig eingefallen waren. Vielleicht fehlten ihm die vielen Schöpplein, die er draußen zu vertilgen gewohnt gewesen war, und die „Nebenfrühstücke", auch Frühmessen genannt! In Amerika mußte er hübsch zu Hause bleiben, sonst reichte der Verdienst nicht zur Existenz. Daher kam's auch wohl, daß er etwas stiller in seinem Betragen geworden war, nicht mehr den ganzen Tag von der Revolution und ihren Helden sprach, und in seiner ganzen Manier mehr Bescheidenheit an den Tag legte, als er draußen irgend für dienlich gehalten hätte. Heute aber mußte etwas Besonderes in den Mann gefahren seyn, denn er ging so straff und aufrecht, wie ein österreichischer Grenadier, und sein Auge schaute so dreist und verwegen, als hätte er gerade seinen Siegeseinzug in einer eroberten Stadt gehalten.

„Was ist dir denn, Vater?" fragte Franz verwundert, als er seinen künftigen Schwiegervater betrachtete, der sich gerade mit derselben Nonchalence auf einen Stuhl warf, wie in den alten Tagen von anno 1848 und 1849, wo man dem

reichen Löffler Alles gewähren ließ. „Wie komm' ich denn zu dem Vergnügen, daß ich Euch beide hier sehe, wo's doch weder Sonntag noch Montag ist? Am Freitag macht man doch sonst nicht blau?“

„Blaumachen?“ sagte Jakob Löffler mit geringschätzender Miene. „Wer spricht jetzt noch von Blaumachen? Künftig mache ich alle Tage blau. Mit dem Arbeiten hat's ein Ende.“

Franz dachte, sein Schwiegervater werde heute „ein Uebriges“ gethan haben, weil er so confus herausschwatzte und schaute auf Fanny, um sich Aufklärung zu verschaffen, allein Jakob Löffler bemerkte den Blick.

„Brauchst nicht so verwundert drein zu glotzen,“ rief er. „Es ist, wie ich sage. Mit dem Arbeiten hat's ein Ende. Ich bin nun wieder ein reicher Mann.“

Noch verwunderter schaute Franz Mayer. Woher sollte denn der Reichthum auf einmal gekommen seyn? In der Lotterie spielte sein Schwiegervater doch nicht und in Deutschland hatte er keine reiche Verwandte mehr!

„Der Onkel in Californien hat Geld geschickt,“ sagte jetzt Fanny, indem sich ihr fröhliches Gesicht ein wenig trübte. „Es ist gleichsam sein Vermächtniß, denn er ist von Californien nach Australien abgereist, um dort noch mehr Geld zu machen. Nun werden wir ihn wahrscheinlich nie mehr zu sehen bekommen.“

„Ja,“ fuhr ihr Vater fort,“ mein Bruder hat einen Sack voll Gold gesandt. Hab' ihn schon seit Jahr und Tag für todt gehalten und auch betrauert. Und nun lebt er und schickt Gold, gleichsam per Abschlag, vor seiner Abreise nach Australien, wo man das Gold schon gereinigt und in Stangen geschmolzen findet. Drum kann ich auch über seine Reise dahin nicht betrübt

sein, sondern im Gegentheil, ich freue mich, daß er sich so wacker gehalten hat in dem Räuberlande, wo die Leute sich Nachts todtschlagen und Tags Gold graben. Er hat mir offenbar sein halbes Vermögen vermacht, oder vielmehr er hat's am Tage der Abreise einem Freunde, der mit ihm in den Minen arbeitete, übergeben, um's mir zu bringen, und der ist heute angekommen. Ja, ja, staune nur! Der Freund ist wirklich gekommen! Mit dem heutigen Dampfboot von Californien ist er gekommen und hat's bei sich, in Goldstaub natürlich, und jetzt bin ich im Begriff, es mir zu holen. Darum zieh' nun schnell deinen Rock an und komm' mit. Denn sie sprechen da nichts als englisch auf den Californierschiffen, und im Englischen will's immer noch nicht recht vorwärts mit mir."

Es war in der That so, wie der Jakob Löffler erzählte. Der längst todtgeglaubte Bruder war jetzt natürlich nicht nur nicht gestorben, sondern er hatte Geld „gemacht," und was mehr werth war, einen Theil seinem Bruder geschenkt, und ein Reisender von Californien hatte das Kistchen mit Goldstaub bei sich, um es dem Bruder zu übergeben. Franz konnte sich aus dem Briefe, den Vater Löffler vorwies, selbst von der Wahrheit überzeugen.

„Das muß ein ehrlicher Mann seyn!" rief Franz, den Californierreisenden meinend, indem er seinen Ladenkittel auszog, um in seinen bessern Rock zu schlüpfen. „Aber es wird wohl nicht viel seyn, sonst hätte er's sicherlich für sich behalten."

„Nicht viel?" eiferte der Schwiegervater. „Warum soll's nicht viel seyn? Ich denke eine Million, oder so was."

„Oder auch noch weniger," lachte Fanny. — „Ach," setzte sie hinzu, „es ist wahrhaftig nicht recht, daß wir lachen, wo

doch der Onkel so weit fortgereist ist; aber ich kann mich einmal nicht verstellen, und am Ende würde der Onkel selbst mitlachen, wenn er jetzt bei uns wäre."

„Es ist nur gut, daß es Freitag ist," meinte Franz, „da gibt's wenig zu thun im Laden; sonst hätte ich am Ende nicht mitgehen können. 's Geschäft geht Allem vor."

„Bist schon ein rechter Krämer geworden, Franz," polterte Jakob Löffler; „ein ächter Duten- und Gucken-Krämer! Aber wart nur, das hat jetzt ein Ende. Ein Engrosgeschäft muß angefangen werden. Irgend eine großartige Fabrikunternehmung, ein Bergwerk oder so was dergleichen. Laß mich nur machen. Du weißt, wie ich's in Deutschland trieb. Immer in's Große! Wäre die dumme Geschichte damals nicht dazwischen gekommen, ich hätte jetzt nicht blos ein Tuchgeschäft, sondern eine Wollen-Manufactur, eine oder zwei Spinnereien und dergleichen. Krämerei kann ich nicht ausstehen."

„Laß ihm sein Steckenpferd!" flüsterte Fanny, als Franz Etwas erwiedern wollte. „Verdirb' ihm die Freude nicht."

Franz schwieg auch still, ob er gleich im Stillen dachte, daß sein Herr Schwiegervater wieder auf dem hohen Roß reite, das ihn in Deutschland so tief in den Sand geworfen hatte. Er nahm sich aber fest vor, das, was er gewiß und sicher hatte, nicht wegen einer Chimäre auf's Spiel zu setzen. „Ein Sperling in der Hand," dachte er, „ist besser, als ein Truthahn in Aussicht!" — Er gab seinem Commis noch einige Weisungen, auf den Fall, daß er länger ausbleibe, als er im Sinne hatte, und nun machten sie sich auf den Weg, die Goldstaubkiste in Empfang zu nehmen.

Die Dampfboote, welche von Californien kommen, oder vielmehr von der Bay von Chagres oder Nicaragua auf der atlantischen Seite (von diesen zwei Punkten führen Chausseen und sogar eine Eisenbahn quer über den schmalen Isthmus bis an die Pacificseite Amerika's, von wo aus wieder Dampfboote nach Sanfranzisko und Californien laufen; die Passagiere und Waaren, welche den weiten Weg um die Südspitze Amerikas herum scheuen, fahren bis nach Chagres oder Nicaragua, werden von da aus zu Land über den Isthmus befördert und fahren von den Seehäfen am stillen Meere wieder in Dampfbooten weiter nach dem Goldlande,) — landen alle an der Weststreet, d. h. an der Straße, welche auf der Westseite New-Yorks dem Hudson oder Northriver entlang läuft. Die entgegengesetzte Straße am Eastriver, am „Südfluß" heißt Southstreet und hier landen die meisten Schiffe, welche von Frankreich oder England kommen, während die Schiffe von Havre, Bremen und Hamburg, die „Auswandererschiffe" wieder fast Alle am Northriver anlegen. Im Allgemeinen kann man die Bemerkung machen, daß die Schiffe mit Passagieren zumeist den Docks an der West- und Nordseite zugetheilt werden, während die Paketschiffe, die blos Waaren führen, die Ostseite vorziehen. Die Docks sind hier bequemer, die Straße ist breiter, die Beifuhr der großen Waarenballen leichter. — Parallel mit der Weststreet läuft die Greenwichstreet, d. h. die Straße, in welcher die meisten Einwandererswirthshäuser liegen, so daß also die Passagiere, die an der Weststreet landen, nur wenige Schritte zu gehen haben, um in ihr Quartier in der Greenwichstreet zu kommen.

Franz Mayer schritt mit Jakob Löffler rüstig fürbaß, um

noch zu rechter Zeit an den Dock zu gelangen, wo das California-Dampfboot angelegt hatte. Der Freund, welcher die Goldkiste mitbrachte, hatte nämlich geschrieben, daß man sie bis vier Uhr in Empfang nehmen möge, die Zeit, wo er seine eigenen Kisten und Effecten vom Boote wegbrachte. Fanny hatte sich, nachdem sie eine Strecke Wegs mitgegangen, rechts gewendet, um nach Hause zu gehen.

„Bring' den Vater und das Geld sicher heim," flüsterte sie ihrem Bräutigam zu, „denn mir ist's immer bang, wenn ich nur das Wort Greenwichstreet höre."

„Aber wir gehen ja nur über die Greenwichstreet hinüber in die Weststreet," erwiederte Franz; „ich mag selbst in der verrufenen Straße nichts zu thun haben."

„Du wirst sehen, du bringst den Vater nicht heraus," meinte Fanny, „ohne daß er ein Stück Geld dort liegen ließ. Um's Geld ist mir's nicht, ob wir's gleich sauer verdienen müssen, aber die Greenwichstreetloafer . . .! Man ist ja bei hellem Tage seines Lebens dort nicht sicher, viel weniger bei Nacht!"

Franz versprach sein Bestes; denn um keinen Preis wäre Fanny zu bewegen gewesen, selbst mitzugehen. Sie that auch recht genug daran, denn die Greenwichstreet war damals kein Aufenthalt für ordentliche Mädchen.

Als die beiden Männer auf den Dock traten, wo das Dampfboot angelegt hatte, hatten sie Mühe, durch die Masse Menschen und Waaren und Kisten sich durchzuwinden. Solch ein Dampfboot speit immer seine fünf- bis sechshundert Passagiere aus, und bis diese Alle ihre verschiedenen Mantelsäcke, Koffer und Effekten ausgeladen, und den Karrenfuhrleuten

übergeben haben, die sie in ein von ihnen bezeichnetes Gasthaus führen sollen, geht nicht blos geraume Zeit verloren, sondern es entsteht auch meist ein Wirrwar, den ein Fremder auf solide und friedliche Art zu lösen für unmöglich gehalten hätte. Zufällig war heute noch am nächstgelegenen Dock ein Einwandererschiff gelandet, und somit entstand doppelter Wirrwar und doppeltes Durcheinander, denn das letztgenannte Schiff hatte ebenfalls eine Menge Passagiere mitgebracht, welche ihre Effekten durch Karrenfuhrleute in die Greenwichstreet zu befördern hatten. Es war ein Geschrei und Gejohl, ein Fahren und Jagen, ein Fluchen und Schimpfen, daß man sein eigenes Wort kaum hörte. Dazu hatte sich eine Menschenmasse: „Passagiere, Karrenleute, Neugierige, Mäkler, Runner, Diebe, Loafer u. dgl." gesammelt, daß man seine Ellbogen brauchen mußte, um auf den Dock selbst zu gelangen. Endlich waren sie soweit, und kamen auch glücklich genug auf's Dampfboot selbst.

„Wie viel Nummero ist die Cajüte?" fragte Franz.

„Nummero 37," erwiederte Jakob Löffler, „und Master Dyer ist der Name."

Sie fanden bald, was sie suchten. Auch den Master Dyer fanden sie. Er war eifrig beschäftigt, seine Effekten zusammenzubinden und seine Koffer zu schließen.

„Endlich," sagte dieser, als sie sich ihm vorgestellt hatten. „Glaubte schon, Sie kämen gar nicht. Haben Sie den Ausweis, daß Sie wirklich Jakob Löffler sind?"

„Sie meinen den Brief, den Ihr Freund vor drei Jahren gleich nach seiner Ankunft in Californien an seinen Bruder hierher geschrieben hat?" entgegnete Franz. „Hier ist er."

So war die Identität hergestellt und der Fremde über-

lieferte dem Jakob Löffler ein kleines Kistchen, das sich aber ziemlich schwer anfühlte.

„Enthält's wohl eine Million?“ frug Jakob.

Der Fremde lachte laut auf. „Eine Million?“ entgegnete er. „Da müßt's wenigstens fünfzigmal größer und schwerer seyn! Aber ich denke, als „Gruß“ ist's immerhin schwer genug.“

Herr Dyer ließ sich nun in aller Form quittiren und somit war die Sache abgemacht. „Wenn Sie etwas Näheres über Ihren Bruder erfahren wollen, so besuchen Sie mich im Lovejoi's-Hotel, wo ich einige Tage bleiben werde, ehe ich nach Europa abreise,“ setzte er hinzu.

Jakob Löffler hätte gar zu gerne genau gewußt, wie viel Goldstaub in dem Kistchen enthalten sey, aber er mußte sich gedulden, denn der Fremde schien ziemlich kurz angebunden zu seyn. Sie halfen nun alle drei zusammen, die Kisten und Mantelsäcke auf's Deck hinauf und von da auf den Dock zu schaffen. Master Dyer verwandte kein Auge von seinen Effekten, bis sie alle neben einander lagen. Franz erbot sich einen Karrenfuhrmann herbeizuschaffen, und Jakob Löffler blieb einstweilen bei Master Dyer, indem er sein Kistchen zu den Effekten desselben stellte. Indem ging ein ganzer Zug Menschen von dem Emigrantenschiffe daneben der Greenwichstreet zu. Die Masse, welche sich an den beiden Docks herumtrieb, wurde daher auseinandergeschoben und es entstand ein furchtbares Gedränge. Viele wurden zu Boden geworfen und auch hart neben Jakob Löffler und dem Fremden fiel Einer fast über dessen Mantelsäcke hin. Ein Dritter sprang sogleich herbei und hob ihn hülfreich auf, und Beide entfernten sich noch in demselben Momente.

„Ein Dieb, ein Dieb," schrie da plötzlich Master Dyer, indem er wie der Blitz aufsprang. „Haltet den Dieb, haltet den Dieb!"

Beim Rufen blieb er aber nicht stehen, sondern sprang dem Diebe nach, so schnell er nur konnte. Offenbar war der „Fall" des Mannes, den der Andere so schnell wieder aufhob, nur eine Maske gewesen, um den Diebstahl zu verdecken; es war ein Spiel, wie es unter Newyorker Dieben gewöhnlich ist. Die Menschenmenge, sobald sie den Ruf „Dieb" hörte, betheiligte sich an demselben und bald schrie Alles durcheinander nach dem Diebe. Ein Theil rannte dahin, ein anderer dorthin, von Polizei war aber nirgends etwas zu sehen, denn die Newyorker Polizei ist selten bei der Hand, wo man sie braucht, absonderlich nicht in der Greenwichstreet. Jakob Löffler war von dem Geschrei ganz betäubt und wußte zuerst gar nicht, was der Lärm bedeuten sollte. Im nächsten Moment aber, als er den Herrn Dyer wie rasend davon rennen sah, bemerkte er, daß auch sein Goldkistchen fehlte. „Höll und Teufel," rief er, „mein Goldstaub, mein Goldstaub," und machte sich ebenfalls dran, fortzustürzen. Er hatte jedoch nicht Zeit dazu, denn in derselben Minute kehrte schon Master Dyer zurück. Letzterer hatte wohl das Unnütze seiner Verfolgung eingesehen, da es nicht blos schwer, sondern geradezu unmöglich ist, einen Menschen aus einer solchen Masse herauszufinden, den man nur von hinten gesehen hat, und im Gesicht hatte Dyer den Dieb nicht erblickt. Ueberdieß hatte dieser seinen Raub wahrscheinlich gar nicht mehr selbst im Besitz, sondern ihn ohne Zweifel gleich nach der That einem Dritten übergeben, der damit in einem Nebengäßchen, an denen es hier nicht mangelt, oder in einem

der vielen liederlichen Häuser, womit die ganze Umgebung besäet ist, verschwunden war. Wie war es also möglich, des eigentlichen Thäters habhaft zu werden? In der Begleitung Dyers kam ein großer, starker Mann, dem kein kleiner Theil der Menge ruhig und zuvorkommend Platz machte. Ja Viele schlichen sich still davon, als sie des Mannes ansichtig wurden, während Andere neugierig ihre Köpfe emporstreckten, um denselben genauer zu sehen.

„s' ist French Louis!“ flüsterten Einige halblaut und wie ein Lauffeuer ging die Rede ringsum.

Der Mann, vor dem die Leute so großen Respekt hatten, maß wohl seine sechs Fuß und fünf Zoll. Seine Brust war so breit, wie die eines Pferdes, und seine Arme und Beine trugen einen Körper, der eines Athleten würdig gewesen wäre. Er hatte blaue Augen, aber dunkle Haare und trug einen dichten Schnurrbart. Seine Gesichtsfarbe lief in's Braune, wie bei Einem, der längere Zeit in einer heißen Zone gelebt hat; die runden Wangen jedoch, das Grübchen im Kinn und die weiße Stirne ließen den Mittel-Europäer nicht verkennen.

„Freund!“ sagte er zu Jakob Löffler, seine schwere Hand auf dessen Schulter legend; „bleib' nur sitzen, du fängst den Dieb doch nicht. Aber zuerst wollen wir wissen, wem dieses Kistchen gehört, das der Bursche auf seiner Flucht hat fallen lassen.“ — Dabei hielt er mit der Linken das Kistchen empor, welches dem Jakob Löffler vor Kurzem übergeben worden war.

„Meine Goldstaubkiste!“ schrie dieser wie besessen, so bald er einen Blick darauf geworfen hatte. „Meine Goldstaubkiste! Gott sey Dank, sie ist wieder gefunden!“

„Du bist auch noch verdammt grün!“ meinte French Louis,

den Jakob Löffler verächtlich anblickend. „Muß denn Jedermann wissen, daß Goldstaub darin ist? Du wirst mit dem Bettel fertig werden, ehe das Jahr um ist." — „Gehörst du zu dem Grünhorn da?" wandte er sich an Franz Mayer, der inzwischen mit einem Karrenmann gekommen war, und sich hinter seinen Schwiegervater gestellt hatte; „ist dem so, so nimm das Kistchen zur Hand, sonst ist es zum zweiten Male wegstipitzt, ehe du dich nur umsiehst."

Alles dieß sprach der Mann in englischer Sprache, und benahm sich dabei so, als wenn er hier Herr im Hause wäre. Nunmehr wandte er sich an den Master Dyer und sah ihn scharf an, ehe er ihn anredete. „Monsieur de Doyer", sagte er dann auf französisch, ohne jedoch, während er sprach, auf den Herrn Dyer zu sehen; seine Augen blickten vielmehr in ganz entgegengesetzter Richtung. „Sagen Sie mir gefälligst gar Nichts von dem, was Ihnen gestohlen wurde, sonst (die Bursche haben gute Ohren) wird's so verborgen, daß keine Seele mehr dahinter kommt. Ich erwarte Sie aber Morgen früh in meiner Wohnung, Batteryplace Nro. I. Keine Antwort, wenn ich bitten darf. Fahren Sie mit ihren Effekten in Ihren Gasthof und Morgen früh au revoir."

Der Herr Dyer machte es auch so, wie ihm gerathen worden war. Er gab dem starken, großen Manne gar keine Antwort, obgleich man's ihm ansah, daß ihm das Stillschweigen schwer fiel, denn wie kam der Mann dazu, ihn zu kennen und gar französisch anzureden? — Auch Franz und sein Schwiegervater waren daran, sich heimzubegeben; aber da wurde nichts daraus.

„Hoh! Holla, du altes deutsches Grünhorn!" schrie

French Louis, als er merkte, daß sich Jakob Löffler entfernen wollte. „Glaubst du, du kommst so ungeschlagen weg? Meinst wohl, ich hab' dir dein Kistchen für nichts und wieder nichts aufgehoben? Buben, kommt!" wandte er sich an ein halb Dutzend junger Bursche von etlichen und zwanzig Jahren, die gleichsam sein Gefolge oder seine Leibgarde zu bilden schienen. „Das deutsche Grünhorn muß tractiren!" —

Auch dieß verhandelte er wieder englisch; dann setzte er aber auf deutsch hinzu, indem er den Arm Jakob Löfflers unter den seinigen schob: „Hab keine Angst, Alter; ich will's gnädig mit dir machen. Sollst mit ein paar Thaler wegkommen. Kommt, Kameraden," rief er wieder in englischer Sprache. „Das Dürkheimer Thal ist voll Emigranten. Wir wollen uns einen Jux dort machen."

Fort ging's nun der Greenwichstreet zu, und Jakob Löffler mit Franz Mayer mußten folgen, ohne daß sie wußten, wie ihnen geschah.

Die Greenwichstreet war vor einigen Jahren eine ganz andere, als sie jetzt ist. Noch ein Decennium weiter und man erkennt sie gar nicht mehr! Damals in den Jahren 1849 bis 1853 war sie die Straße der Eingewanderten, besonders der deutschen Eingewanderten, die Straße, wo alle „Grünen", Alle, die von Europa herüberkamen, um in Amerika eine neue Heimath zu finden, abstiegen und verkehrten. Gerade im Jahre 1852 aber hatte sie ihren Culminationspunkt erreicht. Damals sah man in dieser Straße mehr deutsche Schilder als amerikanische, denn alle Geschäfte, die dort getrieben wurden, bezogen sich auf die Einwanderung und lebten von der Ein=

wanderung. Da gab es deutsche Beförderungsbureaus, Agenturen der verschiedenen Eisenbahn- und Dampfschifffahrtsgesellschaften, welche mit den Einwanderern Accorde über deren Weiterreise ins Land hinein abschloßen, und ihren eigenen Vortheil bei diesen Accorden nicht außer Acht ließen. Da gab es deutsche Ellenwaarenhandlungen, die den frisch Angekommenen mit Waaren nach amerikanischer Façon versahen; da gab's deutsche Barbiere, deutsche Geldwechsler, deutsche Karrenmacher, sogar deutsche Cigarrenhändler und Pfeifenköpfelieferanten. Absonderlich und vor Allem aber gab's deutsche Wirthshäuser. Jedes Souterrain, auf amerikanisch Basement, enthielt fast ein deutsches Bierhaus, und welcher Gattung diese Bierhäuser waren, das konnte man schon aus ihren Schildern, aus den Titeln und Benennungen, die sie ihren Kneipen gaben, ersehen. Hier hieß eins: „zum stillen Vergnügen", dort ein anderes „zur Stadt Bremen"; nun las man: „zum Hamburger Berg", und gleich daneben „zum türkischen Sultan." Mancher Inhaber einer solchen Spelunke wurde noch deutlicher und schrieb auf seinen Schild: „zu den Haremsfreuden" oder gar „zum Venustempel", und stellte farbige Lampen an den Eingang zu seinem Kellerloche. Andere begnügten sich nicht mit den Lampen, sondern ließen den ganzen Tag ein lebendiges Venusexemplar mit weit ausgeschnittenem Kleide und gefärbten Wangen auf den oberen Treppenstufen sitzen, die in das Souterrain hinabführten. Außer diesen Kneipen aber gab's noch eine Menge anderer Wirthshäuser, die sich Gasthöfe und Hotels nannten und den Einwanderern als Absteigequartiere dienten. Ja fast jedes dritte Haus der ganzen Straßenlänge von der Battery an bis in die Nähe des Washingtonmarktes war ein solches Emigranten-

gasthaus. An solchen mit englischen und amerikanischen Titeln fehlte es auch nicht, die meisten waren aber deutsche Wirthshäuser. Das Eine hieß sich: „zur Schweizerheimath," das Andere „zum Meiningerhof"; ein Drittes prangte mit dem Schild: „zur Stadt Pforzheim" und ein viertes hieß: „Stuttgarterhof". Das Fünfte machte sich breit als „Europäische Republik" und ein Sechstes als „Darmstädter Hof." „Stadt Reutlingen", „Stadt Tübingen", „Stadt Heilbronn", „Stadt Zürich", „Stadt St. Gallen" und dergleichen mehr gab's in Hülle und Fülle, ja sogar „die drei Bundesbrüder", „der Wilhelm Tell" und „die deutsche Heimath" fehlten nicht. Jeder Deutsche konnte sich ein Wirthshaus mit einem Titel aussuchen, der seine frühere Heimath repräsentirte. Er konnte sicher sein, einen Gasthof zu finden, in welchem „Landsleute" die Rechnung machten!

In der That glaubte man sich in jenen Tagen nach Deutschland versetzt, wenn man die Greenwichstreet betrat. Nicht nur sah und hörte man nichts, als deutsche Gestalten und deutsche Laute, sondern die Leute auf der Straße, die Bauernbuben mit der Pelzmütze über den Ohren und der Ulmerpfeife im Munde, die Mädchen in kattunenen Röcken mit langen Zöpfen und ohne Kopfbedeckung, mußten Einen anheimeln. Kein Wunder, wenn der deutsche Einwanderer, nach wochenlangen Drangsalen und Entbehrungen zur See, es sich während einiger Tage wohl seyn ließ in der Greenwichstreet, wenn er sich vorher behaglich stärkte, ehe er die Weiterreise in's Innere antrat! Kein Wunder, wenn es den Wirthen der Greenwichstreet ohne besondere Mühe gelang, ihre Gäste oft eine ganze Woche und darüber festzuhalten, ehe sie an die schreckensvolle Abrechnung mit

dem Gastgeber auf der einen und ihrem Geldbeutel auf der andern Seite kamen, und dann über Hals und Kopf an's Weiterreisen oder an's „Beschäftigungsuchen" in der Stadt dachten! Gab es doch deutsches Lagerbier, deutschen Wein, deutsches Sauerkraut und deutsche Würste in Hülle und Fülle!

So war's damals im Jahr 1852.

Der Mann, den sie French Louis nannten, hielt mit seinen Gefährten vor einem ziemlich ansehnlich ausschauenden Hause, über dessen erstem Stocke in großen Buchstaben „zum Dürkheimer Thal" angeschrieben stand. Es sollte dieß zum Zeichen dienen, daß Leute aus Rheinbayern hier eine zweite Heimath finden würden. Allein natürlich war der Wirth nicht darauf versessen, blos Rheinbayern oder Ueberrheiner, wie sie sich lieber nannten, zu beherbergen, sondern nahm andere deutsche Landsleute mit eben so großem Vergnügen auf, wenn sie nur einen vollen Geldbeutel oder wenigstens einen schweren Koffer, an den man sich zur Noth halten konnte, mitbrachten. Der Schild war der Lockvogel für die „engeren" Landsleute, welche aber dann oft die andern Mitreisenden in ihrem Gefolge mitschleppten; denn wo von einem Schiffe Einer hingeht, da schließt sich gleich eine Menge Anderer an, besonders wenn der Eine bestimmt behauptet, daß in „seinem" Gasthofe gut wohnen sey. Es handelt sich also immer darum, diesen „Einen" zu gewinnen und dazu hält der Wirth seine eigenen Leute, die man „Runner" heißt, — Menschen, die sich in Deutschland auskennen und aus jeder Schiffsladung Emigranten einen Landsmann herausfinden, vermittelst dessen sie dann die andern Auswanderer oder wenigstens einen Theil derselben födern.

Auch heute mußte im „Dürkheimer Thal" eine ordent-

liche Portion Auswanderer angekommen seyn, denn die große Wirthsstube, welche das ganze Parterre des Hauses einnahm, war gedrängt voller Leute. Dieselben hatten gerade abgespeist, denn der Wirth wird doch seine Landsleute nicht ohne Mittagsmahl lassen, auch wenn sie erst gegen Abend ankommen. Rechnet er ihnen doch diesen Tag auch für einen vollen, wenn's gleich nur ein Viertelstag war! So saßen nun die Meisten theils vor der Hausthüre, theils innen an langen Tafeln und ließen sich das lang entbehrte Bier oder auch den theuern Wein wohl schmecken. Hinter der Bar, d. h. dem großen, langen und breiten Schenktisch, der eine ganze Seite des ziemlich umfangreichen viereckigten Zimmers einnahm, stand eine dicke, schmeerbäuchige Frau, welche das ganze Zimmer überwachte und sich jeden Schoppen und jede Flasche notirte, welche die Herren Emigranten „auf Rechnung" tranken. Als French Louis mit seiner Gesellschaft eintrat, nickte sie ihm vertraulich zu und im nächsten Moment schon stand ihnen ein besonderer Tisch zur Verfügung.

„Nun, altes Grünhorn," sagte Louis, zu Jakob Löffler gewandt, „wirst dich hoffentlich nicht schlecht finden lassen. Was willst tractiren?"

Jakob Löffler hatte sich jetzt gefaßt und von seiner Verwirrung, in die ihn die letzten Ereignisse gestürzt hatten, erholt. „Sind Sie wirklich und in der That der berühmte French Louis?" fragte er, den Letzteren mit einer Art Ehrerbietung betrachtend. „Habe ich wahrhaftig das Vergnügen, mit Ihnen in Person zusammen zu seyn?"

„Kerl, ich glaube du faselst," erwiederte der Angeredete, doch nicht ohne daß man's ihm ansah, wie ihm der Respekt

des alten Deutschen nicht wenig schmeichelte. „Ich bin French Louis, der Greenwichstreetbube, und wenn du noch einmal „Sie" zu mir sagst, so mußt du zweimal statt einmal tractiren."

„Nun wenn's so ist, wenn mir wirklich die Ehre zu Theil wird, und wenn du es nicht anders haben willst", entgegnete Jakob Löffler, „so soll unsere Bekanntschaft auch rechtschaffen gefeiert werden. Kellner, zehn Flaschen Deidisheimer für unsere Gesellschaft, die Flasche zu einem Thaler."

„So laß ich mir's gefallen," lachte French Louis. „Ich sehe, du bist kein Knauser. Drum sollst du auch mit diesem Tractement wegkommen und nicht noch einmal behelligt werden. Und du Schlingel," rief er dem Kellner englisch zu, „bring' keins von eurem eignen Fabrikat, kein Teufelsgeschmier, sondern Wein; du weißt, ich kenne mich aus, und 's wär' dein eigener Fehler, wenn ich dir die Flaschen auf dem Kopf zerschlagen müßte."

So kam der Wein und in der That kein schlechter, wenigstens war's Wein, während die Andern ringsum, die auch ihren Thaler für die Flasche zahlen mußten, ein Getränk erhielten, das Deutschland nie gesehen hatte und noch viel weniger einen Weinstock. Dieß hinderte die Leute aber nicht, kreuzfidel zu seyn und Glas nach Glas zu leeren. Auch die Unterhaltung der Gäste war lebhaft genug. Besonders an einem Tisch ging es laut und lustig her. Da saßen ein Dutzend junger Männer und Mädchen, die gänzlich ohne Sorge in die Zukunft schauen mochten; denn ihre Gesichter strahlten vor Vergnügen. Das große Wort bei ihnen führte jedoch ein schon bejahrter Kamerad, ein Mann in den Dreißigen, seiner Aussprache nach ein Norddeutscher, wenn nicht gar ein Berliner selbst. Es war dieß

ein ziemlich magerer Bursche mit leichtsinnigen, aber listigen Augen, einer spitzigen, naseweisen Nase und einem Kinn, das er von einem Juden entlehnt zu haben schien. Die jungen Männer und Mädchen, die neben ihm saßen, hörten ihm mit tiefem Interesse zu und man sah es ihnen an, daß sie voller Bewunderung an dem Redner hingen.

„Wie ich euch sage," declamirte der Magere, „ich war dabei, als die ersten Barrikaden in Dresden errichtet wurden; ich war der erste darauf und der letzte, der sie verließ. Dreimal stürmten die Preußen; Hunderte fielen neben mir; die Kugeln prasselten wie Hagelkörner; ich allein wankte nicht und zuletzt war ich der Einzige, der die Barrikade vertheidigte. Ich wäre nie gewichen, wenn sie nicht am Ende Feuer an dieselbe gelegt hätten."

„Und in Berlin waren Sie auch?" fragte ihn Einer der Nebensitzenden.

„Das will ich meinen!" rief der Angeredete. „Und wie war ich dort? Habe ich nicht den Club unter den Linden angeführt? War ich nicht unter denen, welche die Todten vorm Schlosse vorbeitrugen? Hat nicht der König vor uns seine Mütze abgenommen? War ich nicht in seinem Gefolge, ein Auserwählter des Volkes, als er mit der schwarzrothgoldnen Fahne in den Straßen Berlins herumzog, die deutsche Freiheit verkündend?"

Auch an den andern Tischen wurde die Unterhaltung lebhaft und laut geführt. French Louis aber war inzwischen zu der dicken Wirthin am Schenktisch getreten.

„Wie viel bekommst du, Louis?" fragte ihn diese, so

bald er ihr nahe genug war, um sich flüsternd unterhalten zu können.

„Ich habe dir heute zweiundneunzig gebracht," erwiederte Louis; „der Lump von der Schweizerheimath hat mir die Andern abspenstig gemacht. Aber dafür hast du Leute, die acht Tag und länger bei dir bleiben werden. Morgen will ich sie ausholen, wohin sie Alle reisen, und dann werd' ich sie bucken.*) Das berechnen wir dann übermorgen miteinander. Für heute gibst du mir blos das Kopfgeld." **)

„Bucke sie lieber erst übermorgen," sagte die Wirthin, „wenn's Leute sind, die Geld in der Tasche haben, so sollen sie wenigstens die Hälfte bei mir lassen. 'S ist bei mir gerade so gut aufgehoben, als wenn's ihnen andere Leute abnehmen. Doch — was trinkst du Louis?"

„Willst du tractiren?" meinte Louis. „Nun so gib mir einen Schluck Brändi."

---

*) Bucken ist ein deutsch-amerikanisches Wort und kommt von Book, das Buch her. Will ein Einwanderer weiter reisen, so führt ihn der Runner in ein „Weiterbeförderungsbureau," läßt ihn dort einschreiben und kauft ihm ein Billet. Dieses Billet muß der Einwanderer mit ein bis drei Thalern zu viel bezahlen und dieses Geld erhält dann der Runner von dem Weiterbeförderungsbureauinhaber rückvergütet, und theilt es mit dem Wirthe, wo der Einwanderer logirt. Kostet z. B. ein Billet nach Buffalo mit dem Emigrantenzug drei Thaler, so rechnet man dem Einwanderer vier Thaler; kostet ein Billet nach Detroit zehn Thaler, so rechnet man zwölf u. s. w.

**) Das Kopfgeld ist die Abgabe, die sich die Runner von den Wirthen für das Zuführen von Kunden zahlen lassen. Meist ist es ein halber Thaler per Kopf. Natürlich müssen die Emigranten dieses Geld indirect wieder leiden.

Die Wirthin schenkte zwei Gläser ein, ein's für sich, ein's für den Eingeladenen. Sie stießen miteinander an, tranken ihr Glas aus, und die Wirthin zählte dem Louis sechsundvierzig Thaler in Papiergeld auf den Counter oder die Schenktischplatte, worauf sich dieser wieder zu seinen Kameraden verfügte.

„He, lustig!“ rief Louis, indem er sich wieder an seinem Tisch niederließ. „Jetzt ist das Tractiren an mir. Ihr habt ja bei Gott Alle leere Gläser. Kellner, noch zehn Flaschen, aber von derselben Sorte, sonst geht dir's schlecht.“

„Merkwürdig!“ sagte Jakob Löffler. „Merkwürdig! Den Mann muß ich näher kennen lernen!“

Jakob Löffler hatte nämlich eine besondere Passion für berühmte Leute, und besonders für Solche, die sich in der sogenannten deutschen Revolution hervorgethan hatten, weil er selbst sich immer noch mit Begeisterung der Zeit erinnerte, wo er auch eine Rolle mitgespielt, oder vielmehr mitzuspielen geglaubt hatte; und da nun an dem Nebentische, wo die jungen Leute saßen, der Berliner fortfuhr von seinen Revolutionsheldenthaten zu erzählen, so erzitterte dem alten Löffler das Herz im Leibe vor lauter Freude.

„Ob ich in Wien mit dabei war?“ rief gerade der Magere. „Wie mag man mich nur so fragen! Ein Mann, der sich Johannes Blum nennt, und ein Neffe des berühmten Robert Blum's ist, des Märtyrers für deutsche Freiheit und Ehre, der Mann muß in Wien mit dabei gewesen seyn! Ich habe auf den Wällen mitgefochten und wie Messenhauser todt war, ward ich der Führer seiner Getreuen. Wir fochten bis auf den letzten Mann und schlugen uns am Ende zu Vierundzwanzig durch dreißigtausend Croaten durch. Damals hätt' ich den

Jelachich beinahe vom Pferde gerissen, wenn nicht ein ganzes Regiment sich auf mich geworfen hätte. Und nun fragt mich noch einmal, ob ich in Wien mit dabei war!"

Der Mann hatte so laut gesprochen, daß eine Zeitlang alles übrige Gespräch ein Ende nahm und die ganze Gesellschaft nur ihm lauschte. Die Meisten sahen erstaunt und voller Bewunderung auf den Tapfern, der in Dresden, Berlin und Wien den Heldenlorbeer erworben. Jakob Löffler aber konnte sich nicht mehr halten.

„Was?" rief er. „Einen Neffen des hochedlen Robert Blum haben wir in unserer Mitte? Einen Freiheitskämpfer von Wien und Dresden? Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke. So sollten wir viele Männer hier haben, dann würde Amerika bald das Land der wirklichen Freiheit, die Heimath alles Edlen seyn!"

Auch French Louis war auf den letzten Passus hin, den der Berliner preisgegeben, aufgestanden und hatte sich dem Magern mit einem ernsten Gesichte genähert.

„Ich wußte gar nicht, daß wir einen so hoch berühmten Mann in unserer Mitte haben," sagte er feierlich. „Amerika kann sich Glück wünschen, den Herrn Johannes Blum künftig sein eigen zu nennen. Aber — Sie werden es uns wohl nicht abschlagen, ein Glas Wein mit uns zu trinken? Einen Stuhl Kellner und ein frisches Glas für Herrn Johannes Blum, den Helden von Berlin, Dresden und Wien, den Neffen Robert Blums, des Märtyrers!"

Dieß Alles sagte er mit einem solchen Ernst, und mit so viel Ehrfurcht im Blicke, daß der Fremde nicht umhin konnte, seiner Einladung zu folgen. Jakob Löffler war ganz selig,

den tapfern Helden nunmehr in seiner nächsten Nähe zu haben, denn er hatte einmal eine Passion für Revolutionshelden, weil er sich selbst für ein Stück von einem solchen hielt.

„Noch zehn Flaschen auf meine Rechnung," commandirte er. „Der Tag ist eine Million werth."

„Aber Vater," warf Franz Mayer ein, der sich bisher ganz passiv verhalten und damit begnügt hatte, den ruhigen Beobachter zu spielen. „Es wird doch wohl zu spät werden, wenn wir jetzt nicht aufbrechen, und Fanny könnte in Unruhe kommen."

„Pah, Weiberfirlefanz," rief Jakob Löffler, der den Wein zu spüren begann. „Ich bin nunmehr ein reicher Mann und habe nichts nach Uhr und Zeit zu fragen. Und jetzt soll ich mich nach Hause trollen, wo das Vergnügen hier erst angeht? Heute, wo wir die Ehre haben, den Neffen Robert Blums zu begrüßen? Geh' mir vom Leib, du fängst an, ein knickerichter Krämer zu werden und die ächte kaufmännische Speculation geht dir ab. Ich sehe schon, ich muß künftig das Heft in die Hand nehmen."

Franz schwieg still, denn er fürchtete, der Wein und der Widerspruch könnte vielleicht noch zu andern Expektorationen führen. Der Neffe Robert Blums aber lauschte begierig auf Alles, was Jakob Löffler sprach, und setzte sich nun noch näher zu ihm.

„Sie sind ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat," meinte er, dem weinseligen Alten die Hand drückend. „Ihr Blut schlägt noch für den Ruhm und die Ehre Deutschlands. Sie haben gewiß auch für die Freiheit gestritten und gelitten."

Das war das Steckenpferd Jakob Löfflers und nunmehr war er gar nicht mehr fortzubringen.

Unterdessen hatte French Louis mit einigen seiner Genossen stille Rücksprache genommen.

„Bläsi," sagte er zu einem der Bursche, den ein besonders listiges Auge auszeichnete. „Der Kerl da, der von seinen Heldenthaten großprahlt, ist jedenfalls ein Tropf, lasse ihn nicht aus dem Auge und geh' ihm nach, wenn er das Haus verlassen sollte. Spiele ihm ein Stückchen auf, damit er amerikanisch tanzen lernt. Und du, Marly," wandte er sich an einen Andern, der ein Pflaster im Gesicht trug, wahrscheinlich um eine noch nicht vernarbte Wunde zu verdecken, „du mußt in die Orangestreet und ein blaues Auge dran wagen. Die Deadrabbits werden nach und nach gar zu verwegen, sie greifen in unser Revier ein und wagen sich auf unsere Jagdgründe. Ha, was ist das?" unterbrach er sich selbst, starr auf einen Mann sehend, der bisher still an einem Tische gesessen und kein Wort gesprochen hatte, aber eben im Begriff war, das Zimmer zu verlassen. Es war ein starkknochigter, rothhaariger Bursche, der ein Halstuch über das Kinn gebunden hatte, welches sein Gesicht halb verdeckte. „So wahr ich lebe," fuhr Louis fort, als der Mann, wie er vielleicht glaubte, unbemerkt hinausschlüpfte, „es ist der Dutch-Jakob. Geh' ihm nach, Marly, aber so, daß er Nichts merkt. Rück' einen Thaler dran und tractir' ihn. Es ist ein Deadrabbitsmann und wollte uns ausspioniren. Der weiß jedenfalls von dem Diebstahl am Dock des Californiendämpfers."

Marly verließ eilig das Wirthshaus, und French Louis

wandte sich nun wieder zu der Gesellschaft. Inzwischen hatte sich der Berlinerheld Jakob Löfflers gänzlich bemächtigt.

„Ob's mir glücken muß?“ rief er soeben aus. „Nun das will ich meinen! Es kann mir gar nicht fehlen. Ich will den Amerikanern zeigen, was sie noch nicht wissen. Hier steckt's,“ perorirte, er auf seinen Vorderkopf zeigend. „Ein Mann, der so viel gelernt hat wie ich, existirt noch gar nicht in diesem Welttheil.“

„Und worin bestehen denn hauptsächlich Ihre Kenntnisse?“ fragte Franz, der sich nun nicht länger halten konnte.

„Worin?“ frug der Neffe Robert Blums fast unwillig. „Ich verstehe Alles! Ich bin ein eben so guter Kaufmann, als ein gründlicher Gelehrter. Hauptsächlich aber habe ich mich auf Naturkunde, Geologie und Metallurgie geworfen. Mir ist Nichts verborgen, was in und außer der Erde ist.“

„Da können Sie ja auf Gold und Silber graben,“ meinte Franz, den der mißbilligende Blick seines künftigen Schwiegervaters nicht abhielt, einigen Zweifel in die selbstlobenden Reden des Revolutionshelden zu setzen, „und am Ende finden Sie noch den Schatz Kids, des Seeräubers.“

„Sie sind natürlich Preuße,“ frug French Louis.

„Ich habe die Ehre, ein Brandenburger zu seyn,“ entgegnete Johannes Blum mit Würde.

„O dann nimmt mich Nichts mehr Wunder,“ erwiederte Louis, ohne eine Miene zu verziehen. „Die Brandenburger haben sich von jeher durch ihre Schlauheit und ihr Wissen ausgezeichnet. Ich bin fest überzeugt, ein einziger Potsdamer vereinigt in seiner Person mehr Witz und Grütz, als ganz Bayern und Schwaben zusammen aufzuweisen haben.“

„Und dreimal mehr Windbeutelei," flüsterte Franz, doch nicht so leise, daß das feine Ohr des French Louis es nicht gehört hätte.

French Louis lachte. „Bist kein übler Bursche," meinte er freundlich. „Schade, daß du ein Krämer bist. Hättest sonst können bei mir eintreten und jedenfalls ein fideleres Leben geführt, als bei deinen Pfefferkörnern und Cacaoschalen. Doch, — 's ist vielleicht so besser für dich, jedenfalls solider, und vielleicht auch ehrenwerther."

Er wurde nun plötzlich ernsthaft, als wenn ein unangenehmes Gefühl in ihm erwacht wäre. „Kommt, Buben," rief er nach einer Weile, sich gewaltsam schüttelnd, „die Flaschen sind leer und wir müssen noch ein Bischen auf die Straße. Trinken wir noch eins an der Bar. Berliner, willst du tractiren?"

„Gewiß, und mit Vergnügen," entgegnete der Neffe Robert Blum's, indem er ein Zwanzigthalerstück auf den Counter warf, damit ihm die Wirthin darauf herausgebe; denn die ganze Gesellschaft war bereits an den Schenktisch getreten und Jeder hatte sich ein Glas Brändi, oder Whiskey oder was er sonst liebte, einschenken lassen. — „'s sind noch mehr Kameraden da drinn", fügte Johannes Blum bei, mit seinem Geldbeutel klingelnd.

French Louis winkte dem Bläsi mit einem Auge, und dieser erwiederte den Wink mit einem Blinzeln.

„Ich werde Sie ein Stück Wegs begleiten," sagte Johannes Blum zu Jakob Löffler, als French Louis mit seiner Gesellschaft aufzubrechen Miene machte.

„Um allein in der Nacht in Ihr Wirthshaus zurückzu-

kehren?" meinte Franz mitleidig; denn das Großprahlen mit dem Golde hatte ihm gar nicht gefallen, und so sehr er auch den eitlen Menschen in seinem Innern verachtete, so war er doch zu gutmüthig, um ihm Böses zu wünschen. „Bedenken Sie auch, daß Sie in New-York sind?"

„Einem Mann, wie unserem Freunde hier, einem Brandenburger, kann nichts passiren," entgegnete French Louis für den Gefragten. „Andere Leute bleiben grün ihr Lebenlang, ein Preuße benimmt sich am Tage seiner Ankunft schon, wie Einer, der zehn Jahre im Lande ist."

„Ich möchte Keinem rathen, sich an mich zu wagen," sagte Johannes Blum, stolz sich in die Brust werfend. „Der müßte früh aufstehen, der mich am Narrenseile herumführen wollte."

French Louis und seine Gesellen gingen nach der Battery hinab; Jakob Löffler aber mit Franz Mayer und dem neugewonnenen Freunde schlenderten der obern Stadt zu.

„Daß Sie mich aber gewiß besuchen und das Morgen schon," schärfte Jakob Löffler seinem bewunderten Helden ein, als sie sich am Parkplace trennten. „Ich werde mich glücklich schätzen, wenn unsere Bekanntschaft eine innigere und dauernde wird."

Johannes Blum versprach's hoch und theuer und machte sich wieder nach seinem Wirthshause in der Greenwichstreet auf. Er konnte den Weg fast nicht verfehlen; denn ein Kind hätte ihn finden können. Ueberdieß waren noch eine Menge Menschen auf der Straße, ob es gleich schon längst zehn Uhr vorüber war. Hätten aber Jakob Löffler oder Franz Mayer bemerkt, wie ein Mensch ihnen bis an Parkplace nachgeschlichen

war und sich dann umwandte, um dem Johannes Blum abermals zu folgen, so würden sie wohl aus Mitgefühl ihn nicht haben allein gehen lassen!

Es war Bläsi, der den Johannes Blum nicht aus den Augen ließ, bis er ihn allein hatte.

Jakob Löffler und Franz Mayer kamen ungefährdet mit ihrem Goldstaubkistchen nach Hause.

Eine schönere Aussicht kann man fast auf der ganzen Welt nicht haben, als von Batteryplace in New-York. Es ist dieß die breite aber kurze Straße, welche den Broadway bei seiner Ausmündung in den Castlegarden mit dem Ende oder vielmehr dem Anfang der Weststreet verbindet. Nur die Sommerseite von Batteryplace ist mit Häusern besetzt, die andere Seite der Straße stößt an den Park „Castlegarden.“ So hat man denn vor sich die alten, großen Bäume, welche den grünen Rasen von Castlegarden beschatten; am Ende des Gartens, etwas links, steht der Leuchtthurm am Ausfluß des Castriver, und rechts der große, immens umfangreiche Thurm, die „Battery,“ in welchem jetzt die Emigranten-Commissäre hausen; auf beiden Seiten dieser zwei Thürme ragt ein Wald von Masten empor, alle mit Wimpeln und Flaggen geziert; weithin dehnt sich die glatte Fläche der Bay von New-York aus und man sieht vor sich das grüne Governors-Island mit seinen Forts und Kanonen, etwas rechts die Buchten und Hügel von Staten-Island und weiter rechts die Bergkette vom Hudsonufer auf der Jerseyseite. Links in weiter Ferne erheben sich die Hügel von Greenwood, sich anlehnend an die letzten Häuser von Brooklyn. Wahrhaftig, an einem hellen Sommer- oder

Herbsttage kann man nichts Lieblicheres sehen, und zugleich nichts Großartigeres. Die Natur hat hier Alles vereinigt, was schön ist und das Auge reizt.

Hier wohnte French Louis.

Man wußte wenig von seiner Vergangenheit. Die Meisten glaubten, er sei ein geborner Franzose; denn für einen Amerikaner konnte ihn seiner Statur und seines Aussehens wegen Niemand halten, obgleich er das Englische so gut sprach wie ein Eingeborner. Aber er war auch kein Franzose, trotz des Beinamens „French," unter dem er allgemein bekannt war, sondern ein Deutscher, ein geborner Kölner. Ohne Zweifel waren seine Eltern vermögliche und gebildete Leute, die dem Sohne eine gute Erziehung angedeihen ließen; denn sein ganzes Wesen verrieth eine treffliche Schule und in manchen Augenblicken ließ er Seiten durchblicken, die nur demjenigen eigen sind, der im elterlichen Hause seine ersten guten Eindrücke erhalten hat. Er selbst sprach nie von seiner Heimath, nie von seinen Eltern, nie von seinen Jugendfreunden. Er ließ einen Schleier über alles dieses fallen, den nur augenblickliche Regungen hie und da in Etwas lüfteten. Wahrscheinlich ist mancher wilde Streich in diese seine Jugendzeit gefallen; denn sein ungestümer Charakter, seine oft alles Maaß und Ziel überschreitende Lustigkeit, sein toller Leichtsinn, verbunden mit seiner ungemeinen Körperkraft und seiner fast immensen Herrschsucht warf alle Schranken der Convenienz sowohl, als auch der Zucht und Sitte darnieder. Man glaubt, und wohl mit Recht, daß er zum Kaufmann herangebildet worden war; denn er entwickelte auch später noch in diesem Fache Kenntnisse, die ihm seine nachherige Laufbahn nicht erworben haben konnte, und

oft und viel überschlich ihn eine gewisse Trauer, wenn er einen jungen Mann sah, der durch Fleiß, Treue und Sparsamkeit sich eine sichere, wenn auch bescheidene Stellung in der merkantilischen Welt erworben hatte, die ein anderer weit Talentvollerer ohne jene drei Eigenschaften sich nicht verschaffen konnte. Vielleicht dachte er da an „Aussichten," die auch er einst hatte, vielleicht verglich er diese mit seinem jetzigen Leben, vielleicht gestand er sich in solchen Augenblicken, daß sein Dasein ein verfehltes sei. Nie aber dauerten solche Regungen lange; nie hatten sie einen bleibenden Einfluß auf ihn; im Gegentheil, er schüttelte sie mit Gewalt ab, so bald sie ihn übermannen wollten, und im nächsten Augenblicke war er wieder French Louis, der tolle French Louis, den ganz New-York fürchtete, vielleicht auch verabscheute, den nur Wenige liebten, und noch Wenigere achteten.

Eine böse, wilde That muß es gewesen sein, die ihn vom elterlichen Hause, vom heimathlichen Herde trieb; denn nie äußerte er ein Wort darüber, nie duldete er auch nur eine Anspielung. Nach Jahren tollen Umhertreibens trat er in die Fremdenlegion, welche Frankreich zur Eroberung und Festhaltung Algiers sammelte. Vier Jahre hielt er dort aus, und nicht wenig that er sich auf die Bravour zu gut, die er dort entwickelt haben muß. Doch zeigte sich dieß weniger in Erzählungen über seine Heldenthaten, und noch weniger in Großsprechereien, von denen er ein abgesagter Feind war, als vielmehr darin, daß er das Kreuz der Ehrenlegion stets an sich trug, aber nicht auf dem Rock zur Schau für das Publikum, sondern auf dem bloßen Leib zum Andenken für ihn selbst. Mehrmal rückte er in Algier vor und hätte es in kurzer Zeit

wegen seiner anerkannten Tapferkeit, wegen seiner von Todesverachtung zeugenden Thaten zum Offizier gebracht; aber immer schleuderte ihn wieder sein Leichtsinn, seine Mißachtung allen und jeden Zwangs, ja sogar seine völlige Verachtung des Gesetzes in die Stufe des „Gemeinen" zurück, und so oft er avançirt war, so oft wurde er wieder degradirt. Nach vierjähriger Dienstzeit ging er nach New-York, und hier erst fand sein Streben einen Zielpunkt, freilich einen solchen, den die solide Welt und die Männer für „Recht und Ordnung" durchaus verdammen.

Jetzt noch ist New-York, wie alle großen Städte der Union, der Tummelplatz für eine Menge Burschen, die ohne bestimmte und jedenfalls ohne ehrliche Beschäftigung ihr Leben fristen. Diese Bursche sind geschworne Feinde alles „geschriebenen Rechts"; das Gesetz und die Vollstrecker des Gesetzes sind ihnen ein Greuel und sie leben im beständigen Krieg mit denselben. Es ist diese Sippschaft ein Conglomerat von Dieben, Straßenlungerern, Räubern und Klopffechtern, die sich den Fremden an die Sohle hängen, um diese auszubeuten, die für die Wirthe und die Weiterbeförderungs-Anstalten arbeiten, um diesen Kunden zuzuführen, die sich von Einzelnen oder von ganzen Parteien (besonders politischen) dingen lassen, um deren Feinde mit roher Gewalt zu bekämpfen. „Loafer" heißt man diese Gesellen, wenn sie das Tagdieben und Stehlen zur Hauptsache machen, — und dieses ist die geringste Sorte; „Runner" heißen sie, wenn sie ihr Hauptaugenmerk auf die Ausbeutung der Fremden und die „Kundenzuführung" richten, und „Rawdies" sind sie, wenn sie ihre Haupterwerbsquelle darin suchen, bei Wahlen und dergleichen Gelegenheiten für

die Partei, welche sie am besten bezahlt hat, vermittelst ihrer Fäuste den Ausschlag zu geben. Amerika ist noch ein junges Land, und es wird noch ein manches Jahrzehent nöthig sein, ehe dort die Achtung vor dem Gesetz und besonders dem Polizeigesetz so durchgedrungen ist, wie in den längst gezogenen und gezügelten Staaten der alten Welt. „Help yourself," hilf dir selber, ist erster Grundsatz eines Amerikaners, und so „hilft er denn sich selbst" und kümmert sich nichts darum, wenn auch ein wenig Gesetzlosigkeit mit unterläuft. Gibt es nun schon in allen größeren Städten auch der alten Welt, besonders in allen Seestädten, eine Menge Gesindel und wüstes, wildes Volk, das sich kaum bändigen lassen will, so kann man sich denken, daß dieß in den Seestädten der Union und besonders in New-York doppelt und dreifach der Fall ist. Kommen ja doch in dieser Welthandelsstadt Alle zusammen, denen es anderswo zu eng ist! Ist New-York doch der Sammelplatz für alle „Mühseligen und Beladenen," die ein bewegtes, wenn auch vogelfreies Leben aller Ruhe mit regelmäßiger Arbeit vorziehen! Man hüte sich übrigens wohl zu glauben, als bestehen diese Loafer, Runner und Rawdies hauptsächlich aus Eingewanderten, etwa aus dem Abschaum der Völker des Abendlandes; im Gegentheil, sie bestehen hauptsächlich aus Eingebornen, nicht etwa blos Eingebornen New-Yorks, obgleich diese Stadt ein großes Contingent liefert, sondern aus Eingebornen aller Staaten der Union, welche sich in der „Empire City" ein Stelldichein geben. Haben sie doch hier ein ganz anderes Feld für ihren Wirkungskreis, als in den kleinen Landstädtchen oder im Innern überhaupt! Allerdings fehlt es auch nicht an Ausländern, und besonders Deutsche wie Irländer sind stark

vertreten, Irländer doppelt so stark, als Deutsche, — aber nur Solche finden Aufnahme, welche die einheimische Sprache wie ihre Muttersprache zu reden verstehen, nur Solche, die sich in Sitte und Betragen total amerikanisirt haben.

So steht es jetzt noch in Amerika; um wie viel mehr stand es so damals, als French Louis den Boden New-Yorks betrat! Die Polizei ist jetzt noch unmächtig, während sie doch nunmehr bei weitem besser organisirt ist, als früher; wie viel weniger konnte sie vor zehn Jahren ausrichten, wo ihre Zahl geringer war und ihre Willenskraft zur Erhaltung des Gesetzes unter Null stand! Damals wimmelte die Stadt von Loafern, Runnern und Bully's oder Rawdies und besonders die Greenwichstreet, wo die Einwanderer ihr Abstandquartier hatten, war von unzähligen Runnern nebst Anhängern und Anhängseln bevölkert. French Louis wußte bald, was er wollte. Er mischte sich unter die wilden Bursche und nach kurzer Zeit schon verschaffte ihm sein starker Arm ein Ansehen, das Andere nach Jahresfrist nicht erreichen konnten. Dazu kam noch sein joviales Wesen, seine schrankenlose Freigebigkeit und sein überwiegender Geist, der keinen andern über sich duldete. Die andern Bursche standen ihm an Körperstärke wie an Intelligenz und Energie unbedingt nach und erkannten daher bald seine Ueberlegenheit. Nach drei Jahren schon wurde er ihr anerkanntes Haupt und — von nun an — wehe dem, der sich seinem Willen zu widersetzen gewagt hätte! Die unwiderstehliche Faust French Louis hätte ihn niedergeschmettert und das „Gesetz" ihn aus der „Gesellschaft" ausgeschlossen. — „Gesetz?" — Gewiß: „Gesetz"; denn French Louis begnügte sich nicht damit, dem Faustrechte nach der Herr zu seyn, sondern

er organisirte die „Greenwichstreet-Buben" (Greenwichstreet-boys) in eine Bande, einen Klubb mit Kassier, Sekretär und Statuten. Er selbst war der perpetuirliche Präsident, mit diktatorischer Gewalt für die Zeit der Noth ausgerüstet, während für die Zeit des Friedens die Statuten Recht sprachen. Bald ahmten ihm die übrigen „Buben" nach, z. B. die „Boweryboys", d. h. die in und um die Bowery herumwohnenden Bursche, und viele Andern. Wieder Andere nannten sich nicht mehr Boys, sondern gaben sich andere Namen, wie z. B. die Strolche der Orange-, Mott-, Park- und Centrestreet sich „Dead-Rabbits", die „Todtekaninchenpartbei" nannten. Uebrigens brachte es unter allen diesen Loaferklubbs kein einziger Mann so weit in der Oberherrschaft, wie French Louis, den man daher allgemein den Loaferkönig nannte, obgleich man ihn mit mehr Recht den Runner- und Rowdieskönig hätte nennen können, denn mit Stehlen und gemeinem Raub durfte sich keiner seiner Buben abgeben. Ein Dieb wurde wie ein Feigling behandelt und unbarmherzig aus der Greenwichstreet verbannt. Ließ er sich nach seiner Ausstoßung noch einmal blicken, so erwartete ihn eine körperliche Züchtigung, die Keiner zweimal aushielt. Auch in Beziehung auf sein „gewaltsames" Mitwirken bei den Wahlen hatte French Louis seine eigenen Grundsätze. Nicht daß er etwas gegen die „Gewaltsamkeit" gehabt hätte, nicht daß ihm Scruppel gekommen wären, von seinen Fäusten als Ueberwindungsmittel Gebrauch zu machen, Gott bewahre, davon war er weit entfernt; aber er wollte nicht, wie die andern Rawdies, für Jeden fechten, der gut bezahlte; er weigerte sich absonderlich für die specifisch-amerikanische Partei, die Natives und Knownothings, in die Schranken

zu treten. Seine Partei war die demokratische, weil diese die natürliche Beschützerin der Eingewanderten ist, und von einer andern Partei wollte er nichts wissen. Allerdings ließ er sich von dieser Partei für seine Mitwirkung bezahlen, allein das thaten ja Andere auch, und — in Amerika thut man nichts umsonst. Daß ihm die Partei gerne Geld bot, kann man sich denken, denn er beherrschte die Greenwichstreet und was d'ran hieng. Wie er's am Stimmkasten haben wollte, so ging's durch; darum bot man ihm willig, was er verlangte. Allein wenn die entgegengesetzten Parteien nachher das Doppelte geboten hätten, er wäre nicht einen Fuß breit gewichen. „Ein Mann, ein Wort," war sein Grundsatz in solchen Dingen.

Den weitesten Spielraum ließ French Louis seinen Leuten in der „Runnerfrage." Diese Frage blieb eigentlich so zu sagen immer eine „offene," und je erfinderischer Einer war im „Runnervortheile-Ausbeuten," um so mehr freute sich Louis darüber. „Das deutsche Geld muß fort," pflegte er zu sagen, „es thut kein Gut, so lang Einer solch' Geld in der Tasche hat. Also je schneller man einem Ausgewanderten dazu verhilft, sein mitgebrachtes Geld los zu werden, einen um so größeren Nutzen erweist man ihm." Es war (und ist immer noch) etwas Wahres an dieser Auffassung der Dinge. So lange der Eingewanderte Geld in der Tasche hat, so lange ist ihm keine Arbeit gut genug, kein Verdienst groß genug, so lange weigert er sich, sich in die Verhältnisse zu fügen und amerikanisch denken und sprechen zu lernen. Erst, wenn ihn die Noth treibt, wenn der letzte Fünffrankenthaler gewechselt ist, erst dann ergreift man, was sich darbietet, und ist oft mit einer Stelle und einem Verdienst zufrieden, die weit unter den Anerbietungen sind, die

man früher bekommen hatte. So lange der Mensch, (der gewöhnliche, natürlich) Geld im Sacke hat, das ihn so zu sagen, keine Anstrengung zu erwerben kostete, so lange kennt er den Werth des Geldes gar nicht, darum läßt Einer auch seine mitgebrachten harten Thaler fliegen, als könnten sie nie ein Ende nehmen; erst wenn er selbst erwerben muß, wenn es ihn seinen eigenen Schweiß kostet, das Geld flüssig zu machen, erst dann merkt er, was ein Thaler werth ist und rechnet nach hundert Cents. — „Wenn ich's nicht thue, so thut's ein Anderer," pflegte French Louis ein ander Mal zu sagen, „denn geprellt und geschunden muß der Eingewanderte werden, bis er klug wird; also will lieber ich es thun, wenn's doch einmal geschehen muß." Auch darin hatte Louis nicht ganz Unrecht, denn der Eingewanderte hat so viel über Amerika gelesen und dünkt sich so klug, daß er meint, von keinem Menschen übertölpelt und übervortheilt werden zu können. Ebendeßwegen traut er meist dem geraden, offenen, ehrlichen Mann nicht mehr, der ihm ungenirt die Wahrheit sagt, sondern dem, der sich bei ihm durch Eingehen auf seine Ideen zu insinuiren weiß und ihn denn sicher über's Ohr haut. Man hat daher fast gar kein, oder nur sehr wenige Beispiele, daß ein „Grüner," wie man die frisch Eingewanderten heißt, nicht geprellt und geschnellt worden wäre, und, — geschah es nicht bei der Ankunft in New-York, so geschah es um so gewisser im Lande bei der Weiterreise in den Westen. French Louis genirte sich gar nicht, den Einwanderer auf's Korn zu nehmen und ihn gelegentlich zu pressen, wie man den Kohlreps preßt, d. h. bis „Oel" fließt. Nicht blos nahm er den Wirthen, denen er eine Schiffsladung Einwanderer, oder einen Theil davon zu-

kommen ließ, seine „Spesen" für's Zuführen ab und verdiente so an Einem Tag oft fünfzig bis hundert Thaler; nicht blos ließ er sich von den Eisenbahnbureaus oder Dampfschifffahrts-agenten seinen „Part" bezahlen, meist einen bis drei Thaler per Kopf, nicht blos verlangte er sogar seinen „Abtrag" für die „Ueberfracht," d. h. für die enorm theure Anrechnung der Baggagegelder, und verdiente dabei noch mehr, als bei den Wirthsspesen, die doch auch einen halben Thaler per Kopf betrugen; sondern er machte sich auch mit den Einwanderern selbst durch unmittelbaren Verkehr zu schaffen, und erleichterte sie um ihre Habe. Er war ihnen behülflich beim Umsetzen ihrer Wechsel, beim Verwandeln ihres deutschen Geldes in amerikanisches, und — durch Schaden wird man klug; die Einwanderer lernten nachher recht bald, was ein Amerikanerthaler werth war! Er verwickelte sie in irgend eine unangenehme Affaire, und ließ sie denn sich selbst herauswickeln, natürlich auf Kosten ihres Geldbeutels, so daß sie in Bälde das amerikanische Sprüchwort: „hilf dir selber" praktisch anzuwenden wußten! Natürlich hatte er bei allen diesen Manipulationen seine Agenten und Unteragenten, die er bezahlen mußte, seine Helfershelfer und Buben, die von ihm lebten; allein er hielt strenge Ordnung unter ihnen, daß keine gemeine Prellerei, kein gemeiner Betrug oder Diebstahl vorkam. Humor mußte in Allem seyn und der Einwanderer mußte aus seiner Uebervortheilung Nutzen schöpfen. Mit einem Worte, French Louis war ihm dazu behülflich, daß er recht bald „amerikanisirt" wurde, und besonders hatte er es dabei auf die Großhanse und Großprahler abgesehen, auf die klugen Berliner und allwissenden Brandenburger, denen er wo irgend möglich einen Schabernak spielte, damit sie sich um so

bälder ihrer Selbstüberschätzung bewußt werden konnten. Umgekehrt war er aber auch wieder einer Menge Anderer behülflich, zu ihrem „Verlorenen" wieder zu gelangen, wenn sie sich an ihn wandten und wenn er sie dessen für würdig hielt, und sein „Audienzzimmer" wurde daher fast den ganzen Tag nicht leer von Solchen, die eher etwas auszurichten gedachten, wenn sie ihn damit behelligten, statt die Polizei, welche in der Greenwichsstreet so zu sagen macht- und thatlos war. Wußte man ja doch, daß French Louis in seinem Innern gutmüthig war und rechtliebend, hauptsächlich aber daß er Etwas thun konnte, wenn er nur wollte!

French Louis wohnte eine Treppe hoch. Im ersten Stock oder was man bei uns Parterre heißt, befand sich eine Wirthschaft. Die Wohnung Louis war bescheiden genug, ein großes Zimmer und ein Schlafkabinet, für einen „König der Greenwichstreet" fast zu bescheiden! Louis war beim Beginn unserer Erzählung noch ein Junggeselle, und nur kurze Zeit am Tage in seiner Wohnung zu treffen. Ueberdieß wurde die Wirthschaft zu ebner Erde, aber nicht zum Schaden des Wirths, als eine Art Versammlungssaal für seine Buben betrachtet, und nicht nur Ein Geschäft den Tag über dort abgemacht.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, kaum acht Uhr vorbei, und Louis eben erst aufgestanden, denn seine Beschäftigung sowohl als auch seine Lebensneigung brachte es mit sich, daß er selten in's Bett kam, ehe Mitternacht längst vorüber war. Dessenungeachtet hatte er schon einem Dutzend und mehr Audienz gegeben. Rapport war abgestattet worden über die Ereignisse des gestrigen Tages, die Buben hatten ihren Antheil an der gestrigen Beute erhalten, die Nachrichten über die Schiffe,

die heute einlaufen sollten, waren empfangen, die Rollen auf den heutigen Tag ausgetheilt. Eben hatte sich Bläsi entfernt, der über den Erfolg seines gestrigen Auftrags Bericht erstattet und ein Zwanzigthalerstück als „Ersparniß" davon in die „Kasse" abgeliefert hatte. French Louis war nicht wenig erbaut von dem Stückchen, das Bläsi gespielt hatte. „'s wird ihm gut thun, dem Windbeutel," sagte Louis, „und wenn du ihm vierzig Thaler abgenommen hättest, wär's auch kein Schade gewesen." Auch Marly hatte seinen Bericht abgestattet, doch hiemit war Louis weniger zufrieden. „Wir müssen sie Mores lehren, die Deadrabbits," murmelte er vor sich hin, „die Burschen bringen das ganze Geschäft in Mißcredit; es ist Nichts, als eine Zunft Diebe, und die wollen sich mit meinen Greenwichstreetboys messen? Aber ich will's ihnen eintränken, und wenn ich drob die ganze Stadt in Allarm bringen muß."

Jetzt sprang Bläsi herein. „Louis," rief er, „der Berliner Windbeutel ist unten, er will zu dir, soll ich ihn heraufschicken?"

„Versteht sich," lachte Louis „der wird sein Geld wieder wollen!"

Kurze Zeit darauf trat Johannes Blum, der Neffe Robert Blums, in's Zimmer.

„Habe ich wirklich das Vergnügen, den berühmten Herrn Johannes Blum bei mir zu sehen?" fragte Louis, sich ehrfurchtsvoll erhebend, und den Berliner fest anblickend, ohne eine Miene zu verziehen. Aber dieser machte ein bitterböses Gesicht und die Schmeichelei machte keinen Eindruck auf ihn.

„Ich bin geprellt und bestohlen worden," rief er, „ich will mein Geld wieder."

„In der That?" meinte Louis, indem ein eigenes Lächeln um seinen Mund spielte. „Sie, ein Preuße, ein Brandenburger, ein Mann von solcher Erfahrung und Klugheit ist geprellt worden? Das thut mir wahrhaftig leid; allein was soll ich dabei thun? Da müssen Sie sich an die Polizei wenden, vielleicht verschafft die ihnen, was Sie eingebüßt haben."

„Aber, ich vermuthe, ja ich bin halb und halb gewiß," erwiederte der berühmte Mann, „daß Einer der Bursche, der Herrn, will ich sagen, die ich gestern in Ihrer Begleitung sah, der Dieb war."

„Da wollen Sie am Ende mich verantwortlich für den Diebstahl machen?" meinte French Louis, eine besondere Weichheit in seine Stimme legend.

„Das will ich auch!" rief Johannes Blum, ermuthigt durch die Sanftmuth und Nachgiebigkeit Louis. „Ich bin um zwanzig Thaler bestohlen, und wenn ich diese nicht im Augenblicke bekomme, so sende ich Ihnen die Polizei auf den Hals; ich lasse Sie verhaften und im Gefängniß verschmachten, bis sie schwarz werden. Ich will Ihnen schon zeigen, wen Sie vor sich haben."

Nun konnte sich Louis nicht mehr halten. Er lachte hell auf, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. Endlich war der Anfall vorüber. „Freundchen," sagte er nun zu dem Berliner, „du bist ein spaßhafter Kamerad. Jetzt bitte ich dich aber, dich fortzumachen, so schnell deine Füße dich tragen, sonst müßte ich dich ein klein wenig die Treppe hinabwerfen, und wenn du dabei ein paar Rippen brichst, so ist's nicht meine, sondern deine Schuld."

„Aber um Gotteswillen," rief jetzt Johannes Blum, ganz

eingeschüchtert, „man hat mir gesagt, Sie dulden keinen Diebstahl unter Ihren Leuten, und ich soll mich nur getrost an Sie wenden, Sie würden mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn bei der Polizei kann ich nichts ausrichten, weil ich ja nicht einmal den Dieb kenne.“

„Wenn du bestohlen worden bist,“ erwiederte Louis ernsthaft, „so erhältst du dein Geld wieder. Erzähle mir den Fall, aber bleibe bei der Wahrheit, sonst geht dir's schlecht.“

Johannes Blum erzählte nun, wie er den Jakob Löffler bis an Parkplace begleitet habe, und dann umgekehrt sey, um in sein Wirthshaus und Abstandsquartier zu gelangen. „Ich gieng die Veseystreet hinunter,“ fuhr er fort, „und wie ich an's Eck der Greenwichstreet komme, ruft Einer hinter mir drein: „Herr, Sie haben Ihr Taschenbuch verloren.“ „Ich drehe mich um, und gewahre einen ordentlich gekleideten Mann hinter mir, der mir ganz höflich wiederholt, ich hätte mein Taschenbuch verloren. Ich meinte den Mann schon gesehen zu haben und zwar um wenige Stunden zuvor in Ihrer Gesellschaft, doch könnte ich nicht darauf schwören, denn ich betrachtete ihn nicht so genau. Natürlich war mein Erstes, daß ich in die Tasche fuhr und nach meinem Geldbeutel fahndete. Den hatte ich richtig im Sacke, und so viel ich fühlte, auch mein Geld darin. Nunmehr erwiederte ich, daß ich mein Taschenbuch nicht verloren habe. Der Herr aber bestand darauf, daß ich es seyn müsse, denn er sey schon die ganze Straße herab hinter mir gegangen und es sey sonst Niemand um den Weg gewesen. Er meine sogar gesehen zu haben, wie mir die Börse aus der Tasche gefallen sey. Wollte er unehrlich seyn, so würde er sie für sich behalten, denn sie habe offenbar einen großen Werth und

sey augenscheinlich mit Banknoten angefüllt; allein er wolle mich meines Eigenthums nicht berauben, und begnüge sich mit einem anständigen Douceur. Ich nahm nun die Brieftasche in die Hand und fühlte gleich, daß sie mit Papiergeld ganz vollgestopft war." „Das ist eine Fügung des Himmels," dachte ich, „dieß Geld hat dir Gott in den Weg gesandt, damit dir gleich dein Eintritt in der neuen Welt gebahnt sey." „Ich nahm also die Börse und zog meinen Geldbeutel, um dem ehrlichen Finder ein Trinkgeld zu geben. Natürlich konnte ich ihm doch nicht blos eine Kleinigkeit bieten, wo er mir Hunderte von Thalern überließ. So gab ich ihm zuerst zehn Thaler und wie er den Kopf schüttelte, noch einmal zehn Thaler, und so entfernte er sich und auch ich ging meiner Wege, das Taschenbuch in meinem Sacke. Heute Nacht war ich recht glücklich, weil ich so viel Geld erworben hatte, aber jetzt! Ich darf gar nicht daran denken!"

„So hat's Ihnen Jemand in der Nacht gestohlen?" fragte Louis.

„Ei Gott bewahre," erwiederte der Andere. „Da ist's noch; mehr als fünfhundert Thaler; aber hätte ich nur meine zwanzig Thaler dafür!"

„Warum gehen Sie nicht zum Geldwechsler," meinte Louis, „und lassen sich Zwanzigthalerstücke dafür geben?"

„Aber, da steckt's ja eben!" rief der Andere mit wehmüthiger Stimme. „Ich war schon beim Geldwechsler, komme eben von ihm her, und der sagt mir, daß all' dieses Papiergeld keinen rothen Cent werth sey. Es seyen lauter nachgemachte Bills, lauter falsche Banknoten und zum großen Theil sogar nur Kaufmanns-Etiquetten. Was soll ich mit dem Plunder thun?"

„Wegwerfen,“ sagte Louis kaltblütig.

„Aber meine zwanzig Thaler?“ rief der Berliner. „Der Mann, der mir das Taschenbuch aufhängte, wußte wohl, daß in demselben lauter werthlose Fetzen waren und hat mich also wissentlich geprellt und bestohlen. Er lockte mir mein gut Geld aus der Tasche, um sich für das schlechte bezahlt zu machen.“

„So ist's!“ meinte French Louis ganz ruhig. „Gerade so, wie Sie sagen. Sie sind geprellt, und mit vollkommenem Rechte. Sie wußten, daß das Taschenbuch nicht Ihnen gehörte, denn es konnte nicht Ihr Eigenthum seyn. Dennoch nahmen Sie es in Empfang, dennoch eigneten Sie es sich an, um es zu behalten, nicht um es dem Verlierer wieder zuzustellen. Sie sind also der eigentliche Betrüger; Sie sind der moralische Dieb! Der Mann, der Ihnen die Börse aufhängte und sich dafür ein Trinkgeld geben ließ, wollte sich blos überzeugen, ob Sie ein Ehrenmann seyen, oder nicht. Wären Sie ein solcher gewesen, so hätten Sie das Pocquetbook gar nicht angenommen. Dort ist die Thüre,“ setzte er plötzlich in einem Tone hinzu, der dem Neffen Robert Blums gar nicht gefallen wollte. „Machen Sie, daß Sie nun gleich fortkommen, und wenn ich Ihnen gut zum Rath bin, so entfernen Sie sich schleunigst aus der Greenwichstreet, denn solch geringen Burschen, wie Sie einer sind, begegne ich nicht gerne zum Zweitenmal.“

Johannes Blum machte sich davon, so schnell er konnte. „Der ist klüger, als ich,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „dem gehe ich aus dem Wege; aber ich weiß Einen, der ist nicht klüger als ich; der muß dafür herhalten.“

Kurze Zeit darauf trat Master Dyer ein, derselbe, den

Louis auf dem Dock französisch angeredet hatte. Louis gieng ihm freundlich entgegen.

„Sie wunderten sich gestern, daß ich Sie kenne?" sagte er zu ihm nach der ersten Begrüßung. „Aber ich denke, Sie haben früher in Algier gedient? Können sie sich meiner nicht mehr erinnern?" und dabei flüsterte er ihm einige Worte in's Ohr.

„Wirklich?" rief der Fremde verwundert. „Wahrhaftig, es ist so. Aber — ich hätte Sie nicht hier, und ehrlich gesagt, nicht in dieser Stellung vermuthet. Darum erkannte ich Sie nicht gleich wieder."

„Es ist nun schon, wie es ist," erwiederte Louis, sich mit der Hand über die Stirne fahrend. „Doch wie kommen Sie hierher?"

„Ich gieng von Algier nach Hause, wurde in die Achtundvierziger Geschichte in Berlin verwickelt, wo ich mich damals aufhielt, um mich vollends in der Bergwerkkunde auszubilden, und mußte flüchten. Ein dummer Geselle von einem Bedienten hatte mich aus lauter Großprablerei gefährlicher gemacht, als ich war. So wandte ich mich nach Californien, als das beste Feld für meine Kenntnisse. Es gieng mir nicht schlecht, allein als meine Angelegenheiten in der Heimath eine bessere Wendung nahmen, als die Gemüther sich abkühlten und man sich gegenseitig verständigte, gelang es meinem früheren Beschützer, dem Fürsten S., für mich einen Pardonbrief zu erlangen. Zugleich sandte er mir das Decret einer Anstellung auf seinen Bergwerken in Schlesien. Natürlich zog ich dieß dem wilden Leben in Californien vor, denn ich will doch lieber unter Menschen seyn, als unter einem Gelichter, wie dort eines haust. Jetzt bin ich auf dem Wege nach Hause, und — nun wissen Sie Alles."

„Doch nicht,“ erwiederte Louis. „Sie sind bestohlen worden.“

„Oh, das ist eigentlich nicht der Rede werth,“ meinte Herr Dyer, „wenigstens nicht für den Dieb. Es war nur ein kleines Kistchen mit meinen Papieren und einigen Orden. Mein Pardonbrief, mein Anstellungsdecret als Bergwerks-Direktor, mein Preußischer Orden als Landwehr-Offizier und das Ehrenlegionskreuz war darin. Der Dieb meinte wahrscheinlich, einen andern Fang zu machen, und doch ist mirs mehr als widerwärtig, und ich gäbe gerne zweihundert Thaler darum, wenn ich's wieder bekommen könnte.“

„Sie sollen's auch wieder bekommen,“ erwiederte Louis lebhaft. „Sie sollen sehen, daß meine jetzige Stellung doch nicht so gering ist, als Sie vielleicht denken. Wenigstens soll sie Ihnen von Nutzen sein, oder ich will nicht French Louis heißen. Nicht doch,“ setzte er eifrig hinzu, als er sah, wie Herr Dyer seine Börse zu ziehen im Begriffe war; „ich lasse mich hierfür nicht bezahlen, es ist dieß ein Ehrenpunkt. Wenn ich Auslagen habe, so werde ich diese später mit Ihnen verrechnen. Für jetzt thun Sie mir den Gefallen, und sprechen sie mit keinem Menschen über Ihren Verlust; ich schaffe Ihnen denselben wieder.“

Indem wurde die Thüre unangemeldet geöffnet, und ein junges Frauenzimmer hüpfte herein. Sie sprang auf Louis zu, ohne den Fremden zu bemerken, und schloß ihn in ihre Arme.

„Silly, Silly,“ rief Louis, die Umarmung herzlich erwiedernd. „Du kommst zu mir?“ — „Entschuldigen Sie, Herr Dyer,“ fügte er gegen diesen gewandt hinzu, „meine Braut Silly Waters.“

Jetzt erst bemerkte Silly den Fremden. Sie erröthete tief, als sie ihm ihre Verbeugung machte, und ließ den Schleier

fallen. Aber dieser hatte doch bemerkt, daß es eine junge Dame von ausnehmender Schönheit war, nicht vielleicht von der Schönheit, wie man sie im Abendlande, in Spanien, Frankreich, Deutschland und Italien zu sehen gewohnt ist, denn sie hatte ein schmales, blasses Gesicht und zeichnete sich keineswegs durch die üppigen Körperformen aus, welche man in Europa liebt; aber ihre hohe Stirne, ihre großen braunen Augen, ihr kleiner Mund und die Elasticität und Leichtigkeit ihrer Bewegungen gaben ihr das Ansehen einer griechischen Hebe, und zudem zeugte ihr ganzes Wesen, ihre ganze Manier von einer Bildung, welche sie weit über den Schlag Menschen erhob, mit welchem sonst French Louis in New-York zu thun hatte.

Wie kam French Louis zu dieser Geliebten?

Master Dyer verabschiedete sich und ließ French Louis mit Silly Waters allein. Vorher gab er ihm seine genaue Adresse.

Jakob Löffler hatte sein Goldstaubkistchen in baar Geld verwandelt und zwei tausend Thaler daraus erlöst. Er dünkte sich unendlich reich, denn er dachte noch deutsch genug, um die Dollars in Gulden und Kreuzer zu verwandeln und so brachte er die ansehnliche Summe von fünf tausend Gulden heraus. In Deutschland konnte man mit dieser Summe schon etwas anfangen, in Amerika aber, wo der Thaler kaum als so viel gerechnet werden kann, wie in Süddeutschland der Gulden, mußte man dieses Geld viel geringer anschlagen. Daran dachte jedoch Jakob Löffler nicht. Seit lange gewöhnt, von dem Ertrag seiner Händearbeit zu leben, däuchte ihm so viel Geld ein Fond zu seyn, der gar nicht erschöpft werden könne. Er verließ daher augenblicklich seine bisherige bescheidene Wohnung und miethete

sich weiter außen, in den Avenues von New-York, wo die Straßen breiter und die Wohnungen geschmackvoller und ansehnlicher sind, ein eigenes Haus. So weit sah er zwar ein, daß er nicht von seinen Renten leben könne und wenn ihm auch sein Capital zehn Procent trug; allein Schneider wollte er nun nicht mehr bleiben, sondern sich lieber an irgend einer Speculation betheiligen, die ihm möglicherweise hundertfältige Zinsen tragen könnte. Den ganzen Tag verlor er sich in Träumereien und Grübeleien und dachte darüber nach, wie er schnell reich werden könnte. Hunderte hatten schon geringer angefangen und standen jetzt als Millionäre da. Seine zwei tausend Thaler sollten ihm auch zu einer Million verhelfen.

Eine besondere Hoffnung setzte er auf Johannes Blum, den Neffen Robert Blums, mit dem er in der Greenwichstreet bekannt geworden war. Nicht blos zog ihn der Name schon an, nicht blos schmeichelte es ihm, mit einem so berühmten Freiheitshelden bekannt zu seyn und auf einem freundschaftlichen Fuß zu stehen, nicht blos war er entzückt bei dem Gedanken, daß ihn Johannes Blum besonders zu bevorzugen schien und nicht genug Worte fand, ihn wegen seiner frühern Thätigkeit in „Sachen des Volks“ zu loben und ihm die gebührende Geltung zukommen zu lassen, sondern der berühmte Mann, der in Dresden, Wien und Berlin gefochten, hatte noch eine besondere Hoffnung in ihm angefacht, die ihn nur um so mehr reizte, weil er über dieselbe sich noch nicht klar war. Johannes Blum machte nämlich noch ein Geheimniß aus der Sache; er erklärte bei seinen vielen Besuchen, die er auf besondere Einladung Löfflers tagtäglich in seinem Hause abstattete, für jetzt noch nicht so weit zu seyn, daß er ganz mit der Sprache heraus-

rücken könne; allein so viel vertraute er dem wißbegierigen Jakob Löffler jetzt schon an, daß es sich um ein Unternehmen handle, welches weit und breit Aufsehen machen müsse, um ein Unternehmen, das seinen Theilhabern nothwendig Millionen bringen werde. Natürlich empfahl er seinem Freunde Jakob Löffler vorderhand das unbedingteste Stillschweigen, damit nicht Andere von der Sache erführen und am Ende den ungeheuren Vortheil für sich ausbeuteten. Nicht einmal seiner Tochter, vielweniger seinem künftigen Tochtermann durfte Jakob Löffler Mittheilung davon machen. Ja Johannes Blum scheute sich, wie er sagte, vor den Wänden, weil dieselben Ohren hätten, und er würde in seinem Leben nie den Jakob an seinem Vorhaben habe Theil nehmen lassen, wenn er in ihm nicht einen Mitarbeiter in der Sache der Freiheit, einen Mitleidensgenossen und Mitstreiter verehrte!

Voller Erwartung saß Jakob Löffler in seinem Parlor, d. h. in dem schönen Zimmer seiner Wohnung, das als Empfangszimmer gelten mußte. Es war heute Sonntag, und auf heute hatte ihm Johannes Blum nicht blos seinen Besuch zugesagt, sondern ihm auch versprochen, das Geheimniß zu lüften, und ihn die „Millionen der Zukunft" durch ein Perspectiv sehen zu lassen. Voller Unruhe ging der Mann in seinem Zimmer auf und nieder. „Er wird doch kommen?" flüsterte er vor sich hin. „Er wird doch Wort halten? Oh, das versteht sich von selbst. Wir kennen uns zwar erst wenige Tage, kaum etwas über eine Woche, allein ein Blum kann nie wortbrüchig seyn. Wir haben uns verstanden; gleichgesinnte Herzen ziehen sich an. Ich könnte für ihn mein Leben lassen und gerade so denkt er gegen mich. Warum würde er sonst gerade

mich zu seinem Theilhaber erkoren haben? Warum würde er sonst mich mit dem Reichthum beglücken, der uns unausbleiblich zu Theil werden muß?"

Jetzt ging der Thürklopfer, ein Besuch kam. In New-York hält nämlich eine Familie, die ein Haus allein bewohnt, dieses den ganzen Tag fest verschlossen, so daß kein Mensch unangemeldet kommen kann, weil man ihm zuvor die Hausthüre öffnen muß. Wie der Wind war Jakob Löffler am Fenster, um zu schauen, wer unten sey.

„Es ist nur Franz Mayer," sagte er getäuscht. „Doch es ist auch gut, daß dieser jetzt schon da ist. Die jungen Leute werden einen Spaziergang machen, und dann sind wir ganz ungestört, wenn Johannes Blum kommt. Kein Mensch darf dann zum Hause herein, er mag klopfen so lange er will."

Franz Mayer war in seinem Sonntagsputze. Der Sonntag Mittag war der einzige Tag, den er für sich benützen konnte. Die ganze übrige Zeit stand er in seinem Laden und bediente seine Kunden, denn sein Geschäft gieng mit jedem Tage besser und er wußte wohl, daß die Leute nicht zufrieden sind, wenn sie den Prinzipal nicht sehen. Deßwegen machte er Werktags keine Ausgänge, ausgenommen solche, die durchaus und unumgänglich nothwendig waren. Sonntag Vormittags sogar war er im Geschäfte, obgleich dieses geschlossen war; aber das Comptoir war nicht geschlossen und hier saß er über seinen Büchern, und schrieb ein und rechnete. Den Sonntag Nachmittag aber hätte er sich für kein Geld nehmen lassen. Der war sein Vergnügungstag! An diesem gieng er mit seiner Fanny spazieren, und genoß das doppelte Vergnügen der Liebe und der Heiterkeit. Fanny wußte auch ganz genau, daß er

kommen werde und hatte sich daher ebenfalls in Putz geworfen. Sie wartete schon auf ihn; denn es sollte keine Zeit verloren werden. Hat man doch oft eine Stunde Wegs zu gehen oder zu fahren, bis man nur außerhalb der Stadt ist, und „wenn man nicht in Gottes freier Natur war, so ist der Sonntag nur halb genossen," das war ihr Grundsatz, und auch der ihres Bräutigams.

„Wo treffen wir dich, Vater?" fragte Fanny, als sie mit ihrem Franz Hand in Hand in den Parlor trat. Ihr Vater war nämlich bisher gewohnt gewesen, am Sonntag irgend einen Vergnügungsort oder vielmehr ein Wirthshaus innerhalb oder außerhalb New-Yorks zu besuchen, wo ihn dann seine Kinder, wenn sie von ihrem Spaziergange zurückgekehrt waren, trafen, um den Abend lustig und vergnügt mit einander zuzubringen.

„Wo Ihr mich trefft?" fragte Jakob Löffler. „Gar nirgends trefft Ihr mich; ich gehe heute gar nicht aus; ich bleibe den ganzen Tag zu Hause. Ihr könnt hingehen, wohin Ihr wollt und heimkommen, wann Ihr wollt. Braucht Euch gar nicht um mich zu bekümmern."

„Aber, Vater!" rief Fanny vorwurfsvoll.

„Still, still!" entgegnete dieser abwehrend. „Ich will's einmal so haben. Macht nur, daß Ihr fortkommt."

Bald waren die Beiden außer dem Hause und auf dem Wege nach Hobocken, dem Hauptvergnügungsorte New-Yorks.

„Was hat nur der Vater seit einiger Zeit?" fragte Franz kopfschüttelnd.

„Oh, ich bin sicher, er erwartet wieder den Johannes Blum," erwiederte Fanny; „denn mit diesem steckt er den

ganzen Tag zusammen, seit er das Geld vom Onkel geschickt bekommen hat."

Fanny hatte ganz richtig gerathen, wie wir schon wissen. Jakob Löffler wartete auf Johannes Blum; er brauchte aber nicht mehr lange zu warten, denn etwa eine halbe Stunde, nachdem sich Franz mit Fanny entfernt hatte, näherten sich zwei Männer dem Hause, in deren Einen wir sogleich den Neffen Robert Blums wieder erkennen. Der Andere war ganz schwarz gekleidet und ging aufrecht und ernsthaft, wie ein Soldat, der auf dem Posten steht. Die weiße Halsbinde, die er umgethan hatte, contrastirte etwas sonderbar mit dem fuchsrothen Haare, und man hätte glauben können, sein starkknochiger Körperbau wie sein rothes wettergebräuntes mit Huppeln besäetes Gesicht würde sich besser in einer Jacke ausgenommen haben, als in dem langen Philisterrocke, den er derzeit trug. Jakob Löffler war aber weit entfernt, solche Bemerkungen zu machen, denn seine ganze Seele jauchzte vor Freude, wie er des Johannes Blum ansichtig wurde. Er eilte selbst die Stiege hinab, um die Hausthüre zu öffnen, und den willkommenen Besuch in den Parlor zu führen.

„Hier habe ich die Ehre," sagte Johannes Blum, als sie in das Besuchszimmer getreten waren, indem er seinen ernsten Begleiter vorstellte; „hier habe ich die Ehre, dir meinen Freund und Collegen, den berühmten Geologen und Bergwerksdirektor, Herrn von Deyher, vorzustellen. Wir haben zusammen studirt, zusammen Werke herausgegeben, zusammen Furore gemacht in Deutschland, als erste Naturforscher und Metallurgen. Es giebt derzeit keinen berühmteren Mann in seinem Fache, als ihn."

Der Herr Direktor von Depber verbeugte sich steif und machte ein so griesgrämisches Gesicht, als hätte er in seinem Leben nicht gelacht. Wahrscheinlich war das Folge seiner großen Gelehrsamkeit. Jakob Löffler dagegen war voller Leben. Im Anfang verblüffte ihn der vornehme Besuch in Etwas, denn der Deutsche hat auch in Amerika einen großen Respekt vor Titeln und Aemtern; allein da der berühmte Johannes Blum auf so vertrautem Fuße mit ihm umging und sich nicht genirte, ihn auch vor dem Fremden zu duzen, so durfte er es schon wagen, etwas kühner aufzublicken. Er holte schnell Wein und kalte Küche herbei, die er schon vorher in Bereitschaft gehabt hatte, und die beiden Besucher ließen sich nicht lange bitten, dem Imbiß alle Ehre anzuthun. Besonders der Herr Oberbergwerks=Direktor — das „Ober" holte Johannes Blum erst später nach — ließ es sich trefflich schmecken und fand den Wein so delikat, daß er schnell einige Gläser hinter einander hinunterstürzte, ohne daß sie ihn jedoch besonders angegriffen hätten. Nun wurde Jakob Löffler immer beherzter und in weniger als einer Viertelstunde saßen die Drei ganz cordial bei einander, und tranken mit einander, und stießen mit einander an, als wären sie die dicksten Freunde von Kindesbeinen an gewesen.

Nachdem die Vorräthe nahezu alle vertilgt waren, erhob sich Johannes Blum mit einem feierlichen Ernst. „Jakob Löffler," sagte er, „es ist an der Zeit, daß ich dich in ein Geheimniß einweihe, um das ein Anderer Hunderttausende bieten könnte, ohne daß ich ihn damit bekannt machte. Allein du bist mein Freund, du hast dieselben Gesinnungen, wie ich, du sollst Alles erfahren, ohne daß es dich einen Heller kostet. Du bist doch mit mir einverstanden, Oberbergwerks=Direktor?"

Dieser nickte bejahend, ohne daß er jedoch den Mund geöffnet hätte, denn er war überhaupt sehr schweigsamer Natur, wie Jakob Löffler schon während des Imbißeinnehmens bemerkt hatte.

„Wisse, Jakob Löffler," fuhr Johannes Blum fort, „die golderzenthaltenden Gebirge Californiens laufen alle von Norden nach Süden. Ganz ebenso laufen die Goldgebirge Australiens. Diese Gebirge fallen steil ab gegen Osten, während sie sich gegen Westen langsam abdachen. Auf ihrer steilen Seite führen sie Quarz und unter dem Quarz kommt das Gold und Silber zu Tag. So ist's überall, wo auf Gold und Silber gegraben wird. Ist's nicht so, Oberbergwerks=Direktor?"

Abermals nickte dieser bejahend, aber ohne den Mund zu öffnen.

„Schon längst, d. h. schon in Deutschland wußte ich," fuhr der gelehrte Naturforscher fort, „daß die kleinen Gebirge im Jerseyischen auf der rechten Seite des Hudson und zwischen diesem und dem Hackensack gelegen, ich meine die Gegend, die man hier Westhobocken nennt, ganz dieselbe Formation haben, wie die Goldgebirge Australiens und Californiens. Mein Freund, der Oberbergwerks=Direktor, wußte es ebenfalls. Er ging deßhalb nach Californien, um sich noch genauer zu überzeugen, wie die Goldberge aussehen. Wir bestellten uns auf einen bestimmten Tag nach New=York und vor acht Tagen kamen wir hier zusammen. Unser Erstes war, daß wir nach Westhobocken hinübereilten. Wir thaten, als wären wir Jäger, und nahmen Schießgewehre mit uns. Aber wir wußten wohl, was wir wollten. Nicht wahr, Oberbergwerks=Direktor?"

Dieser nickte abermals und fast noch bedeutsamer, als die beiden letzten Male.

„Wir bestiegen die Berge Westhobockens," fuhr Johannes Blum fort, „wir suchten lange vergebens. Acht Tage lang hinter einander suchten wir vom Morgen bis zum Abend, und bei Nacht gingen wir unsere Forschungen mit einander durch und verglichen sie mit den Forschungen anderer Gelehrten. So thaten wir bis Vorgestern früh. Da fanden wir, was wir suchten; an Einer Stelle im ganzen Gebirge trat die Quarzformation zu Tage, und dieser Theil des Gebirges lief von Norden nach Süden. Hier ist Gold, sagte ich. Sagte ich nicht so, Oberbergwerks-Direktor?"

Dießmal brummte dieser ein vernehmliches Ja. Jakob Löffler aber sprang wie besessen vom Stuhle auf. Bisher hatte er mit ehrfurchtsvollem Schweigen gehorcht und saß still mit großen Augen und die Hände über den Bauch gefaltet. Nunmehr aber litt es ihn nicht mehr auf dem Stuhle. Wie ein elektrisches Feuer fuhr es in ihn.

„Gold habt Ihr gefunden?" schrie er. „Ein Goldbergwerk? Wir sind alle Millionäre!"

Johannes Blum ließ ihn ruhig gewähren, wie er in seiner Extase in der Stube herumtanzte, und der Herr Oberbergwerks-Direktor verzog keine Miene. Endlich wurde der Verzückte ruhiger und man konnte wieder ein vernünftiges Wort mit ihm reden. „Gold haben wir noch nicht gefunden," sagte der Geologe und Naturforscher Blum, „ein Goldbergwerk ist auch noch nicht da; aber einen Platz, einen Gebirgsthaltheil haben wir gefunden, der die Goldformation hat; das Quarz liegt zu Tage und unter dem Quarz liegt das Gold."

„Aber warum holt Ihr das Gold nicht?" fragte Jakob Löffler in seiner Herzenseinfalt.

„Weil wir vorher darauf graben müssen," war die Antwort, „und um darauf graben zu können, müssen wir den Platz erwerben und kaufen."

„Ihr habt ihn noch nicht gekauft?" rief Jakob tief erschrocken. „Um Gotteswillen, da könnte uns ja ein Anderer zuvorkommen. Laßt uns schnell hingehen und den Kauf abschließen!"

„Nur ruhig, Freund," erwiederte Johannes Blum bedächtig. „Wir zwei, der Oberbergwerks-Direktor und ich konnten den Kauf nicht abschließen, weil wir Fremde sind. Einem Fremden aber ist es nicht gestattet, Grundeigenthum zu erwerben, sondern nur Einem, der entweder schon Vereinigte-Staaten-Bürger geworden ist, oder die eidliche Erklärung abgegeben hat, Bürger werden zu wollen. Ebendeßwegen hielten wir die Sache so geheim, und außer uns Dreien weiß keine Seele um den Schatz, der nur wenige Meilen von dieser großen Stadt in der Erde ruht und uns zu den reichsten Leuten des Staates, ja der ganzen Welt machen muß."

„Gott sei Dank!" stieß nun Jakob Löffler hervor. „Gott sei Dank, daß Niemand d'rum weiß! Aber ich habe keinen Augenblick mehr Ruhe. Der Platz muß jedenfalls gleich Morgen gekauft werden. All' mein Geld steht Euch zu Gebot. Verfügt über mich, über meine Habe, über Alles, nur laßt mich den Dritten im Bunde sein."

Die beiden Herren, der Oberbergwerks-Direktor und der Geologe Johannes Blum, warfen sich einen zufriedenen Blick zu, den jedoch Jakob Löffler nicht bemerkte, denn dieser war viel zu aufgeregt, um Beobachtungen anstellen zu können. Einigermaßen beruhigt wurde er jedoch, als seine beiden neuen

Freunde ihm heilig versprachen, gleich den andern Tag mit ihm zum Ankauf des Grundstücks zu schreiten und ihn als dritten Associé in ihren Bund aufzunehmen. — Sie blieben nun noch eine gute Zeit beisammen und besprachen sich über das, was zunächst zu thun sei, und wie man hernach, wenn das Grundstück ihr Eigenthum geworden sei, zu verfahren habe. Erst spät, nachdem sie noch verschiedene Flaschen Wein vertilgt und auch das eßbare Zeug, das Jakob Löffler wiederholt herbeischleppte, nicht verschmäht hatten, trennten sie sich. Der Herr Oberbergwerks=Direktor wie der Neffe Robert Blum's fanden es für klüger, die Rückkunft der Tochter und des Tochtermanns ihres Freundes gar nicht abzuwarten, wegen der Neugierde, die diese Leute haben müßten. Sie legten es daher ihrem neuen Associé dringend an's Herz, reinen Mund zu halten und keine Seele, auch nur durch eine Andeutung, in ihr Geheimniß einzuweihen.

Einstweilen, so lange dieß im väterlichen Hause vorging, lustwandelten Fanny und Franz, Hobocken und den Elisäischen Feldern zu. Hobocken ist ein äußerst freundlich gelegenes Städtchen auf dem rechten Ufer des Hudson, gerade gegenüber von New=York. Es sind nur einige Hundert (noch keine Tausend) Häuser, aber alle sind reinlich und lustig anzuschauen, wie Landhäuser und Villas. Es wohnen nur einige Tausend Menschen da, aber, die da wohnen, wohnen luftig und sommerlich, vom Getöse der Stadt entfernt. Und doch beträgt der Weg nach New=York nur wenige Meilen und für denjenigen, der sein Geschäft in der untern Stadt New=Yorks hat, ist es näher nach Hobocken, als nach der obern Stadt zu fahren. Von zehn Minuten zu zehn Minuten fahren Dampfboote von New=

York nach Hobocken über den Hudson und durchkreuzen den mächtigen, hier fast drei Meilen breiten Strom in wenigen Minuten. Schon die Fahrt auf dem Strom ist ihr Geld werth, besonders im Sommer, weil hier immer kühle Seelüfte wehen. Nur im Winter ist sie mit Unannehmlichkeiten verknüpft, wenn das Eis den Strom herabkömmt, und die Docks verstopft, so daß das Ferrydampfboot oft Stunden braucht, seine Tour zurückzulegen. Noch widerwärtiger, als das Eis, sind die Nebel, die oft so dick auf dem Hudson lagern, daß man keine vier Schritte weit sieht und manchmal ein Dampfboot Meilen weit von seinem Zielpunkt abkommt. — Ist aber im Sommer schon die Fahrt über das Wasser prachtvoll, wie entzückt ist erst das Auge, wenn es in Hobocken angekommen, seine Richtung über New=York weg die Bai hinabnimmt. Man kann nichts Herrlicheres sehen! Vor sich in unendlicher Ausdehnung, gerade über dem Wasser drüben, hat man die Stadt New=York, umgeben von einem Mastenwalde; auf dem Strome, an dessen Ufer man steht, schwimmen Hunderte von Booten mit weißen Segeln, oder prächtige Dämpfer, deren Kamine einen dunklen Streifen Rauch ausspeien: rechts unten begrenzen grüne Eilande und die Bergspitzen von Jersey und Statenisland die Fernsicht; links neben sich hat man den prächtigen Wald der Elisäischen Felder.

Auch Franz und Fanny weideten sich an dem prachtvollen Panorama. So oft sie es auch schon genossen hatten, so gewährte es ihnen doch immer wieder neue Freude. Nun wandten sie sich nach den Elisäischen Feldern. Es ist dieß eine bewaldete Anhöhe hart am Ufer des Hudson, mit lieblichen Spaziergängen im Schatten alter Ahornbäume, wohl zwei Meilen lang und

eine Meile breit. Das Ganze bildet einen natürlichen Park, zu dem die Kunst nur wenig nachgeholfen hat, außer daß überall an den schattigsten Plätzen oder an Orten, wo man die prächtigste Aussicht auf den Fluß und die Stadt genießt, einfache Bänke von Moos und Holz angebracht sind. Dieses herrliche Anwesen, welches dadurch, daß sein Grund und Boden lauter Bauplatz ist, einen Werth von vielen Millionen hat, gehört einem Privatmann, der es zwar mit einer Mauer umgeben ließ, aber doch Jedermann den Zutritt gestattet, ohne daß man einen Erlaubnißschein zu lösen hat; denn die Thore stehen den ganzen Tag offen und werden nur bei Nacht geschlossen. Man sieht hier daher tagtäglich Hunderte von Menschen lustwandeln, und besonders Liebespaare haben den Ort zu ihrem Spaziergange ausersehen. Ist es doch das einzige Stück Poesie, das in der Nähe des praktischen, geschäftigen New-Yorks zu finden ist! Ja, um die Idylle fertig zu machen, sprudelt hier aus grauem Felsen in einer natürlichen Grotte eine kühle Quelle hervor, die den durstigen Wanderer labt *), während sonst um ganz New-York herum, wie in der Stadt selbst, keine einzige Quelle lebendigen Wassers zu finden ist!

Lange lustwandelten Fanny und Franz. Sie wurden nicht

---

*) Auch hier, an diesem kühlen Born, der einzigen wirklichen Quelle auf viele Meilen in der Runde, zeigt sich der „praktische" Sinn der Amerikaner. Es ist nämlich diese Quelle verpachtet, und das Glas Wasser kostet einen Cent! Hiedurch wird der poetische Eindruck, den die stille Grotte, aus der die Quelle hervorsprudelt, auf Einen macht, im Augenblicke verwischt, besonders wenn man die gemeine Physiognomie des Pächters, eines alten Niggers, der eine noch häßlichere Mulattin zur Frau hat, in Betracht zieht.

müde, einander zu führen; sie wurden nicht müde, von ihrer Liebe zu schwatzen! Endlich setzten sie sich auf eine Moosbank, die fast verborgen von niederem Gebüsch zwischen zwei mächtigen Ahornbäumen angebracht war. Nicht weit davon führte einer der vielen, in Schlangenwindungen sich drehenden Spaziergänge vorüber, auf dem Hunderte wandelten, ohne sie sehen zu können. Die Liebe gefällt sich in abgeschlossenen heimlichen Plätzchen!

„Fanny," sagte Franz, nachdem sie lange stille gesessen und Arm in Arm verbunden geträumt hatten, „ich muß noch einmal darauf zurückkommen, dein Vater ist seit einigen Tagen anders gegen mich, denn früher. Es ist nicht mehr dieselbe Herzlichkeit, die ich sonst an ihm gewohnt war. Habe ich mich in irgend Etwas verfehlt?"

„Ach," erwiederte Fanny seufzend, „du bist nicht schuld. Das dumme Geld ist schuld. Er meint jetzt, ein wahrer Crösus zu sein, und bildet sich ein, wunder was mit den paar Tausend Thalern ausrichten zu können. Wenn er's nur wenigstens in dein Geschäft steckte, dann trüg's ihm doch seine richtigen Zinse; allein das ist ihm zu kleinlich. Er träumt von großen Spekulationen und meint von Krämereien und Specereien sei noch kein Mensch reich geworden."

„Ich fürchte fast, er geräth auf falsche Wege," meinte Franz, „aber um keinen Preis der Welt möchte ich Etwas zu ihm sagen. Er könnte es als Eigennutz ansehen."

„Und doch muß Etwas geschehen," versetzte Fanny, „der Mensch, welcher sich den Neffen Robert Blum's nennt, kommt alle Tage in's Haus und hat ihn ganz am Gängelbande. Er rückt zwar nicht mit der Sprache heraus, aber gerade aus seinem geheimnißvollen Thun merke ich, daß Etwas im Werke sein muß."

„Ich wollte, es wäre wieder beim Alten," sagte Franz, „und dein Onkel hätte sein Geld noch in der Tasche; wir wären Alle viel glücklicher. Und doch, mag dein Vater thun und treiben, was er will, mag er Morgen oder später mit seinem Gelde fertig werden, wenn ich nur dich behalte, wenn nur du mir treu bleibst."

Fanny antwortete nicht mit Worten, aber doch antwortete ihr Mund. Sie saßen nun wieder lange schweigend und hielten sich fest umschlungen. Plötzlich hörten sie Geräusch von Männertritten, und bald darauf sahen sie durch das Gebüsch sechs oder sieben Bursche, die sich von dem nahe vorbeiführenden Fußwege in ein dichtes Gesträuch neben ihnen machten, um von da ungesehen den Fußweg beobachten zu können. Die Männer führten eine heftige, wenn auch nur halblaute Unterredung; allein Franz und Fanny saßen in ihrem Verstecke so nahe bei denselben, daß sie, ob sie wollten oder nicht, jedes Wort verstehen mußten.

„Hier kommt er sicherlich vorbei," sagte der Eine derselben; „ich bin ihm schon oft nachgeschlichen, wenn er mit seiner Geliebten nach Hobocken ging, und jedesmal ist er auf diesem Weg nach Hause gegangen."

„Was der Narr auch noch eine Liebschaft anfangen muß!" meinte ein Anderer. „Der alte Waters gibt sie ihm doch nicht zur Frau. Dazu ist er zu reich und zu sehr Amerikaner! French Louis ist in seinen Augen eben immer nur ein Ausländer!"

„Ja, bei Gott," fluchte ein Dritter. „Er ist und bleibt ein Ausländer; um so unverschämter ist seine Anmaßung. Wie kann der Kerl so frech sein, uns Gesetze vorschreiben zu wol-

len? Verlangt der Mensch, wir sollen den Dutch-Jakob *) zwingen, das Dingelchen herauszugeben, das er einem Californier abgenommen! Uebrigens, das muß ich dir sagen, Dutch-Jakob," wandte er sich an Einen seiner Nebensitzer, „verdammt dumm bist du doch gewesen, daß du das Goldstaub-Kistchen fallen ließst und mit dem elenden Kram in dem andern Kistchen davon liefst."

„Oh! Was das anbelangt," entgegnete Dutch-Jakob, „so mag's dir dumm genug vorkommen. Mir aber sollen die Dinger doch mehr Vortheil bringen, als wenn lauter Silber und Gold d'rin gewesen wäre. Doch um wieder auf den French Louis zurückzukommen, so glaube ich, der Kerl ist am Ende noch so unverschämt glücklich, die Silly Waters zu bekommen, wenn wir ihm nicht das Handwerk legen. Ist's wahr, daß der alte Waters aus seinem bisherigen Geschäft ausgetreten ist, um sein Geld anderswo und besser anzulegen?"

„Freilich ist's so," meinte ein Vierter; „und Geld hat er genug, der alte Waters. Ich wollte, ich wüßte, wo's liegt, ich würde ihn bald leichter d'rum machen. Am Ende spekulirt French Louis statt auf das Mädel, auf's Geld."

„Oder auf Beides zusammen," lachte Dutch-Jakob. „Aber war der alte Waters nicht einmal bei einer Bergwerksgeschichte betheiligt? Ich meine, ich habe einmal davon gehört, daß er auf's Goldgraben ganz versessen gewesen sei."

---

*) Dutch-Jakob heißt auf Deutsch: Der deutsche Jakob und ist, was man im Studentenleben einen „Cerevisnamen" nennt. In Amerika lieben es die Straßenlungerer, sich mit solchen Namen zu bezeichnen. Offenbar war dieser Jakob ein Eingewanderter, dem man als Erkennungszeichen für seine Abkunft diesen Spitznamen gab.

„Das war ein Irrthum," sagte ein Anderer. „Bei einer Perlenfischerei am Passaic war er betheiligt. Er hats aber bald aufgegeben, wie er keinen großen Nutzen dabei sah. Doch würde es nicht schwer halten, ihn in eine ähnliche Unternehmung zu verwickeln, wenn er ein Resultat vor sich hätte. Der alte Bursche liebt das Geld ungemein und ist gleich dabei, wenn's spielend erworben werden kann. Ich hab' schon viel von seiner Speculationswuth gehört und — woher hätte er auch seinen Reichthum, wenn er nicht auf diese Art erworben worden wäre."

„St!" rief plötzlich Einer. „Seyd stille, ich sehe Jemand den Fußweg heraufkommen; ich müßte mich sehr täuschen, wenn's nicht French Louis mit seiner Lady wäre. Also merkt's Euch. Sobald er vorbei ist, springen wir auf ihn. Einer reißt das Mädchen weg und hält sie still, daß sie sich nicht mucksen kann. Am besten man wirft ihr ein Tuch über das Gesicht. Wir Andern packen den Louis und wenn er auch so stark ist, wie ein Cumberlandsochse, so werfen wir ihn und geben ihm seine Tracht Prügel, wie sich's gebührt. Er soll's noch einmal wagen und den Deadrabbits Gesetze vorschreiben! Morgen muß ganz Newyork wissen, daß der Louis seinen Mann gefunden hat, und wenn's einmal unter den Buben public wird, daß er nicht unüberwindlich ist, so wird's bald mit seiner Herrschaft vorbei seyn."

Franz und Fanny hatten keine Silbe von dem verloren, was die Bursche unter sich sprachen; denn sie saßen kaum zehn Schritte von ihnen entfernt. Je mehr sich nun French Louis mit seiner Geliebten näherte, um so stiller wurden die Bursche und am Ende hätte man ein Laub können zur Erde fallen

hören, so lautlos saßen sie. Franz bog die Zweige zurück, um sich zu überzeugen, daß es wirklich French Louis sey, auf welchen die Wegelagerer paßten.

„Das ist ein feiger erbärmlicher Ueberfall," flüsterte Franz seiner Fanny zu. „Aber French Louis soll wenigstens Einen haben, der ihm zu Hülfe kommt."

Leise zog er sein Taschenmesser und schnitt sachte und stille einen starken Zweig durch, der neben ihm fast die Erde berührte. „Ein Prügel ist als Waffe auch nicht zu verachten," meinte er, „und wenn die Kerls auch Slungslots (Schlagriemen mit einer bleiernen Kugel in der Spitze des Riemens oder am Ende des Fischbeinstocks) haben, so besitzen sie auf der andern Seite auch eine gehörige Portion Feigheit, sonst würden sie nicht zu mehr als einem Halbdutzend über Einen herfallen, und dazu noch über Einen, der seine Liebste am Arme hat."

French Louis war nun immer näher gekommen. An seiner Seite hieng Silly Waters, seine Geliebte. Und so zärtlich war ihre Unterhaltung, so sehr lauschte der sonst so gewaltthätige und rauhe Mann mit Aug und Ohr den Flüsterworten der Liebe, daß er von Allem dem, was um ihn herum vorging, erst etwas merkte, wie die Schurken schon über ihm waren. Kaum hatte French Louis die Stelle passirt, wo die Kerls im Hinterhalt lagen, so sprangen sie mit einem Satz auf ihre Beute los. Einer riß Silly Waters an sich und zog sie einige Schritte vom Wege ab. Die Andern schwangen ihre Riemen und drangen auf den König der Greenwichbuben ein. Nicht sobald hatte dieser jedoch gemerkt, um was es sich handle, nicht sobald hatte er gesehen, daß seine Silly von ihm weggerissen wurde, als er den Styl umdrehte und aus dem Angegriffenen

den Angreifer machte. Zwar hatte er keine Waffen, nichts als seine Paar Fäuste, und seine Feinde waren mit einem Instrument versehen, das als der gefährlichsten eines bekannt ist, weil es trifft, ohne daß man dem Gegner ganz nahe auf den Leib zu rücken braucht; allein sein Herz kannte keine Furcht und umgekehrt wußte er, daß sein Name schon ein Schrecken für alle andern „Buben" der Stadt war. Dießmal jedoch schien die Herzhaftigkeit des Einzelnen der Uebermacht so Vieler unterliegen zu sollen. Bereits hatte Louis einen Schlag über das Gesicht bekommen, der Haut und Fleisch tief aufriß und der ihn ohne Zweifel getödtet hätte, wenn die Schläfe getroffen worden wären. Zwar hatte auch er einen seiner Feinde mit der Faust niedergeschlagen, daß derselbe nicht mehr an's Aufstehen dachte, allein die Andern ließen deßhalb nicht nach, auf ihn einzudringen. Offenbar hatten seine Gegner die Stärksten unter sich zu dem Ueberfall ausgelesen! Doch — jetzt kam unerwartete Hülfe. Franz war in demselben Augenblicke aufgesprungen, wo die Bursche sich auf French Louis gestürtzt hatten, und nicht eine Minute lang versuchte es Fanny ihn zurückzuhalten. Im Gegentheil, sobald Franz seinen Ast schwang und ihn zuerst sausend auf den niederfallen ließ, welcher Silly Waters in Gewahrsam genommen hatte, sprang sie dem Fräulein bei und beide verstanden sich im nächsten Momente schon so sehr, daß sie mit vereinten Kräften einen starken Zweig halb abschnitten, halb abbrachen, mit welchem Silly ohne Beben und Furcht ihrem Geliebten zusprang und ihm denselben in die Hand drückte. Nunmehr war der Kampf bald entschieden. Noch einer der Angreifenden fiel und die vier Uebrigbleibenden wußten nun nichts Eiligeres zu thun, als sich zur

Flucht zu wenden, wobei sie die gefallenen Brüder auf dem Boden mit ins Dickicht nachschleppten.

„Ihnen nach! Ihnen nach, den Hunden!“ schrie French Louis; allein das Blut, das stromweise aus seiner Wunde floß, hatte ihn bereits so geschwächt, daß er wie ein unterhöhlter Fels in demselben Augenblicke in sich selbst zusammenstürzte, in welchem die Feinde den Platz geräumt hatten. Natürlich war nun an eine Verfolgung nicht zu denken.

„Sie haben ihn getödtet,“ rief Silly Waters, indem sie sich neben ihrem Geliebten niederwarf.

„O, bis dahin ist's noch weit,“ meinte Franz, indem er rasch feines Moos abriß und in dünne Fädelchen zupfte. Die beiden Mädchen sahen kaum was er that, als sie ihm dabei behülflich waren. Schnell riß Fanny ein Tuch, das sie um den Hals trug, entzwei und in wenigen Minuten war die Bandage fertig und das Blut gestillt. Franz eilte nun an die Quelle in der Felsengrotte und füllte seinen Hut mit Wasser. Silly wusch dem Verwundeten Schläfe und Gesicht. In zehn Minuten stand er wieder auf seinen Beinen.

„Sind die Schurken entkommen?“ war seine erste Frage, und als er keinen von ihnen mehr sah, suchte er mit funkelndem Blick denselben nachzueilen. Allein nunmehr fiel sein Auge auf seine Geliebte, die sich wieder an ihn gehängt hatte, und plötzlich wurde seine Miene sanft wie die eines Kindes.“

„Du bist doch nicht verletzt worden, Silly?“ flüsterte er. „Theures, theures Mädchen,“ setzte er nach einer Weile mit traurigem Seufzer hinzu,“ wie magst du nur dein süßes Leben an einen Raufbold hängen, wie ich Einer bin?“

Sie umschlang ihn nur um so inniger, und eine Weile

verging, ohne daß Eines ein Wort geäußert hätte. French Louis faßte sich zuerst. Der ganze Hergang war ihm nach und nach klar geworden. Er erkannte jetzt auch den jungen Deutschen, den er vor einigen Tagen in der Greenwichstreet schon liebgewonnen hatte.

„Du bist der Franz Mayer," sagte er zu ihm, ihm die Hand reichend, „ich glaube, wenn dich das Geschick mir nicht zu Hülfe gesandt hätte, dießmal wäre es um den French Louis geschehen gewesen. Das ist dein Mädchen? Silly, „wandte er sich zu seiner Geliebten," ihr müßt Freundinnen werden. Und du, Franz, „fuhr er gegen diesen fort," French Louis schwört nie, ohne daß er sein Wort hält, du magst in einer Lage seyn, in welcher du willst, wende dich an mich; ich werde dir beistehen durch Dick und Dünn, und was ein Mensch vermag, das werde ich thun. Aber, das schwöre ich nicht minder, die Schurken, die mich meuchlings anfielen, und mit ihnen ihre ganze Bande, sollen es büssen, und wenn ich darob die ganze Stadt in Allarm bringen müßte."

„Sollten wir nicht lieber den Behörden in Hobocken von dem Ueberfalle Anzeige machen?" meinte Fanny schüchtern.

„Pah!" erwiederte French Louis, verächtlich lächelnd. „Ortsbehörde und Polizei! Was können die ausrichten! French Louis braucht keine Hülfe von der Polizei. Er weiß sich selbst zu helfen. Aber kommt, Kinder, ich bin ein bischen schwach geworden von dem kleinen Aderlaß und auch euch mag der Schrecken in die Glieder gefahren seyn. Eine kleine Erfrischung könnte mir und Euch nichts schaden."

Bald saßen sie traulich bei einander in einem besondern Stübchen in einem der vielen Wirthshäuser, mit denen Hobocken

gesegnet ist, und nach einer Stunde, als sie dem Dampfboote zugingen, das sie über den Hudson nach New-York bringen sollte, war der Tritt Louis wieder so fest und sicher, als hätte er nie einen Tropfen Bluts verloren.

„Wir machen an Einem Tage Hochzeit," sagte Louis zu Franz, als sie sich trennten.

„Ich sehe dich morgen bei mir," sagte Silly, von Fanny zärtlich Abschied nehmend.

„Das ist der wackerste Bursche unter der Sonne," sagte Franz zu sich selbst, „nur ein bischen rauhhaarig anzufühlen. Aber ich ging' ihm doch durch ein Feuer."

„Ich glaube, ich habe meinen Franz nun doppelt so lieb," flüsterte Fanny in ihrem Innern, „denn der gibt an Tapferkeit sogar dem French Louis nichts nach."

Den andern Tag war Jakob Löffler schon in aller Frühe auf den Beinen. Er kleidete sich sorgfältig an und nachdem er dieß wichtige Geschäft vollendet, schritt er mit gewaltigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Bald trat er zum Fenster, um auf die Straße hinab zu sehen, ob sich noch Niemand zeige; bald ging er an seinen Pult, um sein Geld herauszunehmen, und sorgfältig gezählt in sein Taschenbuch zu stecken. Er hatte bei seiner Tochter ein solennes Frühstück für drei Personen bestellt, wollte aber Nichts anrühren, bis seine erwarteten zwei Gäste angekommen wären. Fanny wußte indessen nicht, was sie aus diesem sonderbaren Benehmen machen sollte. Sie fing es auf verschiedene Arten an, ihn mittheilsam zu machen; aber der Vater blieb verschwiegen und verschlossen und maß mit großen Schritten das Zimmer, ohne

ihr Red und Antwort zu stehen. Nach gerade wurde es ihr doch zu bunt und sie fragte geradezu, was denn der Vater habe, daß er sich so sonderbar gebärde.

„Was ich habe?" fuhr dieser heraus. „Medidationen habe ich; Speculationen habe ich. Störe mich nicht in meinen Gedanken. Ich gehe mit Großartigem schwanger, mit keinem Schwefelhölzchenskram."

„Vater!" sagte Fanny vorwurfsvoll. „Du hast was gegen Franz Mayer; denn auf diesen ist doch deine Bemerkung mit dem Schwefelhölzchenskram gemünzt. Ich wünsche dir von Herzen, daß deine großartigen Pläne zu deinem Segen ausfallen mögen. Aber — jedenfalls ist Franz der beste und ehrlichste Mensch auf der Welt und auch der tapferste, und wenn dein neuer Freund, der Johannes Blum, ihn vielleicht jetzt in deinen Augen verdächtigen und herabsetzen mag, so wird doch die Zukunft lehren, daß du besser daran gethan hättest, auf Franz zu vertrauen, statt auf einen Menschen, den du ja gar nicht näher kennst und von dem du Nichts weißst, als was er dir selbst über sich zu sagen für gut findet."

„Willst du meinen Freund Blum, den Neffen Robert Blums, gering machen?" erwiederte Jakob Löffler zornig. „Das ist ein Mann, dem zehn Bursche, wie Franz, nicht das Wasser reichen. Er ist ein eben so großer Held in der Völkerschlacht, wie ein berühmter Gelehrter in der Naturwissenschaft. Mach' mich nicht wild. Franz ist ein Dutenkrämer, nichts weiter; Johannes Blum aber stampft Millionen aus der Erde. Doch still, „setzte er hinzu, sich selbst den Mund zuhaltend. „Ich hätte bald zu viel gesagt."

Er ging nun wieder schweigend auf und nieder, und so

oft es auch noch Fanny versuchte, ihn gesprächsam zu machen, so gab er ihr doch keine Antwort. Ja, als sie anfieng, ihn von den Ereignissen des gestrigen Tags zu unterrichten, so gebot er ihr Stillschweigen.

„Ich will Nichts wissen," rief er, „ich habe keine Zeit, solche Lappalien mit anzuhören. Laß mich mit dem Altweibergeschwätz in Ruhe. Ich brauche meinen Kopf zu höheren Dingen."

Während Jakob Löffler so beschäftigt war und mit großer Unruhe und Begierde auf seine zwei Associés in dem neuen Bergwerks-Unternehmen wartete, waren diese oder vielmehr Einer derselben in einem kleinen Stübchen der mittleren Stadt eifrig damit beschäftigt, den Herrn Oberbergwerks-Direktor herauszuputzen. Dieser hatte nämlich am gestrigen Tage eine bedeutende Wunde am Kopfe davongetragen, und sein ganzes Gesicht war geschwollen und wie von Blut unterlaufen.

„Das muß ein derber Hieb gewesen sein," meinte Johannes Blum, während er damit beschäftigt war, überall Heftpflaster anzubringen, eine Operation, in der er sich nicht ganz unbewandert zeigte. „Wirst Raufhändel gehabt haben und da hat dir Einer eins gegeben, das, wenn's etwas weiter links gefallen wäre, dich auf immer sprachlos gemacht hätte. Wie ging denn das zu?"

„Laß mich in Ruh," entgegnete der Oberbergwerks-Direktor zornig. „Es kann dir gleich seyn, wo ich den Hieb her habe. Flick' mir ihn nur so zusammen, daß ich anständig aussehe, wenn wir unsern Associé abholen. Du bist ja im Pflastern und Zusammenheften aufgewachsen, so muß dir das eine Kleinigkeit seyn."

Endlich war Johannes Blum fertig und der Herr Oberbergwerks-Direktor sah anständig genug in seiner weißen Cravatte aus. Freilich, die blau und grün umrahmten Augen konnte man nicht wegpflastern und die Bandage mußte auch bleiben; allein dafür konnte man schon einen plausibeln Grund auffinden! Es wurde nun eine Drotschke bestellt und die Beiden setzten sich hinein, dem Kutscher das Haus, wohin er zu fahren hatte, bezeichnend und ihn zur Eile auffordernd, da sie schon zu viel Zeit verloren hätten.

„Es ist also sonst Alles in Ordnung?" fragte Johannes Blum, als sie dem Hause Jakob Löfflers nahe waren.

„Alles in Ordnung," erwiederte der Oberbergwerks-Direktor. „Hab' die Paar Acker Felsboden um fünfzig Thaler gekauft und hätte sie am Ende noch wohlfeiler bekommen, wenn wir länger hätten verziehen können. 's ist ja doch in seinem Leben Nichts mit diesem Stück Felsen anzufangen! Aber es will mir immer nicht hinunter, daß wir nicht lieber zweitausend Thaler dafür ansetzen sollen, statt blos tausend; der Esel gäbe ebensogern zweitausend."

„Das dürfen wir nicht," entgegnete Johannes Blum; „es wäre doch zu viel, ihn auf einmal um Alles zu bringen. Und mit welchen Mitteln wollten wir dann graben, wenn wir ihm auf einmal sein ganzes Vermögen abnehmen? Es geht nicht, außer du gehst auf meinen ersten Vorschlag ein, und wir theilen, was wir von ihm bekommen, und machen uns so schnell als möglich aus dem Wege."

„Gott bewahre!" zischelte der Oberbergwerks-Direktor. „Das ist gegen unsere Abrede." „Nein, nein, wir lassen es bei den tausend Thaler bewenden, um damit zwanzigtausend

zu gewinnen. Nicht umsonst habe ich die Sache bereits eingefädelt. Der alte Waters hat wenigstens seine vierzigtausend Thaler baar daliegen. Der muß dran glauben, da wir nun das Grundstück von ihm erworben haben und drauf nach Gold graben lassen. Laß' mich nur machen. Gerade, um mit ihm bekannt zu werden, und ihn nachher dran kriegen zu können, habe ich ja die paar Steinäcker von ihm und von keinem Andern gekauft. Ich will den reichen Amerikaner schon fassen und in wenigen Tagen hab' ich's so weit, daß er wenigstens zwanzigtausend Thaler vorschießt. Dann, meinetwegen, mach' dich auf die Sohlen."

„Du hast gut schwatzen," erwiederte Johannes Blum mit kläglicher Stimme, „aber wenn einstweilen meine Frau mit meinen Kindern ankäme, dann wären wir schön in der Klemme. Es müßte ja Alles an's Tageslicht kommen!"

„Ei, die wird nicht gleich Morgen ihre Erscheinung machen," entgegnete der Oberbergwerks-Direktor. „Du sagst ja, sie sollte erst vier Wochen nach dir in Deutschland abfahren, weil du vorher hier Quartier machen wolltest. Und, was wär's auch weiter, wenn sie käme? Du verläugnest dich, bis unser Zweck erreicht ist, und dann schreibst du ihr von Chicago, oder wo du sonst hinzureisen gedenkst, unter einem andern Namen und sie wird schon so gescheidt sein und nicht plaudern, wenn sie merkt, um was es sich handelt."

Seufzend fügte sich Johannes Blum. Jetzt hielten sie vor dem Hause Jakob Löfflers. Abermals war es dieser selbst, der ihnen die Hausthüre öffnete. Der Kutscher mußte warten.

„Aber, um Gotteswillen, Herr Oberbergwerks-Direktor?"

rief Jakob Löffler, als er den Letzteren betrachtete. „Wie sehen Sie aus? Ist Ihnen ein Unglück passirt?"

„Kleinigkeit!" entgegnete dieser. „Kaum der Rede werth! Hab' eine kleine chemische Untersuchung mit unserem Quarz angestellt. Die Retorde ist geplatzt. Das ist Alles."

„Und wie ist die Untersuchung ausgefallen?" rief Jakob Löffler eifrig. „Was war das Resultat?"

„Gold, nichts als Gold!" war die lakonische Antwort. „Das purste, reinste Gold von der Welt! Kleine Beimischung von Silber! Gar kein Blei! Werden steinreich werden!"

Jakob Löffler war im dritten Himmel. Er trug das Frühstück selbst auf, denn seine Tochter mußte mit der Ankunft der zwei Associés sich in ihr Zimmer begeben, damit die Herren ganz ungestört schwatzen und reden könnten. Nach kurzer Frist aber machten sich die drei Herren auf den Weg, und fuhren Westhobocken zu.

Westhobocken ist ein liebliches kleines Dorf, das sich westlich von Hobocken in einzelnen Häusergruppen auf dem kleinen Gebirgszug ausdehnt, welcher sich rechts vom Hudson gegenüber von der Stadt New-York erhebt. Das Dörfchen ist fast ganz von Franzosen bewohnt, wie umgekehrt die auf demselben Gebirgszug weiter nördlich liegenden Ortschaften beinahe ausschließlich Deutsche zu Einwohnern und Gründern haben, obgleich ihre Namen „Nordhobocken," „Unionhill" nicht darauf hindeuten, das einzige „Guttenberg" ausgenommen. Alle diese Ortschaften werden als Vergnügungsörter hauptsächlich von Deutschen vielfach besucht und bestehen daher größtentheils aus Gasthäusern und Gartenwirthschaften, die besonders an Sommersonntagen gute Geschäfte machen. Kein Wunder! denn in der

ganzen Runde von New=York befindet sich kein Berg, keine Anhöhe, dieses Hudson=Ufergebirge ausgenommen; sondern alles Land ist eine immense trostlose Ebene auf viele hundert Meilen weit! Es läßt sich daher denken, daß dieses kleine Gebirge von Westhobocken, wie überhaupt dieser ganze Bergrücken, schon von Tausenden besucht und untersucht worden ist. Nie aber hatte Jemand etwas anderes gefunden, als viel Felsen und Stein, und zudem noch solchen Felsen und Stein, der sich nicht einmal zum Bruche von Bausteinen eignet, weil er zu hart dazu ist. Um so merkwürdiger und auffallender war der Fund, den Johannes Blum mit seinem Freunde, dem Oberbergwerks=Direktor, gemacht hatte! Wahrscheinlich waren eben noch nicht die rechten Leute auf den „Berg" gekommen; wahrscheinlich hatten noch keine Sachverständige die Gebirgsformation untersucht!

Der Weg nach Westhobocken ist, vom Städtchen Hobocken an gerechnet, kaum eine halbe Stunde lang; aber er ist ziemlich steil, weil das Dörfchen hoch oben auf dem Kamme des Berges liegt und weil das Gebirge sich gegen die New=Yorkerseite hin jäh abdacht. Man findet hier wunderschöne Felsenparthien und die ganze schroff abfallende Seite des Berges ist mit Ahorn= und andern Bäumen bewachsen, welche ein üppiges Wachsthum entwickeln. Die drei Reisende ließen ihr Gefährt in einem Gasthause des Dörfchens und machten sich zu Fuß auf den Weg nach der Goldgrube. Dieser führte sie auf dem Bergrücken in gerader Richtung nach Bergen zu, einem etwa eine Stunde von Westhobocken entfernten Dörfchen, das ebenfalls fast von lauter Deutschen erbaut wurde. Kaum mochten sie übrigens eine Viertelstunde vorwärts geschritten seyn, so

machte der Oberbergwerks=Direktor Halt und wandte sich dann, nachdem er sich genau orientirt hatte, links. Sie brachen durch dichtes Gestrüpp und befanden sich bald am Abhange des Gebirges, mitten im Wald. Hier hatte eine unfern entsprin=gende Quelle, im Frühjahr stets durch die hier (weil sommer=lich gelegen) schnell schmelzenden Schneemassen verstärkt, eine tiefe Rinne in den Berg gezogen, und links und rechts stan=den haushohe Felsen empor. Sie kletterten die Rinne hinab, und fanden ungefähr in der Mitte des Berges eine Art Kes=sel, rings von Felsen umgeben. Es war nur ein kleiner Raum, kaum zwei Morgen oder Acker groß, aber ein lieblicher, stiller Platz war's doch, denn auf weite Ferne wohnte kein Mensch, und nirgends unterbrach Feldbau oder sonstiges Ge=trieb die tiefe Einsamkeit. Höchstens konnte hie und da Je=mand in die Nähe kommen, um einen Baum zu fällen oder sich eine Ladung dürres Holz zu holen.

„Hier ist's," sagte der Oberbergwerks=Direktor, stille stehend. „Wir sind an Ort und Stelle."

Jakob Löffler sah sich verwundert um. Er sah Nichts, als Wald und Felsen, und auch der Grund und Boden des Kessels, auf dem sie standen, schien aus nichts Anderem als Felsengrund zu bestehen, mit einer dünnen Schicht Erde und Moos oben drüber.

„Ich hätte mir's anders gedacht," sagte er halblaut. Allein man ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. Johannes Blum zog einen Hammer aus der Tasche, räumte das Moos vom nächsten Stein und hieb ein Stück ab. Er hielt es gegen die Sonne und deutlich sah man einige kleine roth=glänzende Punkte, kaum so groß als der zehnte Theil eines Stecknadel=

kopfes, untermischt mit eben so hell glänzenden, aber weiß-glitzernden Punkten. Man findet dergleichen in jedem Granit und manch anderm Gestein.

„Siehst du, wie es funkelt und glänzt?" rief Johannes Blum triumphirend. „Siehst du die silbernen und goldenen Punkte? Ein gewöhnlicher Laie muß sich überzeugen, daß hier edle Metalle verborgen liegen. Und doch ist dieses Gestein, das hier zu Tage liegt, nur der Oberstein, nur die äußere Hülle, welche den Unterstein, den goldhaltigen Quarz verbirgt! Und auch dieser, der Quarz, ist noch nicht das wahre, denn auf die eigentlich goldhaltigen Kammern, auf die Gesteinart, wo das Gold in großen, dicken Adern gleichsam dahinfließt oder vielmehr einstens dahinfloß und im Flusse gleichsam gerann und zur festen Masse wurde, — auf diese Masse kommen wir erst, wenn wir den goldhaltigen Quarz entfernt und durchbrochen haben! Das, was du hier siehst, die kleinen glitzernden Punkte, sind blos der Fingerzeig für den Gelehrten. Sie leiten ihn auf die richtige Spur, damit er weiß, wo er zu graben, wo er zu bauen hat. Hunderte, ja Tausende haben vielleicht dieses Gestein und die hellglänzenden Punkte darin schon betrachtet und nichts Besonderes dabei gedacht und vermuthet. Uns deutschen Gelehrten blieb es vorbehalten, den wahren Sachverhalt zu entdecken. Fünfzig Fuß unter dieser unscheinbaren Oberfläche liegen Millionen verborgen."

Voll Staunen und mit tiefer Ehrfurcht lauschte Jakob Löffler dem Redefluß des berühmten Naturforschers und Geologen. Er wog den abgeschlagenen Steinbrocken in der Hand und es däuchte ihm, als ob derselbe viel schwerer sey, als ein gewöhnlicher Stein von derselben Größe und Dimension. „Das

kommt wahrscheinlich von seinem Goldgehalte,,' sagte Jakob Löffler, und schweigend nickten die beiden Andern seiner Rede Beifall.

„Wie bald können wir auf den goldhaltigen Quarz kommen?" fragte er endlich.

„In sechs Tagen," erwiederte der Oberbergwerks-Direktor mit großer Zuversicht, „längstens in acht gedenke ich das erste goldhaltige, mit Goldadern durchzogene Quarzstück zeigen zu können. Dann würde man Jedem von uns für seinen Antheil eine Million bieten können, er gäbe ihn nicht darum. Allein Geld wird die Sache kosten, bis wir so weit sind."

„Wie viel ist nöthig?" fragte Jakob Löffler eifrig. „Zweitausend Thaler liegen parat und stehen jeden Augenblick zu Gebot."

„Freund!" entgegnete der Direktor mit vieler Gravität. „Das mag für den Anfang genügen, aber nicht für die Vollendung. Bedenke, der Ankauf dieses Platzes hier kostet tausend Thaler, und dann . . . ."

„Tausend Thaler?" rief Jakob Löffler verwundert. „Sonst kostet der Acker Lands hier herum keine fünfundzwanzig Thaler; denn es trägt ja Nichts ein. Aber freilich, für unsern Zweck wäre der Platz hunderttausend werth. Wenn nur der Eigenthümer Nichts gemerkt hat! Mir scheint's fast so, sonst hätte er nicht können tausend Thaler verlangen."

„Ob er was gemerkt hat?" versetzte der Oberbergwerks-Direktor gelassen. „Freilich hat er was gemerkt. Er wollte natürlich wissen, warum ich darauf versessen sey, ihm gerade dieß Stück Land abzukaufen; er meinte, demnach müsse es mit diesem Stücke eine besondere Bewandtniß haben, und eben darum

steigerte er den Preis bis auf tausend Thaler. Aber ich machte ihm weiß, daß wir im Sinne hätten, auf eine Quelle zu graben und eine Badanstalt hier zu errichten. Das leuchtete ihm ein und auf diesem Glauben ist er jetzt noch."

„Aber hätten wir nicht sollen," bemerkte jetzt Jakob Löffler ängstlich, „noch mehr Land ankaufen? Am Ende findet man neben und vor und hinter uns gerade so viel Gold, als da, wo wir stehen. Man hätte sollen das ganze Gebirge kaufen."

„Freund, das verstehst du nicht," entgegnete Johannes Blum, so ernsthaft als möglich darein schauend. „Das Gold liegt nur unter diesem Kessel, weder links noch rechts. Warum meinst du denn sonst, daß es ein Kessel wäre? Die Schwere der Goldmasse hat gegen den Mittelpunkt der Erde gedrückt und daher kommt diese Einsinkung. Die Natur hat ihre genauen Gesetze, und nur wer sich mit diesen vertraut gemacht hat, weiß den Grund dieser oder jener Erscheinung anzugeben. Sei daher unbesorgt, wir haben, was wir brauchen, wenn wir erst diesen Raum hier unser eigen nennen."

„Also tausend Thaler kostet er?" sagte Jakob Löffler, durch die vorhergehende Auseinandersetzung, die ihm sehr einleuchtete, beruhigt, und alsbald nach seinem Taschenbuche greifend. „Hier sind die Scheine in lauter Stadtbanknoten."

Der Oberbergwerks-Direktor nahm das Geld in Empfang, indem er es sorgfältig nachzählte.

„Nunmehr kommen die Ausgaben für die erste Grube," sagte er, die Rede seines Freundes Blum fortsetzend. „Diese machen etwa fünfhundert Thaler. Wenigstens glaube ich damit auszureichen. Haben wir dann das erste Golderz, so weiß

ich schon Einen, der sich ein Vergnügen daraus machen wird, seine zehn= bis zwanzigtausend Thaler vorzuschießen. Denn natürlich die Stollen und Gruben und die Handwerksleute dabei kosten Geld. — Aber es ist ja Alles blos Vorschuß. Der Ertrag ist ein mehr als tausendfältiger, ja ein zehntausendfältiger."

Auch Johannes Blum berechnete die Ausgaben für die erste Grube, die „Versuchs=Grube," wie er sie nannte. Er meinte, man könnte am Ende mit vierhundert Thalern ausreichen. Allein was jetzt zu viel hergegeben werde, das würde ja, wie sich von selbst versteht, wieder zurückgegeben. So konnte natürlich Jakob Löffler nicht umhin, abermals in die Tasche zu greifen und nochmals fünfhundert Thaler hinzuzählen.

„Aber nunmehr wollen wir den Kauf abschließen," meinte er.

Die drei zukünftigen Millionäre machten sich nun auf den Weg nach Westhobocken zurück und der Oberbergwerks=Direktor wandte sich im Dörfchen angekommen dem Rathhause zu, um den Kaufbrief und die Urkunde darüber zu holen und vom Squire oder Schultheißen unterschreiben zu lassen. Er hatte diese Urkunde schon in der Tasche, denn er hatte den Felsenfleck schon vor zwei Tagen von dem Vater Silly's, dem reichen Amerikaner Waters um fünfzig Thaler erkauft, und es handelte sich also blos darum, den Kaufbrief nunmehr auf den Namen Jakob Löfflers umschreiben zu lassen. Die Kaufsumme hatte er selbst längst von fünfzig Thalern in tausend Thaler vermittelst des Radiermessers und einer guten Feder abgeändert. Ein genauer Beobachter hätte wohl die Fälschung

bemerkt, allein wie sollte es dem Jakob Löffler einfallen, den Kaufbrief selbst zu prüfen oder von Andern prüfen zu lassen? War er ja doch voll Vertrauen und Zuversicht!

Die Umschreibung des Kaufbriefs auf Jakob Löffler war in wenigen Minuten geschehen, und wie der Letztere die Urkunde in Händen hatte, wie er es schwarz auf weiß besaß, daß die Goldregion in sein und seiner Associé's Eigenthum übergegangen sey, da wurde ihm ganz schwindelig vor Freude. Er umarmte den Bergwerks=Direktor und den Johannes Blum, Einen nach dem Andern, und ließ auftragen, was der Wirth auftreiben konnte.

Erst spät Abends kamen sie nach New=York zurück, aber noch am nämlichen Tage wurden ein paar Männer angestellt, um den Fels zu sprengen und eine Grube in denselben einzulassen. Der Oberbergwerks=Direktor aber machte sich auf den Weg, um den Meister Orer in seinem Hotel aufzusuchen. Unterwegs nahm er eine kleine Veränderung mit seinem Anzuge vor, und wie er aus der Kneipe, in welche er zu diesem Behufe getreten war (ohne Zweifel ein Lokal, worin er sich ganz und gar zu Hause und einheimisch fühlte), wieder herauskam, hätte man ihn in seiner schwarzen Perrücke fast nicht wieder erkannt. Auch den Rock hatte er mit einem andern modemäßigeren vertauscht, so daß man ihn leicht für einen Fremden halten konnte, der vom Innern des Staates hereingekommen sey, um die Merkwürdigkeiten New=Yorks zu sehen. „Der Mann wird mich doch nicht wieder erkennen,“ murmelte der Oberbergwerks=Direktor vor sich hin. „Es war ja nur ein Augenblick und ich sah damals ganz anders aus. Uebrigens gestehe ich offen, ich ginge lieber anderswo hin, wenn ich nur

einen andern Californier wüßte, der Goldquarz mit sich gebracht hat. Aber 's ist Keiner in der ganzen Stadt und so muß ich wohl oder übel zu dem Meister Dyer, daß er mir gegen Geld und gute Worte ein Stück abtritt. Hat er ja doch schon an manchen Andern solche Stücke abgesetzt, so kann's nicht auffallen, wenn ich aus Curiosität auch ein solches zu acquiriren suche."

Es war in der That, wie der Oberbergwerks-Direktor sagte. Meister Dyer hatte, wie die Meisten, die aus Californien zurückkommen, sowohl eine Parthie Goldstaub, als besonders auch eine ziemliche Anzahl von Quarzstücken mit sich gebracht, die mit Goldadern durchflochten waren. Galten diese doch als Seltenheiten, die mit viel größerem Profit abgesetzt werden konnten, als wenn man die Quarzstücke zerstoßen und das Gold vermittelst Quecksilbers aus dem Steingeröll herausgefischt hätte! Natürlich wollte Dyer einen Theil mit nach Deutschland nehmen, den größten Theil aber verkaufte er in New-York. Der Oberbergwerks-Direktor, der sich für einen Reisenden aus dem Westen ausgab, kam gerade noch recht, um ein sehr schönes Exemplar von einem golddurchzogenen Quarzstück zu kaufen. Er bezahlte hundert und fünfzig Thaler dafür, und hatte vielleicht für etwas mehr als hundert Thaler Gold.

„Was mich meine Kameraden auslachen würden;" sagte er vor sich hin, als er das Quarzgold in der Tasche aus dem Gasthof hinaustrat. „Ein ausgezeichnetes Geschäft," würden sie sagen, „hundert fünfzig Thaler bezahlen und vielleicht für hundert Thaler Werth dafür bekommen!" Allein wüßten die Bursche, wie viel mir dieser Handel eintragen soll, sie würden

mich nicht mehr auslachen. Bei Gott, ich gäbe den Goldklumpen da nicht mehr für tausend Thaler her, denn er muß mir Zehntausend eintragen, so wahr ich lebe, und Bergwerks-Direktor bin."

Er lachte bei diesen Worten hell auf und ging seiner Wohnung zu, um seinen Einkauf dort sorgfältig aufzubewahren.

An demselbigen Tage, an welchem Jakob Löffler mit den beiden Naturforschern in Westhobocken Studien machte, war in der Greenwichstreet ein ganz besonderes Leben. Die „Buben" mußten Etwas vorhaben, denn es lag ein ganz ungewohnter Ernst in ihren Gesichtern und sie bewegten sich mit einer Geschäftigkeit hin und her, daß man wohl sah, hier werde etwas ganz Ungewöhnliches vorbereitet. Das Hauptquartier war natürlich in der Wohnung des French Louis. Von Morgens in aller Früh an standen dort Gruppen von jüngern und ältern Männern, die sich eifrig besprachen, und die Gaststube im Parterregelaß von French Louis Wohnung konnte die Zahl der Gäste kaum fassen, welche dort den ganzen Tag aus- und eingingen.

French Louis hatte noch am nämlichen Abend, da er von Hobocken zurück kam, die Vornehmsten seiner Bande auf den andern Tag in aller Früh zu sich beschieden und es wurde nun am frühen Morgen schon ein förmlicher Kriegsrath gehalten, was in diesem besondern Fall zu thun sey. Es galt nämlich bei den Greenwichstreetbuben als eine ausgemachte Thatsache, daß der hinterlistige und feige Angriff auf French Louis, ihren Anführer und König, von Niemand anders ausgegangen sey, als

den Deadrabbits. Es war dieß ein Gang „Buben" aus den Five points, d. h. aus der verrufensten Gegend New-Yorks, aus der Gegend, wo das ärgste Gesindel, das man nur auf Gottes weiter Erde finden kann, seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Five points, „Fünf Ecken" heißt der Platz, weil dort fünf Gassen sich kreuzen, von denen Eine immer schmutziger, liederlicher, erbärmlicher, baufälliger, winklichter und unheimlicher ist, als die Andere. Der Platz liegt mitten in der Stadt, so zu sagen in deren Herzen, nur zweihundert Schritte vom Marmorrathhause New-Yorks, wo die Polizei ihr Hauptquartier hat, gerade zwischen den eleganteſten und belebteſten Straßen, zwischen Broadway und Chatamstreet-Bowery. Hier ist der Luxus und die schöne Welt zu Hause, dort das Elend und der Schmutz! Hier bewegen sich die höchsten und feinsten Herrschaften, dort die Lumpen und Vagabunden! Auch die Deadrabbits gehörten zu diesem Gesindel. Sie hießen so, weil sie an der Thüre ihres Versammlungssaales das Fell eines „todten Kanninchens" (Deadrabbit) genagelt hatten, zum Zeichen, daß es Niemand erlaubt sey, hier einzutreten, ohne Mitglied der Bande zu seyn. Obgleich sie aber aus lauter Dieben, Vagabunden, Lungerern und Räubern bestanden, bildeten sie doch eine „geschlossene Gesellschaft" mit Präsidenten, Secretär und Cassier, einen „Bund," der seine Statuten hatte, wie eine Museumsgesellschaft, und durch Balletiren über Aufnahme und Ausstoßung von Mitgliedern entschied, einen „Club," der allwöchentlich seine Sitzungen hielt und monatlich seine Beiträge einsammelte. Es war ein „Gang Buben," organisirt wie die Buben der Greenwichstreet, aber nur „Loafer der niedrigsten Gattung" zu ihren Mitgliedern zählend. Was sollte

nun mit diesen Burschen, diesen Deadrabbits begonnen werden? Dieselben der Polizei anzeigen und von dieser einziehen und strafen lassen, davon war natürlich gar keine Rede, denn die „Buben" bildeten jederzeit eine besondere Macht im Staate, mit eigenen Gesetzen und eigenen Gesetzesvollstreckern. Die „Buben" halfen sich überall selbst, und hätten es für eine unauslöschliche Schande gehalten, vom Staate oder seinen Dienern Hülfe zu requiriren oder anzunehmen. Auch die Strafe der Deadrabbits mußte daher von den Greenwichstreetbuben selbst ausgehen und es fragte sich nur, worin diese Strafe bestehen und wie sie ausgeführt werden sollte.

Lange dauerte die Berathung und heftig genug war sie. Endlich drang die Ansicht French Louis durch.

„Wir wollen sehen, ob die Kerle noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe haben," sagte er. „Darum tragen wir ihnen einen regelrechten Faustkampf an. Sie sollen drei ihrer besten Fechter auslesen, wir lesen drei unserer Besten aus. Dann laßt die Sechse hintereinander. Wer Sieger ist, hat die Ehre davon. Unser Streit aber sey begraben nach diesem Kampfe, er mag ausfallen, wie er will, zu unsern Gunsten oder Ungunsten. Das ist ein ehrenhafter, männlicher Vorschlag, und wenn sie keine Memmen sind, so nehmen sie ihn an."

Es ward also, als dieser Vorschlag durchgedrungen war, eine Deputation an die Deadrabbits abgesandt, welche die Proposition vorlegen mußte und angewiesen war, auf Antwort zu warten und wenn sie den ganzen Tag warten müßte. Schon Morgens zehn Uhr war die Deputation abgegangen, aber Abends acht Uhr war immer noch keine Antwort da. Die Ungeduld der Greenwichstreetboys stieg auf's höchste, und nicht wenig

wurde noch der Unmuth dadurch vermehrt, daß die Buben dem Brändi und Whiskey mehr zusprachen, als sich mit der Nüchternheit verträgt. Endlich kam die Deputation zurück, aber ihre Antwort war nicht diejenige, die man sich gewünscht hatte, denn die Deadrabbits lehnten den Zweikampf unbedingt ab, weil die Greenwichstreetbuben in einem solchen im Vortheil wären, da French Louis füglich für zwei Mann gelten könne.

„Sie wollen nicht fechten!" schrieen die Bursche wild durcheinander. „Sie stehlen in unserem Revier, sie fallen unsern Führer zu sieben meuchlings an, aber fechten wollen sie nicht! Es ist ein feiges, schuftiges Gesindel, das nicht werth ist, auf ehrenwerthe Art behandelt zu werden. Kommt, wir wollen hinauf in ihre Höhlen und sie zusammendreschen, wie alt Eisen."

„Buben," rief French Louis, als der Tumult immer mehr zunahm und am Ende in wilde Unordnung auszuarten drohte. „Buben, begeht keine dummen Streiche. Es muß Alles eine Art haben, wenn man reussiren will. Seyd Ihr Alle dabei, die Kerls zu züchtigen, wie man kleine Kinder züchtigt, mit Ruthenstreichen und Schlägen?"

„Hurrah für French Louis!" war die Antwort.

„Nun gut," fuhr dieser fort, „ich bin auch dabei, aber um Etwas auszurichten, müssen wir gut organisirt kommen. Wir müssen unsere Slungslots haben und unsere Revolver. Die Deadrabbits sind gut bewaffnet, und ihre Zahl ist nicht klein, wohl größer, als die Unsrige. Dann müssen wir noch bedenken, daß in den Five points Alles zu ihnen hilft. Von der Orange- und Croßstreet bis zur Mott-, Anthony- und Elisabethstreet ist kein Mann und kein Weib, das sie nicht unterstützt. Darum

müssen wir nicht blos fest zusammenhalten, sondern wir müssen auch ein Abzeichen haben, woran wir einander erkennen in jenen dunklen Gassen und Hausgängen, wo kaum ein Gaslicht brennt. Binden wir uns also Jeder ein weißes Tuch um den linken Arm. Das ist auch in der Dunkelheit leicht ersichtlich. Nun Kinder, nach Hause und die Waffen herbeigeholt. In einer halben Stunde ziehen wir ab, denn die Deadrabbits sind noch alle in ihrer Loge versammelt und somit brauchen wir sie nicht lange erst zusammenzutrommeln, sondern können ihnen gleich ihre Lection ertheilen."

„Hurrah für French Louis!" schrieen die Bursche abermals, daß es weithin hallte und rannten dann in ihre Wohnungen, um sich mit Revolvern, d. i. sechs oder achtläufigen Pistolen und mit Bleischlingen zu versehen, denn derlei Waffen durften Keinem fehlen, der unter die Bande von French Louis gehörte. In wenigen Minuten hatten sie sich mit Allem ausgerüstet, dessen sie bedurften und auch die weiße Binde am linken Arme fehlte bei Keinem.

Wenden wir uns nun zu den Deadrabbits.

Das Lokal derselben, worin sie sich gewöhnlich zu versammeln pflegten, befand sich in einem Eckhaus der Croß- und Orangestreet. Das Parterre dieses alten halbverfallenen Hauses, welches um kein Haar besser aussah, als die andern größeren oder kleineren Barracken dieser verrufenen Gegend, wurde zu einem Schnapsladen benützt und man sah hier den ganzen Tag Nigger und Weiße, betrunkene Irländer und baarfüßige Lustdirnen, Jung und Alt aus der niedrigsten Stufe des Volkes, aus dem tiefsten Schmutze der Empirecity, wie New-York so gerne von den stolzen Amerikanern genannt wird,

aus- und eingehen. Auch die Deadrabbits pflegten sich hier an gewöhnlichen Tagen einzufinden, und betrachteten die Kneipe als ihr heimathliches Stelldichein. An Versammlungstagen dagegen mußten sie in demselben Hause eine Stiege höher steigen. Da war hintenhinaus ihr Versammlungssaal, und was für ein Saal war's! Eine große, niedere, kahle Stube, deren vier Wände jeden Augenblick einzustürzen drohten und sich nur dadurch hielten, daß die eine Seite des Hauses sich an das Nebenhaus anlehnte und so vom Umfallen bewahrt wurde. Hier befand sich kein Portrait und kein Spiegel, es war Alles nackt und öde; nur Stühle und Tische waren da, und hintenhinaus eine Thüre, welche offenbar in das Nebenhaus hinüberführte. Hier residirte ein Junkshop-Inhaber, ein Händler mit altem Eisen, mit Kram aller Art, alten Blechwaaren, alten Möbeln, alten Kleidern. Diese lumpigten Anzüge und zerbrochenen Pfannenstiele bildeten aber nur das Aushängeschild für das größere Publikum. Das engere Publikum, worunter hauptsächlich die Deadrabbits gehörten, wußten wohl, wie sie mit diesem New-Yorker „Fürkäufler" daran waren und eben darum führte eine Thüre von ihrem Versammlungslokal in sein Hinterhaus. War er doch nichts Anderes, als der Berger und Hehler gestohlener Waaren jeder Gattung! Und umgekehrt waren die Deadrabbits doch nichts Anderes, als die Diebe und Zuträger der gestohlenen Waaren!

Es mochten etwa sechszig oder siebenzig Bursche in diesem Saale versammelt seyn und die größte Aufregung herrschte unter ihnen. Ein Theil jubilirte, daß man die Greenwichstreetbuben mit einem so netten Bescheid heimgeschickt habe; ein anderer Theil bramarbasirte, daß man besser daran gethan hätte,

die Herausforderung anzunehmen, denn unter ihnen seyen noch kräftigere Bursche, als unter den Greenwichstreetlern. Mehrere behaupteten steif und fest, daß French Louis es nicht wagen werde, Etwas gegen sie anzufangen; Viele waren dagegen der Ansicht, daß sie in der nächsten Zeit, wenn nicht noch heute Abend, würden von ihm angegriffen werden.

„Oh, sie sollen nur kommen, die Lumpen von der Greenwichstreet," schrieen ein Dutzend Stimmen. „Wir heben unsere Waffen so gut, wie sie; wir wollen sie empfangen, wie sich's gebührt, und ihnen das Fell ausklopfen."

Allgemeiner Enthusiasmus herrschte und der muthigen Reden wurden noch viele ausgestoßen. Plötzlich entstand ein toller Lärm auf der Straße. Einige Buben von fünfzehn bis achtzehn Jahren rannten wie verrückt von der Chatamstreet herein und stürzten in den Versammlungssaal der Deadrabbits. „Sie kommen! Sie kommen!" schrieen sie aus vollem Halse. Bald folgte denselben ein weit größerer Trupp halbgewachsener Buben in dem ungewissen Alter von zwölf zu vierzehn Jahren, denn es kann in New-York unmöglich ein irgend halbwegs ungewöhnliches Ereigniß vorkommen, ohne daß die wilde unerzogene Straßenjugend sich daran betheiligte und dasselbe mit lautem Halloh verkündigte.

„Hurrah für French Louis!" schrieen Hunderte von jugendlichen Stimmen. „Hurrah für die Deadrabbits!" schrieen andere Hundert Knabenkehlen. Bald öffneten sich die Fenster aller Häuser in der Orangestreet, durch welche die Greenwichstreetbuben in das Gebiet der Deadrabbits eindringen sollten. Hunderte von halbnackten Niggern und Irländern, Hunderte von ungewaschenen, aber geschminkten Weibern, mit der kurzen Ton=

Pfeife im Munde und dem unzüchtigen Fluche auf der Lippe, stellten sich unter die Hausthüren, und bald war die ganze Straße Ein Menschenkneuel, Ein Brüllen, Ein Toben! Die Deadrabbits wußten nun, daß es mit dem Angriff Ernst sey und stürzten auf die Straße. Im Nu hatten sie einige müßig herumstehende Karren umgestürzt und eine Art Barrikade erbaut, hinter welche sie sich stellten und ihre Gewehre luden. Weiber und Kinder trugen Steine herbei und häuften sie hinter der Barrikade auf.

Jetzt hörte man den ruhigen, festen Tritt einer Rotte von etwa fünfzig Mann, welche die ganze Straßenbreite einnahm. Es waren die Buben der Greenwichstreet, die in Schlachtordnung anrückten. Kaum waren sie in der Orangestreet hundert Schritte vorwärts gedrungen, kaum hatten die Neugierigen, deren Zahl jetzt auf fast Tausende angewachsen war, links und rechts Platz gemacht, so fielen die ersten Schüsse hinter der Barrikade.

„Drauf," schrie French Louis; „aber schießt nicht, bis ihr ihnen auf zwanzig Schritte nahe seyd."

Im Sturmmarsch gings vorwärts. Neue Schüsse fielen, aber die Greenwichstreetbuben hielten an sich, bis sie die Barrikade fast mit der Hand erreichen konnten. Nun krachte es auch von ihrer Seite. Ein Glück, daß in dieser Gegend der Stadt nur sehr wenig Gaslaternen brennen (obgleich die Beleuchtung hier am nöthigsten wäre); und daß daher die verhältnißmäßige Dunkelheit das Zielen erschwerte; ein Glück ferner, daß die umgestürzten Karren eine Menge der Kugeln auffingen; ein Glück endlich, daß die meisten der Buben nicht mit dem scharfen Blick eines Tyroler- oder Schweizer-Schützen begabt sind; sonst hätte nothwendig eine viel größere Menge von Tod-

ten und Verwundeten auf dem Platze bleiben müssen, als in der Wirklichkeit der Fall war! Die Blessirten wurden übrigens schnell von beiden Parthien auf die Seite geschafft.

Bald war die Barrikade genommen. Allein die Deadrabbits hatten hundert Schritte weiter rückwärts bereits eine neue errichtet. Von Neuem regnete es mit Steinen, von Neuem flogen die Kugeln wie Haselnüsse umher. Das Geschrei, der Tumult, das Gebrüll war furchtbar. Von den Fenstern herab wurde heißes Wasser auf die Anhänger des French Louis gegossen. Ziegelsteine flogen herab und versplitterten auf dem Straßenpflaster in tausend Stücke. So unsicher wurden aber diese Wurfgeschoße gehandhabt, so in der Irre herum flogen die Kugeln, daß fast mehr Neugierige und Unbetheiligte davon getroffen wurden, als Kämpfende.

Nach einer Stunde unausgesetzten Feuerns war auch die zweite Barrikade genommen und die Deadrabbits wurden nun in die Bavardstreet hineingedrängt. Sie wehrten sich zwar immer noch so gut sie konnten und es kam ihnen auch aus allen Häusern so viel Hülfe, daß, wäre die Tapferkeit und Kraft eben so sehr auf ihrer Seite gewesen, als sie auf Seite der Greenwichstreetbuben war, sie bei ihrer offenbaren, großen numerischen Ueberlegenheit längst hätten den Sieg davontragen müssen. So aber schien es unausbleiblich, daß der Sieg dem French Louis und seinen Anhängern verbleiben werde; denn der Ungestüm, mit dem diese Handvoll Leute vordrang, hatte noch nicht einen Augenblick lang nachgelassen. Den größten Theil ihrer Ausdauer hatten sie übrigens ihrem Anführer zu verdanken, denn dieser schien allgegenwärtig zu sein. Bald war er auf dieser Seite, bald auf jener zu sehen; bald sah

man ihn hinten, bald vornen; mitten im dichtesten Gewühl kämpfend, vergaß er doch die Pflichten des Feldherrn nicht, sondern benützte jede Lücke, die der Feind ließ, um seine Leute hinein zu beordern. Mitten im dichtesten Gewühle vergaß er aber auch seines Hauptbestrebens nicht, nämlich der Absicht, des Dutch-Jakob habhaft zu werden; aber nur einmal ganz im Anfang hatte er ihn zu sehen bekommen und ihn mit dem umgekehrten Revolver in's Gesicht geschlagen, daß er umgetaumelt war. Leider hatte er damals gerade alle Schüsse abgefeuert gehabt, sonst wäre es um das Leben dieses Menschen geschehen gewesen. Nachher konnte er ihn jedoch nicht mehr erblicken, er mochte sich auch umsehen, wie er wollte. Ueberhaupt fingen die Reihen der Deadrabbits sich an zu lichten; Einige waren gefallen und wirklich todt; Andere hatten solche Wunden erhalten, daß sie untauglich waren, das Gefecht fortzusetzen; Viele waren davon gelaufen, um ihre Gliedmassen zu salviren. So schien es, als sollte nach einer Weile das Schlachtfeld den Greenwichstreetbuben überlassen bleiben, als plötzlich der Ruf ertönte: „Polizei! Polizei!"

In jeder civilisirten Stadt der alten Welt hätte eine solche tolle Unordnung, ein solcher Aufruhr und solcher Kampf nicht zehn Minuten dauern können, ohne daß die Polizei mit aller Strenge und Gewalt eingeschritten wäre und die Betheiligten verhaftet hätte. In New-York ist das anders. Nicht nur macht sich das Publikum wenig aus gelegentlichen Balgereien zwischen Einzelnen, sondern läßt sie vielmehr gewähren; nicht nur geht Jedermann von dem Grundsatze aus: „hilf dir selber," und wendet sich daher selten und nur im höchsten Nothfall an die Polizei; nicht nur ist die Polizei schwach, wenig-

stens viel zu schwach für eine Stadt von fast einer Million Einwohner, worunter zum mindesten dreißigtausend Spitzbuben; sondern die Zusammensetzung der Polizei ist auch von der Art, daß sie keine Lust fühlt, gegen die Loafer und Runner einzuschreiten, denn ihre Mitglieder waren früher fast alle selbst Loafer und Runner, und sie rekrutirt sich auch jetzt noch fast nur aus dieser Klasse Menschen. „Eine Krähe aber kratzt der andern die Augen nicht aus," ist ein altes Sprichwort. So kam es, daß die zwei Loaferpartheien ihren Kampf ungestört während zwei voller Stunden fortsetzen konnten, ohne daß irgend Jemand eingeschritten wäre! Ja jetzt noch wäre die Polizei fern vom Kampfplatz geblieben, da sie durchaus keine Freundin davon ist, eine Tracht Schläge auf den Kopf oder eine Kugel in den Leib zu bekommen, wenn nicht einige Bürger auf's Rathhaus geeilt und den Schultheiß der Stadt New-York von dem furchtbaren Aufstande in Kenntniß gesetzt hätten. So ward denn eine Rotte Polizeidiener auf den Kampfplatz beordert und sie rückten auch wohlbewaffnet etwa sechzig Mann stark in die Bayardstreet vor. Allein kaum war der Ruf: „Polizei" erschollen, so stellten die Greenwichstreetbuben wie die Deadrabbits jede Feindseligkeit ein und wie auf ein Commando kehrten sich beide Theile gegen die Polizei. Eine Salve ward sowohl von der Polizei als den Aufrührern abgefeuert und dann gieng es zum Handgemenge; doch dauerte es keine zehn Minuten, so befand sich die ganze Polizeimannschaft auf wilder Flucht, ohne daß sie auch nur eine Verhaftung hätte vornehmen können. Jetzt drehte sich French Louis wieder gegen seinen Feind, aber merkwürdiger Weise war auch dieser verschwunden. Es war kein Deadrabbit mehr zu sehen, sondern sie hatten

das Feld geräumt, nachdem sie drei Todte und etwa zwanzig mehr oder minder schwer Verwundete verloren hatten. French Louis hatte keinen einzigen Todten, wohl aber etliche und zehn Verwundete zu beklagen. Von dem Publikum, das sich auf den Dächern und an den Fenstern der Häuser aufgestellt hatte, waren nicht weniger als zehn auf dem Platze geblieben; wie viele aber verwundet wurden, erfuhr man gar nicht, da sie sich in ihren Privatwohnungen verpflegen ließen.

So endigte dieser Straßenkampf zwischen den Greenwich=streetbuben und den Deadrabbits, welcher fast einen ganzen Monat lang das Stadtgespräch New=Yorks bildete. Eine weitere Folge aber hatte er nicht, denn als man nach der Flucht der Polizei endlich dran dachte, ein Regiment Bürgermiliz ausrücken zu lassen, um die Straßen zu säubern, waren keine Aufrührer mehr zu sehen, und somit wurden auch keine Verhaftungen vorgenommen. Später, nach ein paar Tagen, als die Todten=schau über die Getödteten zu Gericht saß, wurden der Zeugen zwar Viele vorgeladen, allein wer konnte bezeugen, von wem dieser oder jener Todte erschossen worden war? Wer konnte ermitteln, von welcher Hand der Schlag kam, der Jenen zu Boden gestreckt hatte? Ja nicht einmal darauf wollte auch nur einer der Zeugen schwören, daß er Diesen oder einen Andern unter den Aufrührern gesehen und erkannt habe, denn es sei Nacht gewesen und er könnte sich leicht bei dem trüben Gaslicht getäuscht haben! So ging dieser ganze Kampf, in welchem dreizehn Menschen ihr Leben einbüßten, vorüber, ohne daß auch nur eine Strafe verhängt worden wäre. Nach einigen Wochen krähte kein Hahn mehr nach der ganzen Geschichte.

Triumphirend kehrte French Louis mit seinen Buben in

die Greenwichstreet zurück. Die Deadrabbits waren geschlagen, sie durften das Haupt nicht mehr erheben, French Louis hatte sich Satisfaktion genommen! Nur Eines ärgerte ihn und zügelte seinen Siegesrausch, nämlich das, daß er den Dutch=Jakob nicht erwischt hatte und nicht exemplarischer züchtigen konnte, als er gethan hatte. Doch „ich bekomme dich schon noch zwischen meine Klauen“ dachte er. Hätte er gewußt, was für einen Streich ihm der Dutch=Jakob während des Kampfes gespielt hätte, er wäre vor Wuth außer sich gekommen und hätte nicht mit seinen Kameraden zur Feier des Tages die ganze Nacht gezecht!

Es war nämlich gleich im Anfang des Gefechts als die erste Barrikade von den Greenwichstreetbuben gestürmt worden war. Dutch=Jakob befand sich in den vorderen Reihen der Kämpfenden, da traf ihn ein Kolbenschlag von der Pistole French Louis. Er sank zu Boden und das Blut drang ihm aus dem Munde, denn der Schlag kostete ihn ein Halbduzend Zähne. Kaum hatte er sich wieder aufgerafft, so schlich er sich sachte bei Seite. Er trat in ein Haus, wie um sich verbinden zu lassen, denn noch immer blutete er heftig. Sobald er aber in den Hausgang getreten war, machte er sich in den Hof, von welchem aus ein anderer Ausgang in eine Querstraße führte, wenn man einen kleinen Zaun überstiegen hatte. Er zauderte keinen Augenblick, diesem Ausgang zuzueilen, denn er kannte hier in dieser Gegend jeden Weg und Steg und kein Winkel war ihm verborgen. Sobald er wieder auf die Straße trat, hörte er das Schießen und Lärmen nur noch aus ziemlicher Ferne und er konnte sich demnach sicher genug fühlen; dennoch ging er in den nächsten Laden, kaufte sich ein Stück weiße

Leinwand und band sich dieselbe um den linken Arm, gerade wie er es bei den Greenwichstreetbuben gesehen hatte.

„Es ist ihr Feldzeichen," murmelte er, „und es kann nichts schaden, wenn mich die Leute in der Greenwichstreet für Einen der Ihrigen halten. Bei der Nacht wird's schon gehen. Sind ja doch ihre Hauptbuben alle auf dem Kampfplatz! Fragt man mich, wie's stehe und warum ich statt im Kampfgewühl hier unten sei, so gibt's schon eine Ausrede und wär's nur die, daß ich Pulver und Blei holen müsse. Aber jetzt oder nie finde ich Gelegenheit, dem French Louis eins zu versetzen und zwar eins, das ihm bis ins innerste Herzgrübchen dringen soll. Oho, Louis," lachte er ingrimmig vor sich hin, „mit deiner Liebe wird's bald aus seyn und dein Schatz, an dem du hängst wie die Seele am Körper, soll dir so gewiß genommen werden, als deinem Schwiegervater sein Geld."

Er eilte über den Park in den Broadway und lief diesen hinab so schnell ihn seine Füße trugen. Unten am Broadway, wo der schöne Castlegarten anfängt, wandte er sich rechts und stand bald vor dem Hause, in dem French Louis wohnte. Es war zwar noch nicht spät, vielleicht zehn Uhr Nachts, aber doch war's ungewöhnlich still hier. Natürlich, die Buben, die sonst ihr Hauptquartier da hatten, waren ja alle oben in der Orangestreet! Und die vielen „Anhängsel," die halbreifen Knaben und das andere Volk, das ihnen gewöhnlich nachzog und sich an ihre Ferse hängte, waren ebenfalls ausgeflogen, um dem Kampfe zuzusehen und durch Schreien oder Steine-Zutragen das Ihrige zur Entscheidung beizutragen. So waren fast gar keine Menschen um den Weg und nicht einmal wurde Dutch-Jakob angehalten. Ungesehen schlüpfte er in die nur angelehnte Haus-

thüre und leise, wie eine Katze, schlich er die Treppe hinauf, nachdem er sich die Schuhe von den Strümpfen gezogen hatte. Die Thüre in das Wohnzimmer French Louis war natürlich verschlossen, allein Dutch-Jakob wußte dergleichen Hindernisse mit Leichtigkeit aus dem Wege zu räumen. Er zog ein Paar Schlüsselhacken aus der Tasche und schon der zweite paßte und öffnete das Schloß. Sind doch die amerikanischen Fabrikschlösser alle über einen Leist geschlagen und lassen sich fast von jedem Schlüssel öffnen! Er trat ins Zimmer. Hier lag alles bunt durcheinander: Kleider, Waffen, Flaschen; sogar Geld lag offen auf einer Commode. Dutch-Jakob konnte Alles genau unterscheiden, ohne Licht zu machen, denn der Mond schien hell und klar durchs Fenster herein. Uebrigens ließ er Kleider und Waffen und sogar das Geld unbeachtet liegen, obgleich er nach Letzterem unwillkürlich bereits die Hand ausgestreckt hatte. „Nein, nein," sagte er zu sich selbst. „Ich darf's nicht nehmen, French Louis würde sonst merken, daß ein Fremder in seinem Zimmer gewesen ist, und das soll er gerade nicht merken. Er soll gar nicht wissen, woher der Schlag kommt, den ich ihm versetzen will."

Somit ließ er Alles liegen, ohne es nur zu berühren. Dann wandte er sich an die Commode. Er zog einen Bund Schlüssel heraus und probirte einen nach dem andern. Erst wie einer ganz leicht öffnete, benützte er ihn. „Der ist recht," meinte er dann, „mit dem kann ich wieder schließen; denn French Louis darf gar nicht ahnen, daß seine Commode geöffnet war."

Er suchte in allen Schubladen und suchte lange vergebens; denn er mußte sich Mühe geben, nichts in Unordnung zu

bringen und Alles wieder so zu legen, wie es gelegen hatte. Endlich fand er ein zierlich zusammengewickeltes und mit einem Seidenband umschlossenes Päckchen. „Das sind sie," jubelte er, „das sind Fräulein Silly's Liebesbriefe."

Er öffnete das Päckchen und in der That enthielt dasselbe nichts als etwa ein Dutzend Briefe von weiblicher Hand. Sachte wickelte er sie wieder zusammen und schob das Päckchen in die Tasche. Sein Auge glänzte ob dem wichtigen Fund! Nunmehr ging's wieder an's Verschließen der Commode, wie der Zimmerthüre, und diese Operation kostete ihn fast mehr Mühe als das Oeffnen. Endlich brachte er's aber zu Stande und eben so leise wie er gekommen, schlich er sich wieder die Treppe hinab und zum Hause hinaus. In wenigen Minuten war er außer allem Bereich der Verfolgung und schnell eilte er nach Hause, seinen Fund zu bergen.

„Das ist ein Glückstag," lachte er, wie er in seiner ärmlichen Wohnung angekommen war. „Die Andern mögen sich in den Five points herumschlagen, so lange sie wollen; ich kümmere mich nicht so viel darum. Es sind doch lauter Stümper und Dummköpfe, die meinem Genie nicht das Wasser reichen. Wo käme Einer von ihnen auf den großartigen Gedanken, an dessen Ausführung ich wirklich arbeite? Und jetzt kann mir's gar nicht mehr fehlen. Ich hasse einmal den French Louis bis auf's Blut. Warum behandelte er mich auch so verachtungsvoll! Jetzt gebe ich ihm den Laib heim. Die Silly bekommt er nicht, denn sobald ihr Vater sich von dem Verhältniß überzeugt, wird er sie ihm schon aus den Zähnen reißen. Der ist viel zu sehr Amerikaner, um sie einem Ausländer und vollends einem Loafer und Runner zu geben. Und

zur schuldigen Danksagung muß der alte Waters bei unserem Unternehmen anbeißen und wir machen ihn um zwanzigtausend Thaler leichter. Dann gute Nacht New-York, dann werd' ich's einmal eine Zeitlang im Süden probiren und mein Geld in einer Plantage anlegen, um zu sehen, wie's ist, wenn man von Sclavinnen bedient wird."

Mit solchen Träumen legte er sich zu Bette.

Abermals war es Sonntag. Wiederum prangte der Himmel in glänzendem Blau. Franz Mayer hatte sich in Putz geworfen und sein Auge glänzte vor Vergnügen, wenn er daran dachte, daß er in wenigen Minuten mit seiner Fanny am Arme vor die Stadt hinaus spazieren werde. Eben jetzt war er auf dem Wege in seines Schwiegervaters Haus und hatte dasselbe bereits erreicht. Lustig rührte er den Thürklopfer, aber er mußte dieses Manöver einige Male wiederholen, ehe ihm geöffnet wurde. Endlich geschah dieß und seine Fanny stand vor ihm, aber nicht im Sonntagsstaate, sondern in gewöhnlicher Kleidung und mit roth geweinten Augen.

„Was hast du, Fanny?" rief Franz bis zum Tode erschrocken. „Ist ein Unglück passirt?"

„Nein, nichts," erwiederte das Mädchen, ihre Thränen trocknend und das Schluchzen mit Gewalt unterdrückend. „Komm' nur herauf, es ist nur so eine Laune von mir."

„Eine Laune von dir?" meinte Franz kopfschüttelnd. „Du hast ja sonst keine Launen. Und warum bist du denn nicht sonntäglich angezogen? Willst du denn nicht mit mir spazieren gehen?"

„Ich bin nicht ganz wohl," entgegnete das Mädchen sanft,

indem ihr von Neuem Thränen entstürzten. Doch zog sie ihn mit sich die Treppe herauf und in das Wohnzimmer. Es war Niemand darin.

„Wo ist denn der Vater?" fragte Franz.

„Ich weiß es nicht," antwortete Fanny, verlegen die Augen niederschlagend. „Er war so eben noch da. Vielleicht ist er auf sein Zimmer gegangen."

Franz stellte sich gerade vor Fanny hin, ergriff sie an beiden Händen, und sah ihr fest in's Gesicht. „Hier ist Etwas vorgegangen," sagte er, „und zwar Etwas, das man mir nicht sagen will. Sieh' mich an, Fanny; sieh' mir in's Auge und nun sag' mir, was es ist. Mich gehts an, so viel ist sicher, sonst würdest du es nicht verschweigen wollen; aber gerade deßwegen darfst du mir es nicht vorenthalten. Oder bist du nicht meine Braut, sollen wir nicht in einigen Monaten Mann und Frau werden? Zwischen uns darf kein Geheimniß obwalten."

Fanny antwortete nur mit Thränen, aber er drang so lange in sie, er bestürmte sie so sehr mit Fragen, daß sie am Ende nicht mehr umhin konnte, ihr Herz zu entleeren.

„Ach, Franz," schluchzte sie, „ich wollte, wie du, der Vater hätte das Geld nie bekommen. Er ist ganz umgewandelt."

„Nicht umgewandelt," meinte Franz, „sondern vielmehr die schlimmen Seiten seines Charakters, die ihn in Deutschland in's Unglück stürzten, treten jetzt wieder hervor, seit er Geld hat. Aber es ist ja doch nicht so viel, daß er seinem deutschen Hochmuth und seiner alten Großthuerei die Zügel schießen lassen könnte! Mit den zweitausend Thalern wird er

bald fertig seyn und dann greift er wieder zu Nadel und Faden."

„Ach, Franz, du würdest dich wundern," entgegnete Fanny, „wenn du ihn einmal sprechen hören würdest, wenn er sich gehen läßt. Da handelt es sich nicht mehr von den zweitausend Thalern, sondern von Hunderttausenden, ja von Millionen. Er spricht mit einer Sicherheit von seinen künftigen Reichthümern, als hätte er sie schon in der Tasche. Und das ist noch das Wenigste! Aber diese seine „künftigen Reichthümer" haben ihn so stolz gemacht, daß er alles Andere mit Verachtung behandelt. Er selbst war doch diese zwei Jahre her ein Schneider, allein jetzt spuckt er fast aus, wenn er nur das Wort hört. „Speculiren muß man, wenn man zu Etwas kommen will. Die Handwerksleute und die Krämer bleiben Schlucker ihr Leben lang. Aber natürlich, wo fehlt's? Am Kopfe fehlt's. Die können nie Speculanten werden, denn Speculanten werden als solche geboren." Das sind seine gewöhnlichen Reden, und ich weiß wohl, auf wen er zielt, wenn er von „Krämern" spricht. Es bricht mir fast das Herz, wenn ich sehe, wie das elende Geld einen Menschen ganz verwandeln kann; denn sonst baute er auf Niemand höher, als auf dich, und jetzt wirft er dich weg, als wärest du nur ein unbrauchbarer Kieselstein."

„Gieb Acht, er wird wieder curirt," entgegnete Franz, „und dann wird er den elenden Kieselstein als seinen ersten Baustein betrachten."

„Ja," schluchzte Fanny, „wenn's zu spät ist."

Während dem war der Vater eingetreten. Er nahm keine Notiz von den Thränen seiner Tochter, sondern wandte sich gleich an Franz.

„Es ist gut, daß du da bist," sagte er, „ich hab' mit dir ein paar Worte zu sprechen. Vielleicht hat dir die Fanny da schon den Kopf vollgebeult, so daß du bereits halb und halb weißst, von was die Rede ist. Es handelt sich nämlich von unserer Zukunft. Du weißst, daß ich ein kleines Capital bekommen habe. Das wäre nun freilich für einen gewöhnlichen Menschen so viel wie gar nichts. Ein solcher thäte das Geld in Zins und bezöge jährlich hundert Thaler dafür. Eine solche Dummheit fällt natürlich bei mir weg. Was nützten mir auch jährliche hundert Thaler! Ein speculativer Kopf weiß mit seinem Capital was ganz Anderes anzufangen und ich hab's Gott sey Dank so angelegt, daß ich jährlich damit nicht etwa zweitausend, nein, aber zwanzigtausend Thaler verdienen muß. Schüttle nicht mit dem Kopfe, und mach' keine so ungläubige Miene. Ich sag' dir noch viel zu wenig, wenn ich zwanzigtausend Thaler sage; ich könnt' eben so gut vierzigtausend sagen."

Bei diesen Worten hielt er einen Augenblick still und schritt gravitätisch im Zimmer auf und nieder.

Franz Mayer hielt gewaltsam an sich, um keine böse Widerrede zu geben. „Vater," sagte er endlich mit vieler Ruhe, „ich gratulire dir von Herzen, wenn's eintrifft, was du eben sagtest. Es wäre fast mehr als Glück, mit zweitausend zwanzigtausend zu verdienen."

„Glück nennst du's?" rief Jakob Löffler, indem sein Auge vor Stolz funkelte. „Glück?" 'S gibt kein Glück. Jeder Mensch macht sein Glück selbst. Speculation ist's, nicht Glück. Ja, mit zwanzigtausend jährlich würde ich mich gar nicht zufrieden geben; es müssen vierzigtausend seyn; gerade

so viel, als ein Millionär hat, wenn er sein Geld in Zins thut."

Franz fühlte an seinen Kopf, ob er auch recht gehört habe. Natürlich konnte er nicht umhin, zu meinen, es rapple dem alten Löffler ein wenig, oder vielmehr sein bischen Verstand sey ihm ganz und gar abhanden gekommen; aber er hütete sich wohl, etwas davon laut werden zu lassen, denn eine solche Beleidigung würde ihm der Alte nie verziehen haben. Er sagte daher nur lächelnd, was denn der Vater mit dem vielen Geld anzufangen gedenke.

„Was ich damit anfange?" erwiederte dieser, sich in die Brust werfend. „Leben werde ich, leben, wie ein Mensch leben soll. Das Leben, das ich bisher hier hatte, ist kein Leben; das ist nur ein Vegetiren und besteht aus Arbeiten, Essen, Schlafen. Das muß von nun an ganz aufhören und auch bei dir muß es aufhören."

„Aber ich habe noch keine Million erworben," sagte Franz, abermals den Mund verziehend, denn die Redensarten seines Schwiegervaters kamen ihm überaus komisch vor; „und somit wird an mir die Reihe des „Vegetirens" noch nicht vorüber seyn."

„Hüte dich zu spotten, Franz," rief Jakob Löffler, „hüte dich wohl! Ich wiederhole es dir, nur ein Millionär kann leben; jeder Andere vegetirt blos. Aber Gott sey Dank, ich hab's nun nicht mehr nöthig, zu vegetiren, ich kann jetzt leben. Und da es bei mir so steht, glaubst du, ich dulde es noch länger, daß du in deinem Vegetiren fortmachst? Oder was ist deine Existenz anders? Mußt du nicht den ganzen Tag in deinem Laden seyn und deine Waaren centweise verkaufen? Hast du einen andern Genuß, als dein Frühstück, dein Mit-

tagessen, dein Abendbrod? Kennst du eine andere Erholung, als dein Schlafen und Sonntags deinen Spaziergang? Das muß anders werden. Du mußt den Krämerstand aufgeben und Speculant werden, gleich mir. Ich schieße dir das Geld dazu vor."

„Ist das Ernst, Vater, oder Spaß?" versetzte Franz.

„Ich bin in meinem Leben nie ernster gewesen," entgegnete Jakob Löffler; „ich habe das Geld zwar noch nicht daliegen, aber in einigen Wochen, längstens Monaten werde ich's haben."

„Ich danke dir, Vater," erwiederte Franz, der nun ebenfalls ernst geworden war. „Ich glaube wohl, daß du das Geld noch nicht daliegen hast; du wirst's auch später nicht daliegen haben. In Amerika ist zwar bald viel gewonnen, wenn man hoch spielt, aber eben so bald wieder viel verloren. Ich bin kein Freund vom Spielen, so wenig als von Lotterien, sondern bleibe hübsch beim Reellen und Sichern. Mein Geschäft ist zwar nur ein Kleingeschäft, ein Krämergeschäft, wie du es heißest, es wirft nur wenig Procente ab und ich muß für diese wenigen Procente den ganzen Tag thätig seyn, aber es ist Nichts riskirt dabei; es verschafft mir kein reichliches, aber ein gewisses Brod, und je mehr ich den Tag über gearbeitet habe, um so mehr schmeckt mir Abends mein Nachtessen. Ich bleibe Specereihändler und werde kein Speculant; denn Alles, was wie Schwindel aussieht, ist mir in der Seele zuwider."

„Soll' das auf mich gemünzt seyn?" schrie Jakob Löffler wüthend. „Willst du mich einen Schwindler nennen?"

„Nein, nicht dich," entgegnete Franz ruhig, aber fest; „nicht dich, wohl aber Diejenigen, welche dich so weit brach-

ten. Glaube mir sicher, deine neuen Freunde beuten dich blos aus; sie sind allerdings Speculanten, denn sie speculiren auf deine Gutmüthigkeit und Eitelkeit; aber erspeculirt haben sie noch Nichts. Oder hast du schon was gewonnen? Draußen wird's bald seyn, dein Geld mit ihrer Hülfe, aber für's Wiederhereinkommen werden sie dich allein sorgen lassen."

„Willst du stille seyn?" fulminirte Jakob Löffler. „Meine Freunde willst du verlästern? Die ersten Männer Europas? Du erbärmliche Krämerseele, du! du hast freilich keinen Begriff von unserer Speculation, du kannst keinen Begriff davon haben, denn du bist im Schwefelhölzchenskram aufgewachsen. Aber nunmehr hier mein letztes Wort: du giebst deinen Laden auf und wirst Speculant oder Engroshändler, sonst hat unsere Freundschaft ein Ende. Ein Mann, wie ich, kann keinen Spezereikrämer und Käseladeninhaber zum Tochtermann haben."

„Vater!" rief nun Fanny, die bisher ganz stille geschwiegen hatte; aber Jakob Löffler ließ sich durch ihre Liebkosungen nicht irre machen.

„Ich hab's einmal gesagt," erwiederte er, „und es bleibt dabei. Schon in Deutschland war ich ein abgesagter Feind von allem Krämerwesen."

„Und doch wäre es besser gewesen," meinte Franz, „wenn du dich nie an etwas Anderes gewagt hättest."

„Was?" schrie Jakob Löffler noch wüthender, als zuvor. „Du willst mich mit meinem Fallissement in Deutschland aufziehen? Wer war Schuld daran, ich oder die Revolution? Weißst du nicht, daß ich Alles blos des allgemeinen Besten willen opferte? Aber so geht's, wenn Einer sich nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erheben kann. Du bist und

bleibst ein Kreuzermann. Es ist kein Geist und kein Kopf da."

Franz sah jetzt ein, daß Jakob Löffler zu aufgeregt war, um sich mit ihm verständigen zu können. Er fürchtete auch, der Wortwechsel könnte zu einem wirklichen Bruch führen. Darum entgegnete er kein Wort weiter, sondern griff nach seinem Hute, um sich zu empfehlen und einen geeigneteren Zeitpunkt zu einer versöhnlichen Besprechung abzuwarten. Aber kaum bemerkte Jakob Löffler diese Bewegung, so wurde er nur um so zorniger.

„Geh' nur," rief er ihm höhnisch zu. „Geh, du Krämerseele, und komm nie wieder. Ein Mann, wie ich, ist aus anderem Holz geschnitzt! Wenn du mir einen Gefallen thun willst, so laß' dich nie mehr vor mir sehen. Meine Tochter bekommst du nie und nimmermehr."

Das war denn doch zu viel für die Geduld des armen Franz. Er kehrte wieder vor der Thüre um, der er schon zugeschritten war und stellte sich kerzengerade vor dem alten Manne auf. „Der Hochmuth und die Eitelkeit einerseits und die Schwachheit und der Leichtsinn andrerseits haben deinen Fall in Deutschland herbeigeführt," sagte er so ruhig und kalt als möglich. „Dieselben Eigenschaften werden dich auch hier zu Grunde richten. In Deutschland brauchtest du ein paar Jahre dazu, hier wird's in eben so viel Wochen geschehen seyn. Dann bist du wieder froh an dem Franz Mayer und bereuest deine jetzige Hitze. Dann wirst du wieder einsehen, daß ein solider Krämer mehr werth ist, als ein Schwindler von einem Speculanten. Mag es aber gehen, wie es will, magst du ein Millionär werden oder an den Bettelstab kommen, darauf darfst du

sicher zählen, daß ich von der Fanny nicht lasse, und daß sie binnen Jahresfrist mein Weib wird, wenn sie nicht anders es selbst hintertreibt. Wir sind nicht in Deutschland, sondern in Amerika und da brauchen wir deine Einwilligung nicht. Du kannst sie höchstens enterben, und daran liegt mir so wenig, daß ich dich vielmehr auffordere, es lieber gleich jetzt schon zu thun."

So ging er. Er ging aber nicht allein, sondern Fanny verließ mit ihm das Zimmer. Wie sie jedoch hinausgingen, traten zwei andere Personen herein, die vielleicht schon einige Zeit vor der Thüre gestanden und gelauscht hatten. Wenigstens warfen sie einander äußerst zufriedene Blicke zu. Es war Johannes Blum und der Oberbergwerksdirektor, beide in höchster Galla, ganz schwarz angethan, mit weißer Kravatte. Auf der Brust eines jeden glänzte ein Stern; bei dem Einen war es das Kreuz der Ehrenlegion, bei dem Andern der rothe Adlerorden.

„Das sind die Schurken," rief Franz, als die Beiden in der Thüre verschwunden waren, doch laut genug, um noch von ihnen verstanden zu werden. „Die Beiden haben dem armen Mann den Kopf verrückt und es soll mich nicht wundern, wenn sie in ein paar Tagen mit seinem Gelde verschwunden seyn werden."

„Sei doch ruhig Franz," flüsterte Fanny und schmiegte sich an ihn; „ärgere dich nicht mehr über die Gauner, denn solche sind es sicherlich. Sie haben den Vater so weit gebracht, das ist sicher, aber mich können sie nicht anders machen und ich halte zu dir, es mag kommen, wie es will. Ich glaube aber, der Vater wird binnen Kurzem seine heftigen Worte gerne zurücknehmen."

„Ja," versetzte Franz, „wenn ihn die Gauner genug gerupft haben. Es ärgert mich eigentlich nur Eines, nämlich das, daß die Raubvögel dann ungestraft davon fliegen werden. Aber weißst du was? Ich erzähle dem French Louis die ganze Geschichte, der wird die Bursche schon Mores lehren, und ihnen die trügerische Larve abreißen. Gewiß haben sie einen neuen Gaunerstreich vor, sonst wären sie nicht so aufgeputzt, wie zwei Methodisten-Pfarrer. Und gar noch Orden tragen sie! Orden in Amerika! Wo sie die nur gestohlen haben mögen!"

Sie schwatzten noch eine gute Weile, denn Franz war wieder ganz ruhig geworden, da er sah, daß Fanny an ihm hing, wie immer. Nach wenigen Minuten jedoch verließen die beiden Männer, die so eben gekommen waren, das Haus wieder; in ihrer Mitte ging Jakob Löffler. Er sagte kein Wort, als er an Franz Mayer vorüberschritt; aber einen Blick warf er ihm zu, aus dem man wohl sehen konnte, daß er seine Gesinnung noch nicht geändert habe."

Zu derselben Zeit, als Fanny fast gezwungen wurde, zwischen ihrem Vater und ihrem Geliebten zu wählen, hatte auch Silly Waters eine böse Stunde durchzumachen. Ihr Vater hatte einen Stoß Zeitungen vor sich, in die er den ganzen Tag schon vertieft gewesen war und noch immer konnte er nicht fertig damit werden. „Der Schurke, der Hallunke, das Diebsgesindel," murmelte er einmal über das andere Mal vor sich hin, und zerknitterte das Blatt, das er gerade in der Hand hatte. Silly hatte ihm lange zugesehen, ohne eine Wort zu äußern. Wie er jedoch immer zorniger wurde, fragte sie ihn lächelnd, was ihn denn so in Harnisch bringe.

„Wie magst du mich nur fragen?“ erwiederte er mürrisch. „Hast du denn den großen Riot (Volksauflauf) in der Orangestreet nicht gelesen?“

„Oh gewiß, Vater,“ antwortete Silly, „das war ja schon letzten Montag, und wir haben heute Sonntag.“

„Aha!“ meinte Herr Waters spöttisch, „das ist schon so lange her, daß du die Geschichte fast schon wieder vergessen hast. Natürlich, du bist ja eine Demokratin, du vertheidigest ja die Grundsätze Jeffersons und stellst dich auf die Seite der Beschützer der Einwanderung! Ich sage dir aber, wenn durch Nichts der Schaden und Fluch der Emigration bewiesen werden könnte, so kann und muß er es jetzt durch diesen schändlichen Riot. Wer waren die Betheiligten? Nichts als Eingewanderte, Irländer und Deutsche. Wer waren die Anführer? Eingewanderte. Die Beherrscher Europas entleeren ihre Zuchthäuser und senden uns deren Insaßen, um sie nicht mehr selbst ernähren zu müssen. Der Abschaum des Volks wird uns zu Theil, ist gut genug für unsere Küsten. Die Diebe, die Räuber, die Betrüger, die Mörder der alten Welt betrachten die neue Welt als einen Tummelplatz, auf dem sie sich freier bewegen können, denn auf dem früheren, angebornen. Es ist die höchste Zeit, daß diesem Unfug gesteuert werde. Wir müssen Maßregeln treffen, um diese Rotte Korah von unsern Gestaden fern zu halten. Kein Bürger ist mehr seines Lebens sicher, man kann kaum mehr durch die Straßen gehen, ohne angegriffen oder insultirt zu werden. Ja, sie gehen so weit in der Verachtung aller Zucht und Ordnung, daß sie sich förmliche Gefechte in den Straßen liefern, daß sie auf einander schießen und hauen, wie in einer Feldschlacht, und daß dann Dutzende

von Unschuldigen dabei zu Grunde gehen, während sie selbst ungeschlagen davon kommen."

„Aber, Vater," entgegnete Silly bescheiden, „du gehst doch viel zu weit in deinen Behauptungen. Es ist ja eine bekannte und von Jedermann zugegebene Thatsache, daß der größte Theil des Gesindels, welches unsere Straßen unsicher macht, aus Eingebornen des Landes, nicht aus Eingewanderten besteht. Und was den letzten Riot betrifft, so wirst du mir zugeben, daß die Deadrabbits eine Züchtigung wohl verdienten."

„Eine Züchtigung?" rief Herr Waters. „Ja wohl eine Züchtigung, weil's eine Bande von Dieben und Loafern ist, die en bloc in's Zuchthaus gehört. Aber wem lag diese Züchtigung ob? Etwa den Greenwichstreetbuben und ihrem Anführer French Louis? Die sind ja um keinen rothen Cent mehr werth, 's sind auch nichts als Jauner und Loafer und Spitzbuben."

„Aber," warf Silly mit Wärme ein; „man wird doch gewiß dem French Louis nicht nachsagen, daß er ein Jauner und Spitzbube sei. Ich möchte den kennen, der so Etwas wagte! Denn er ist nicht blos kein Jauner und Spitzbube, sondern vielmehr der edelste, der großherzigste Mensch unter der Sonne."

„So?" entgegnete ihr Vater, indem er sie scharf musterte. „Woher weißst du denn das? Bist du so genau mit diesem Halbfranzosen bekannt, daß du ihn so warm vertheidigest? Mädchen, Mädchen, ich will nicht hoffen, daß das wahr ist, was man mir einmal über dich und den French Louis sagte. Aber, ich habe dich, glaube ich, seit deiner Mutter Tod zu sehr dir selbst überlassen. Du hast bisher zu viel freie Hand gehabt! Ich sage dir, 'nimm dich in Acht; sollte ich erfahren,

daß du deine Freiheit mißbrauchtest, so weißst du zur Genüge, daß ich auch streng seyn kann. Noch einmal sage ich dir: ich warne dich!"

Schon wollte Silly eine Antwort geben, die vielleicht noch mehr böses Blut gemacht hätte, da trat ein Diener herein, um drei Fremde zu melden, deren Karten er zugleich übergab.

„Was?" rief der alte Waters. „Was, zum Kukuck, soll denn das heißen: Director of mines (Bergwerks-Director) und Professor of metallurgy (Professor der Erzkunde)? Das müssen ausländische Titel seyn, vielleicht französische oder deutsche Gelehrte! Was können denn die von mir wollen? Doch, führe sie nur in den vorderen Parlor (Sprech- und Empfangszimmer); ich werde gleich dort seyn."

In der That war es so, wie Herr Waters sich's gedacht hatte; denn als er gleich darauf in den Parlor trat, fand er drei Herren, wovon zwei mit einem glänzenden Orden decorirt waren und einen hohen Gelehrtentitel führten. Den Einen derselben kannte er bereits oberflächlich, weil derselbe ihm ein Stück Land oder vielmehr Felsengrund in Westhobocken abgekauft hatte. Es war dieß der Oberbergwerks-Direktor, Herr v. Deyher, wie er sich nannte. Dieser führte dießmal das Wort und stellte die beiden andern Herrn vor. Wahrscheinlich getrauten sich diese nicht, sich vornenhin zu stellen, weil sie sich bewußt waren, mit dem Englischen noch nicht so recht fortzukommen, während der Herr Direktor die Sprache zwar mit einem gemeinen Accent, aber sonst geläufig genug sprach. Seiner Aussage nach hatte er sich diese Kenntniß bei seinem Aufenthalt in Californien angeeignet!

„Was führt die Herren zu mir?“ fragte Herr Waters höflich; denn so sehr er auch gegen die Emigration eingenommen war, so wußte er doch Ausnahmen zu machen, und hatte vor deutschem Gelde, vor deutschem Adel und sogar vor deutscher Gelehrsamkeit einen großen Respekt. Dieser Respekt vermehrte sich noch, als er die Ordensdecorationen erblickte; denn da es in Amerika keine Orden gibt und es auch einem Amerikaner nicht erlaubt ist, fremde Orden zu tragen, so läßt sich leicht denken, daß das Gelüste nach dieser verbotenen Frucht ziemlich groß ist, und noch größer der Respekt vor einem Decorirten. — „Mit was kann ich Ihnen dienen?“ wiederholte sich Herr Waters, indem er die Orden betrachtete.

„Wir haben zwei Angelegenheiten,“ erwiederte der Oberbergwerks-Direktor; „und ich bin in der That in Verlegenheit, mit welcher ich beginnen soll. Die eine ist rein privater und noch dazu sehr delikater Natur; die andere aber eine Geschäftssache.“

„Ich muß die Wahl ganz Ihnen überlassen,“ meinte Herr Waters.

„Kennen Sie einen gewissen French Louis?“ fuhr der Oberbergwerks-Direktor fort, indem er den Herrn Waters scharf fixirte.

„Gehört habe ich von dem Burschen,“ erwiederte Herr Waters; „das muß ein verwegener, sogar tollkühner Spitzbube seyn, wenigstens nach dem, was die Zeitungen über ihn berichten. Persönlich kenne ich ihn nicht, und wünsche ihn auch nicht kennen zu lernen. Ich liebe dergleichen Umgang nicht.“

„Aber er scheint Sie zu kennen,“ meinte der Oberbergwerks-Direktor trocken; „und sogar genau zu kennen. Jeden-

falls steht er mit Ihrer Familie in näherer Verbindung und scheint diese Verbindung noch intimer machen zu wollen!“

„Mit meiner Familie, Herr?“ fuhr der alte Mann zornig auf. „Ich habe gar keine Familie; meine einzige Tochter bildet mit mir die ganze Familie. Und Sie werden doch nicht sagen wollen, daß meine Tochter mit French Louis in naher Verbindung steht?“

„Genau das wollte ich sagen,“ erwiederte der Oberbergwerks-Direktor. „Ich dachte mir's, daß Sie nichts darum wüßten. Aber wenn Sie so zornig werden, so wär's am Ende besser, wir brächen davon ganz ab, und gingen auf unsere Geschäftssache über.“

„Herr,“ schrie jetzt Herr Waters wüthend, „so entkommen Sie mir nicht. Sie haben von einem nahen Verhältniß zwischen meiner Tochter und French Louis gesprochen, und nun fordere ich Sie auf, mir dieses zu beweisen. Ja, ja, Beweise will ich sehen, nicht Behauptungen hören! Und wenn Sie's nicht können, so Gnade ihnen Gott.“

„Nichts leichter, als das!“ entgegnete der Oberbergwerks-Direktor mit größter Ruhe. „Lesen Sie einmal gefälligst diese Briefe, und dann werden Sie vollständig überzeugt seyn.“

Dabei übergab er ihm ein kleines, sorgfältig umwickeltes Bündel Briefe, welche, wie Herr Waters auf den ersten Augenblick sah, von der Hand seiner Tochter herrührten. Er nahm sich nicht Zeit, das Band, das die Briefe zusammenhielt, aufzulösen, sondern riß es entzwei und verschlang den Inhalt mit einem Eifer, als ob es sich um Leben und Tod handle. Allein er brauchte nicht lange, um sich vollkommen davon zu überzeugen, daß zwischen Silly und French Louis ein inniges Lie-

desverhältniß stattfinde. „Goddam!“ fluchte er. „Es ist also doch, wie man mir sagte?“ Er ballte die Briefe in Einen Knäuel zusammen, warf sie auf die Erde und stampfte darauf.

„Goddam!“ fluchte er von Neuem; doch im nächsten Augenblicke hatte er sich vollkommen gefaßt. „Ich werd' Ihnen einen Riegel vorschieben,“ sprach er halb laut vor sich hin. „Silly muß fort in eine der modernen Erziehungs-Anstalten, nach Washington-Cottage oder so wohin. Dort soll sie ihr Galan holen, wenn er kann.“

Nunmehr wandte er sich wieder an den Bergwerks-Direktor. „Wo haben Sie die Briefe her?“ fragte er ihn. „Haben noch andere Leute hievon Kenntniß?“

„Keine Seele weiß davon, außer uns Dreien,“ beeilte sich dieser zu erwiedern. „Wir werden doch nicht so unbescheiden seyn und ein Familien-Geheimniß weiter verbreiten? Bei uns Dreien ist's sicher genug aufgehoben. Wir wissen zu schweigen. Was aber die Art und Weise betrifft, wie wir in den Besitz der Briefe kamen, so ging dieß ganz einfach zu. Mein Freund Blum hier, der berühmte Professor der Metallurgie, und ich gingen vor einigen Tagen ganz in aller Frühe durch die Bayardstreet. Es war gerade der Tag nach dem Gefecht zwischen den Greenwichstreet-Buben und den Deadrabbits. Da lagen nun genug Gegenstände auf dem Boden, abgerissene Aermel, blutige Schnupftücher u. dergl.; unter Anderem auch dieses Päckchen. Wahrscheinlich trug es French Louis bei sich und es entfiel ihm im Kampfe. Wir sahen es durch, und da wir den Namen Waters in den Briefen fanden, so war es uns leicht, die Schreiberin ausfindig zu machen; denn die andern Herrn Waters in dieser Stadt haben keine Tochter, mit

Namen Silly. Natürlich dachten wir, es werde Ihnen ein Gefallen mit geschehen, wenn wir Ihnen die Briefe brächten, da wir voraussetzten, ein Mann von Ihrem Ansehen und Vermögen wolle Nichts mit dem Loaferkönige zu thun haben."

„Ich bin Ihnen in der That sehr verbunden," versetzte der alte Herr, „und wenn ich Ihnen in Etwas dienlich seyn kann, so werde ich es mit Vergnügen thun."

Ein genauer Beobachter hätte nun wohl gesehen, daß dieß nur so eine Redensart sei; denn der Herr Waters war offenbar in seinen Gedanken ganz anderswo, wahrscheinlich bei French Louis und seiner Geliebten. Auch hätte man leicht merken können, daß seine Ruhe und Kaltblütigkeit nur eine verstellte sei, und daß das Feuer des Zorns unter der Maske des Gleichmuths fortbrenne. Allein die drei Herren waren entweder keine scharfen Beobachter oder kümmerten sie sich ganz und gar nicht um den Seelenzustand des Amerikaners. Deßwegen entfernten sie sich auch nicht, wie Jener wohl erwartet hatte, sondern blieben ganz ruhig auf ihren Stühlen. Der Oberbergwerks-Direktor griff nun in die Tasche und zog einen Gegenstand heraus, den er sorgfältig eingewickelt dort bisher verborgen hielt. Nachdem die Umhüllung entfernt war, zeigte sich ein Klumpen Stein, in welchem dicke Adern von Gold funkelten. Er übergab den Klumpen dem Amerikaner, ohne ein Wort zu sagen.

„Das ist californisches Golderz," sagte der Amerikaner, „was wollen Sie damit?"

„Sie täuschen sich," meinte dagegen der Oberbergwerks-Direktor. „Können Sie sich nicht denken, wo es gegraben wurde?"

„Nun ich denke, ich hab's schon gesagt, in Californien?" war die Antwort.

„Pah, Californien!“ versetzte der Herr Direktor verächtlich. „Wir wollen mehr in der Nähe bleiben. Sie erinnern sich doch noch des Grundes, den ich Ihnen vor einiger Zeit in Westhobocken abkaufte?“

„Herr!“ rief der Amerikaner voller Erstaunen. „Sie wollen doch nicht behaupten, daß dieser Goldklumpen in Westhobocken gegraben worden ist.“

„Ich kann mir Ihr Erstaunen denken“, versetzte der Oberbergwerks-Direktor mit vieler Gravität; „aber deßwegen bleibt's doch so, wie es ist. Der Fleck Land, den ich Ihnen abkaufte, ist ein Goldland. Wir haben die Ausgrabung seit acht Tagen begonnen; die Grube ist noch nicht zwanzig Fuß tief und doch ist schon dieser Klumpen zu Tag befördert worden. In einem Monat werden wir auf der eigentlichen Goldschichte angekommen seyn, und dann finden wir solcher Stücke zu Tausenden und Hunderttausenden.“

Das Erstaunen des Amerikaners war gränzenlos. Lange konnte er nicht dran glauben, daß sich Alles so verhalte, wie der Oberbergwerks-Direktor sagte; allein als die beiden andern Herrn bezeugten, daß sie selbst dabei gewesen seien, wie der Klumpen von dem Herrn Direktor aus der Grube herausgeholt worden sei, mußte er sich wohl fügen. Er wog den Klumpen in der Hand und da er so gar schwer war, schätzte er ihn auf hundertfünfzig oder mehr Thaler. Er berechnete den Umfang des verkauften Grundes und meinte, da müßte wenigstens für eine Million Gold verborgen liegen. Der Oberbergwerks-Direktor hatte nun ein verhältnißmäßig leichtes Spiel. Er setzte dem Amerikaner auseinander, wie und warum er auf den Gedanken gekommen sei, daß hier Gold verborgen

sei; er unterrichtete ihn von Allem, was bisher in der Sache gethan worden war; er beruhigte ihn darüber, daß nicht auch Andere auf Goldland stoßen könnten, weil nur hieher, in diesen Kessel, das bei der großen Erdumwälzung in den Tagen der Sündfluth geschmolzene Gold zusammengeflossen sei; und schließlich bot er ihm den vierten Theil des Gewinnes an, wenn er die Kosten der Ausbeutung, die sich auf fünfzehn bis zwanzigtausend Thaler belaufen möchten, vorschießen wollte. Der Amerikaner war ein spekulativer Kopf, zugleich ein energischer Mann, der, ohne sich lange zu besinnen, zugriff, wenn er überzeugt war, daß Etwas „zu machen" sei. Er ging einigemale stillschweigend im Zimmer auf und ab, den Goldklumpen immer in der Hand wiegend. Nach einer Minute schon war er zu einem Entschlusse gekommen.

„Wann arbeiten Sie wieder in der Grube?" fragte er kurzweg.

„Wir können jeden Tag weiter machen", antwortete der Direktor.

„Gut," erwiederte der Amerikaner. „Bestimmen wir einen Tag. Ich will dann selbst dabei seyn. Ich will mich persönlich überzeugen. Bringen Sie noch mehr solcher Stücke aus der Grube herauf, finden sich fortlaufende Adern, so stehen Ihnen, statt zehntausend — fünfzigtausend Thaler zu Gebot."

Dem Herrn Oberbergwerks-Direktor wäre es nun zwar offenbar weit lieber gewesen, wenn der Herr Waters das Geld gleich geschossen hätte, statt erst noch eine weitere Probe zu verlangen; allein da sich die Sache nicht anders machen ließ, so schickte er sich darein. Nur stellte er den Tag der Zusammenkunft bei der Goldgrube auf eine ganze Woche, auf Montag

über acht Tage, hinaus, weil er noch vorher einige Schichten Fels wegschaffen müsse, die äußerst schwierig zu bearbeiten seien. Bis dorthin aber, meinte er, werde er mit den Vorbereitungen fertig seyn.

Nachdem nun so Alles zu gegenseitiger Zufriedenheit abgemacht war, schickten sich die drei Herrn an, zu gehen. Der Amerikaner hatte ob der Goldspekulation sein häusliches Unglück, dem Anscheine nach, ganz vergessen, und er schüttelte seinen künftigen Theilhabern herzhaft die Hand, als wären sie alte Bekannte. Da nahm sich Jakob Löffler ein Herz und fragte den Amerikaner, wie er sich den unwillkommenen Freier seiner Tochter vom Hals zu schaffen gedenke. „Ich bin fast ganz in derselben Lage," setzte er hinzu; „denn ich hab' auch eine Tochter, die Einen nehmen will, den ich nicht mag, und da würde bei mir vielleicht das nämliche Mittel anschlagen."

„Das Mittel ist probat," erwiederte der Amerikaner mit einem bösen Lächeln. „Wollen Sie es auch anwenden, so schicken Sie mir ihre Tochter morgen Mittag her. Die beiden Mädchen können dann miteinander ihre Fahrt antreten."

„Aber wohin senden Sie sie?" wollte Jakob Löffler wissen.

„Einfach in eine Erziehungsanstalt," versetzte der Amerikaner, „etwa nach Washington=Cottage, und dort lasse ich sie so lange aufheben, bis ihnen ein anderer Kopf gewachsen ist."

Hätte Jakob Löffler gewußt, von welcher Art diese Erziehungsanstalt sey, er hätte sich doch einige Zeit besonnen, ob er seine Fanny dahin senden solle!

Washington-Cottage ist ein wunderschön gelegenes Haus mit einer prachtvollen Aussicht über die ganze Stadt und Bay von New-York. Es steht auf einem Vorsprung der Bergkette, die von Nordhobocken über Bergenhill hin sich erstreckt, nur etwa fünf Meilen von New-York entfernt, aber im Staate Jersey, getrennt von New-York durch die Bay und den Hudson. Schon weithin, noch ehe man an die steile Steige, die nach Bergenhill führt, kömmt, ist es sichtbar. Ohne Zweifel diente es früher einem reichen New-Yorker als Landsitz, denn es ist noch jetzt mit einem großen Garten umgeben, der, wie es scheint, ehedem als Park angelegt war. In neuester Zeit hatte es eine fromme Dame angekauft, die im Geruch stand, daß sie von der Geistlichkeit besonders protegirt werde. In der That wurden auch ihre Annoncen, die sie in die öffentlichen Blätter rückte, von einigen hohen Würdenträgern der puritanischen Kirche mitunterschrieben, so daß diese gleichsam für die Ehrenwerthheit und die Frömmigkeit der Dame hafteten. Diese hatte nämlich in dem oben beschriebenen Anwesen ein Pensionat für junge Frauenzimmer errichtet, und brauchte natürlich eine glänzende Empfehlung, um Pensionärinnen zu bekommen. Allein nirgends in der Welt wird mehr Schlechtigkeit unter dem Deckmantel der Religion getrieben, als in New-York und Amerika. Die Heuchelei, die Niedertracht ist hier zu Hause. Und so schien es auch bald, daß die frommen Empfehlungen der vornehmen geistlichen Hirten der Dame zu Nichts dienen sollten, als dazu, ihrem Institute ein Renomé und eine gewisse Sicherheit vor der Polizei und den Behörden zu verschaffen. Denn man sah daselbst weniger junge Frauenzimmer, die des Unterrichts genossen, als Müssiggängerinnen, die zum „Vergnügen" hier weilten, und

nicht selten Besuche empfingen, welche sie im elterlichen Hause wohl nicht hätten empfangen dürfen. Viele weilten auch in diesem weiblichen Pensionat, um ihre Schande vor der Welt zu verbergen und das Kind des Leichtsinns und der Sünde in Abgeschiedenheit und Heimlichkeit zu gebähren. Nicht Wenige darunter waren vielleicht, nicht ledige Mädchen, sondern Frauen, deren Gatte auf einer weiten Seereise begriffen war, und von denen nun ihre Bekannten und Freundinnen glaubten, sie seien bei fernen Verwandten auf Besuch, während sie im nahen Washington-Cottage die Frucht ihrer Schlechtigkeit verbargen. Hie und da gab es auch wieder solche Pensionärinnen, die nicht freiwillig hier oben hausten, sondern welche von Eltern und Vormündern aus besonderen Gründen der frommen Dame übergeben wurden, um sie für eine Zeitlang von der Welt ferne zu halten. Es waren dieß meist störrische Köpfchen (wenigstens wurden sie dafür ausgegeben), welche sich bei der Wahl des zukünftigen Gatten nicht nach dem Willen des Vaters oder Vormundes richten wollten. Vielleicht war es auch hie und da eine Frau, welche der Gatte für eine wirkliche oder vermeintliche Untreue zu strafen oder wenigstens den Augen ihres Verführers zu entrücken suchte. Derlei unfreiwillige Pensionärinnen wurden nicht viel besser gehalten, als in einem Gefängniß die Gefangenen. Vielleicht war die Kost nicht gerade zu verachten, besonders wenn gut für sie bezahlt wurde, allein ihr Zimmer war jedenfalls wohl mit Gittern versehen und von einer Erlaubniß, dieses Zimmer zu verlassen, konnte natürlich keine Rede seyn. Auch hatten alle diese „Gefangenenzimmer" ihre Fenster gegen Westen, d. h. nicht New-York und der See zu, sondern gegen einen Wald hin, der nicht weit hinter dem

Landhause begann und sich fern in's Land hinein erstreckte. Ueberdieß war das Haus auf dieser Seite noch mit einer hohen Mauer umgeben, welche einen kleinen Garten einschloß, der zum Nutzen angelegt, die nöthigen Gemüse lieferte. Es mußte der Inhaberin dieses rühmlichen Pensionats natürlich Alles daran liegen, daß keiner dieser „unfreiwilligen" Zöglinge entkam, denn nicht nur wäre eine strenge Strafe für solche gewaltthätige Entziehung der persönlichen Freiheit in Aussicht gestanden, sondern das Pensionat hätte auch auf einmal sein bisheriges Renomé verloren. Darum nahm die fromme Dame solche „Unfreiwillige" nur mit großer Vorsicht auf. Es mußten Töchter von Männern seyn, die eine Geltung in der Welt hatten und denen es an irdischen Gütern nicht mangelte, damit im Falle einer Entdeckung das Gesetz mit einem goldenen Lappen gerieben und geschweigt werden könne. Ueberdieß wurde das Kostgeld für derartige Zöglinge so hoch angesetzt, daß gewöhnliche Menschen gar nicht daran denken konnten, eine Pensionärin dahin zu senden.

Der alte Waters hatte kein Wort zu seiner Tochter gesagt; nicht eine Sylbe des Vorwurfs war ihm entschlüpft. Sie konnte nicht ahnen, daß er um ihr Verhältniß zu French Louis wisse. Ebenso hatte es auch Jakob Löffler gehalten. Er nannte weder den Namen Franz, noch berührte er das Verhältniß zu demselben. Den andern Tag aber sandte er seine Fanny mit einem Briefe zu Herrn Waters. „Er sey genöthigt, eine kleine Reise zu machen, und könne daher nicht selbst hinkommen, weil er erst spät Abends wieder zurückzukehren im Sinne habe." So sagte er, solle sie ausrichten. Er wußte aber wohl, daß sein Brief ein Uriasbrief war. Fanny schaute hoch auf, wie ihr Vater den Namen Waters nannte.

„Woher kennt er diesen reichen Amerikaner?“ dachte sie, sagte aber keine Sylbe, eben so wenig, als sie davon gesprochen hätte, daß sie und Silly Freundinnen seyen.

Sie nahm den Brief und machte sich auf den Weg zu ihrer Freundin.

„Du kommst also vor Abend nicht nach Hause, Vater,“ sagte sie zum Abschied. „So kann ich wohl einige Stunden länger ausbleiben.“

Schon wollte er fragen, wohin sie zu gehen beabsichtige; schon wollte er ihr einen etwaigen Besuch bei Franz verbieten; allein er besann sich eines Besseren. „So lange du willst, kannst du ausbleiben,“ erwiederte er; „nur gehst du zuerst zu Herrn Waters.“

Er sah ihr lange nach, wie sie fortging. Fast gereute ihn seine Härte, und es fehlte nicht viel, er hätte sie zurückgerufen. Allein der Hochmuthsteufel siegte. „Sie soll den Franz entweder vergessen,“ murmelte er, „oder muß sie ihn dahin bringen, daß er seinen Käskram aufgibt. Und so eine kleine Abkühlung in der Fremde kann ihr nichts schaden. Hälts die im Ueberfluß erzogene Tochter des reichen Amerikaners aus, so kann sie es doppelt gut aushalten.“

Herr Waters war zu Hause. Er befand sich im Zimmer seiner Tochter und seit langer Zeit hatte ihn diese nicht so aufgeräumt und guter Dinge gesehen. Gerade hatte er sie eingeladen, heute Mittag mit ihm über Jerseycity gegen Bergenhill eine Lustfahrt zu machen, damit er ihr ein neues Gut zeigen könne, das er erst kürzlich erworben habe. Gefalle es ihr dort, so könne sie künftig die Sommermonate daselbst zubringen. Mit Freude hatte Silly den Vorschlag angenommen.

Sie war vergnügt, weil ihr Vater vergnügt schien. In diesem Augenblicke kam Fanny und überbrachte ihren Brief. Ein sonderbares Lächeln überzog das Gesicht des alten Waters, wie er des Briefes und des Mädchens ansichtig wurde. Er ließ sich jedoch nichts weiter merken, auch nicht wie er sah, daß Fanny und Silly alte Bekannte seyen.

„Aber, Vater," sagte jetzt Silly, „ich werde dich nun nicht begleiten können, denn meine Freundin Fanny lasse ich nicht so bald wieder los. Wir können ja ein anders Mal nach Bergenhill hinauffahren."

„Ei warum denn?" meinte Herr Waters gutmüthig. „Deine Freundin Fanny thut uns wohl den Gefallen, uns zu begleiten. Du hast dann gleich einen doppelten Gruß, den der Freundschaft und der Ausfahrt."

So wurde es abgemacht. Es traf sich ja prächtig, daß Fanny den ganzen Tag ausbleiben konnte, weil ihr Vater nicht daheim war!

Es ist eine herrliche Fahrt, die Fahrt über den Hudson nach Bergenhill hinauf. Zwar führt der Weg eine gute Strecke weit durch ein Sumpfland, das im Winter und Frühjahr häßlich genug sich ausnimmt, und eben so ungesund als häßlich ist. Allein im Sommer und Spätjahr sind die Sümpfe durch die große Hitze ausgetrocknet und man sieht Nichts, als Eine große, weite, grüne Wiese, mit mannshohem Grase und in der Wiese des weidenden Viehes die Menge, oft ganz oder doch halb vom Grase verdeckt. Und je weiter man den Berg hinaufkömmt, um so herrlicher gestaltet sich die Umgebung. Nichts als liebliches Gebüsch, saftiges Grün, hohe Bäume, und im Hintergrund die große Stadt Jersey-City, das noch größere New-York und die unerschöpfliche Bay des eindringenden Meeres!

Nicht daß etwa die Cultur all diese Herrlichkeit erschaffen oder auch nur dabei nachgeholfen hätte, o nein, Alles war das Werk der Natur; denn Cultur findet man noch wenig in Amerika, selbst in der nächsten Nähe der Städte nicht, außer wenn ein Nutzen daraus erzielt werden kann.

Bald zeigte sich Washington-Cottage. „Ist das das Landhaus, welches du gekauft?“ rief Silly fröhlich. „Das liegt ja wunderherrlich.“

„Es soll mich freuen, wenn es dir daselbst gefällt,“ erwiederte der Vater nicht ohne einen Anflug von Ironie.

„Aber das Haus scheint ja bewohnt,“ rief Fanny, die einige Köpfe an den Fenstern erscheinen und einige Damen vor dem Hause im Schatten der Bäume lustwandeln sah.

„Versteht sich,“ entgegnete Herr Waters. „Die früheren Besitzer sind noch nicht ausgezogen und ich kann das Gut erst in einigen Wochen antreten.“

Sie fuhren am Portale des Landhauses vor und waren bald im Besuchszimmer. Herr Waters entfernte sich, um die Dame des Hauses aufzusuchen. Sie war ihm nicht unbekannt, darum ging er sogleich ohne Umschweife auf seinen Zweck los. Die fromme Frau verstand ihn und war bereit seinen Wünschen nachzukommen. Die Bedingungen wurden gemacht und von seiner Seite bewilligt.

„Sie sind ein wenig theuer, Madame,“ sagte Herr Waters; allein ich will nicht markten. Ich sehe, Sie haben einiges Risico bei der Sache. Hier sind Zweihundert Thaler Vorschuß für vier Wochen.*) Will ich die Mädchen noch länger hier

*) Das macht in deutschem Geld 6000 fl. das Jahr, ein Kostgeld, das sogar in Amerika enorm ist. Es gibt übrigens Pensionate

lassen, so bin ich heute über vier Wochen da und erneure das Kostgeld. Aber ich verlasse mich darauf, daß es so gehalten wird, wie ich Ihnen angegeben."

„O, Sie können hierüber ganz beruhigt seyn," erwiederte die fromme Frau. „Die Mädchen müßten den Teufel im Leibe haben, wenn sie aus dem Zimmer entkämen, das ich ihnen anweisen will. Ich will sie schon zahm machen."

„Ganz recht," meinte Herr Waters, dem doch bei dem Anblick dieser Scheinheiligen etwas unheimlich zu Muthe war. „Nur wünsche ich ebenso wenig eine übergroße als unnöthige Strenge. An guter Kost sollen Sie es nicht fehlen lassen, auch nicht an Büchern zur Unterhaltung. Sogar Umgang dürfen Sie ihnen gestatten, jedoch nur mit Solchen, die unter ähnlichen Umständen hier leben. Nur Besuche und Briefe dürfen Sie nicht gestatten. Eine Correspondenz nach New-York wäre mir ebenso unangenehm, wie ein Entfliehen. Dagegen meine ich, aus dem kleinen Gärtchen hinter dem Hause sey kein Entkommen möglich, denn die Mauern sind ja hoch genug. Also lassen Sie sie alle Tage ein paar Stunden da zubringen, natürlich unter Aufsicht einer Dienerin. Kurz ich verlasse mich auf Sie, daß Sie die Humanität mit Strenge verbinden, denn mein Zweck ist nicht zu strafen, sondern ich will blos eine

---

ähnlicher Gattung, die noch weit theurer sind, besonders für Damen, die heimliche Wochen feiern wollen. Natürlich sind auch die Ausgaben nicht gering, nicht etwa für Nahrungsmittel, denn diese sind wohlfeil, aber für den Hausarzt, damit man sein Stillschweigen erkauft, und für die Dienstboten, vor denen man natürlich kein Geheimniß haben kann, und die deßhalb gut bezahlt werden müssen, damit sie nicht plaudern.

Verbindung zerreißen, die gegen meinen Willen geknüpft worden ist. Ich hoffe, Sie verstehen mich."

„Vollkommen, Herr Waters," entgegnete die Vorsteherin der frommen Pensionats-Anstalt. „Haben die Mädchen eine Ahnung von dem, was ihnen bevorsteht?"

„Nicht im Geringsten," erklärte der Amerikaner. „Im Gegentheil, sie meinen, ich habe das Landhaus hier gekauft und sie seyen hier, es zu besehen."

Wollen Sie sie selbst einsperren?" fuhr die Dame ganz kaltblütig fort. „Ich will Ihnen das Zimmer weisen und dann können Sie sie ja dorthin führen, unter dem Vorwand, ihnen das Haus zu zeigen. Sind die Vögel einmal im Zimmer drinn, so drehen Sie den Schlüssel um, und an ein Entschlüpfen ist dann nicht mehr zu denken."

„Ich will doch lieber Ihnen diese Mühe überlassen," meinte Herr Waters, den ein kalter Schauder überlief. „Aber noch einmal ermahne ich Sie, gehen Sie mit so wenig Strenge als nur immer möglich, zu Werk, und besonders lassen Sie es nie an der gebührenden Höflichkeit fehlen."

Silly und Fanny hatten sich indessen im Parlor an der herrlichen Aussicht ergötzt, die man von da über den Hafen und die Stadt New-York hatte. Die lange Abwesenheit des Herrn Waters war ihnen gar nicht aufgefallen, da sie viel zu sehr mit dem Panorama beschäftigt waren, das sich vor ihnen ausdehnte. Sie standen schweigend am Fenster, als die Dame des Hauses eintrat.

„Ihr Herr Vater erwartet Sie unten," sagte diese, die Stille unterbrechend. „Ich habe dort einige Erfrischungen auftragen lassen. Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen?"

Arglos folgten die beiden Mädchen der Frau. Es ging eine Treppe hinunter, in eine Art Erdgeschoß. Die Frau schloß eine Thüre auf, die in ein hinteres Zimmer führte; sie bat die Mädchen voranzugehen; ohne eine Ahnung, daß man Etwas gegen sie im Schilde führe, traten diese ein; Silly glaubte, ihren Vater dort zu finden. Kaum jedoch waren sie im Zimmer, so fiel die Thüre zu, der Schlüssel drehte sich im Schlosse, und gefangen waren sie.

Gleich darauf fuhr Herr Waters von Washington-Cottage ab. Er glaubte den Schrei immer noch zu hören, der aus dem Erdgeschoße herauf ertönt war, als die Mädchen sich eingeschlossen fanden. Erst als er sein Haus in New-York wieder betrat, wurde er wieder ruhig. „Die tolle Liebe wird ihr jetzt schon vergehen,“ dachte er. „Wenn sie mir verspricht, nichts mehr mit ihm zu thun haben zu wollen, so werde ich sie nach vierzehn Tagen schon holen. Aber lieb ist mir's doch, daß sie eine Gesellschafterin hat. Die Verzweiflung müßte sie ja sonst umbringen.“

Von allen Hausbewohnern des Herrn Waters wußte keiner, wohin Fräulein Silly gekommen sey. Den Tag darauf ging ein Koffer mit Kleidern und Weißzeug und Büchern an sie ab, aber Herr Waters hatte die Adresse selbst geschrieben, und den Koffer dem Expreßmann, d. i. dem Inhaber der Schnellfuhre, die zwischen Bergenhill und New-York fuhr, persönlich übergeben. Niemand wußte Etwas Anderes, als daß Fräulein Silly zu Verwandten gereist sey, und daß man nicht sagen könne, wann sie wieder zurückkehre.

Seit Franz Mayer den Zusammenstoß mit Jakob Löffler gehabt hatte, ließ es ihm keine Ruhe mehr zu Hause. Zwar ging sein Geschäft den gewöhnlichen Gang, allein die Sorge dafür lag mehr dem Gehülfen ob, als dem Prinzipale, denn dieser wurde von einer peinlichen Unruhe hin- und hergetrieben. Oftmals schalt er sich selbst einen Narren, daß er dem Vater Löffler nicht nachgegeben und so seine ganze Zukunft, so wie die seiner Braut auf's Spiel gesetzt habe; dann aber trat wieder die kühlere Ueberlegung ein und er mußte sich sagen, daß er recht gehandelt habe, denn er wollte als ehrlicher Mann sich durchschlagen und haßte alle Großthuerei und Schwindelei. Wie aber aus diesem Dilemma sich herauswinden? Nachgeben konnte er nicht, wenn er nicht alle Selbstachtung verlieren wollte, er konnte es nicht, wenn er nicht seine ganze künftige Existenz auf's Spiel setzte! Und doch wollte er den Schwiegervater versöhnen, wollte Alles wieder in's alte Geleis bringen!

Zweimal war er schon in der Greenwichstreet gewesen, beide Male hatte er den French Louis nicht getroffen. Er mußte zum dritten Male hingehen, denn als ob's Instinkt gewesen wäre, trieb es ihn, diesen Mann, der schon mehrmal in sein Leben hereingegriffen hatte, zu seinem Vertrauten zu machen, ihn um seine Hülfe anzugehen. War es doch bekannt, daß French Louis Allen denen beistand, denen er wohl wollte, ja daß er, trotz seiner Rohheit, trotz der Gesetzlosigkeit, mit der er seine Nebenmenschen behandelte, den Unterdrückten immer ein Beschützer war, trotzdem daß dieser Schutz selbst wieder zum größten Theil gegen die Gesetze verstieß! French Louis handelte immer auf eigene Faust, er trieb es, wie die Raubritter in Deutschland es zu ihrer Zeit trieben; aber keine sei-

ner Thaten ging aus einem bösartigen Herzen hervor. Er war der Anführer einer Bande, die mit der Ordnung und dem Gesetz in ewiger Fehde lag; aber oft und viel half er dem Recht zum Siege vermittelst einer That, die als Verbrechen im Gesetzbuch des Staates figurirte. Und dieser Mann hatte ihm ja seine Hülfe versprochen, er hatte ihn aufgefordert, in jeglicher Lage des Lebens sich getrost an ihn zu wenden! Warum sollte er es nicht thun?

French Louis war abermals nicht in seiner Wohnung. Es war ein Schiff von Deutschland mit Einwanderern gekommen und Louis mußte seinen Runnergeschäften nachgehen. Er mußte die Neuangekommenen in Empfang nehmen und in eines der Wirthshäuser spediren, mit denen er in Verbindung stand und von denen er seinen Sold empfing. Franz ließ sich das Warten nicht verdrießen. Endlich kam French Louis. Aber sein Gesicht zeigte nicht den gewöhnlichen Frohsinn, seine Miene war ernst, fast düster.

„Du willst mir dein Elend klagen, armer Bursche," rief er dem Franz schon von weitem entgegen. „Aber da hilft kein Klagen und kein Jammern; bin ich ja doch noch elender daran, als du!"

„Aber du kannst doch nicht wissen, was mir passirt ist?" entgegnete Franz.

„Nun so erzähle es," versetzte French Louis mit einem schwachen Lächeln, „und vielleicht kann ich dir dann beweisen, daß ich noch weit mehr davon weiß, als du."

Franz erzählte den ganzen Vorgang zwischen ihm und seinem Schwiegervater; er erzählte Alles, was passirt war, seit Jakob Löffler das Goldstaubkistchen von Californien erhal-

ten hatte. Nichts vergaß er, sogar nicht einmal die Orden, mit denen die beiden Herren bekleidet waren, welche den Jakob Löffler am letzten Sonntag abgeholt hatten. Bei der Beschreibung dieser beiden Herren wurde French Louis wieder etwas heiterer. Die alte Laune kehrte auf sein sonst immer so fröhliches Gesicht zurück. Er schüttelte sich, wie wenn er alle trübseligen Gedanken auf Einen Ruck von sich abwälzen wollte.

„Ja, ja," rief er plötzlich. „Es ist außer allem Zweifel. Das Signalement trifft auf's Haar. Allein zur Vorsorge wollen wir uns noch durch das Zeugniß Master Dyers überzeugen."

Dann ging er ein paar Mal im Zimmer auf und nieder.

„Aber den Schluß deiner Erzählung hast du ja vergessen?" lachte er laut auf. „Oder weißst du etwa noch nichts davon, daß deine Fanny auf und davon geführt wurde, daß sie von ihrem trefflichen Herrn Vater in eine feste Burg eingeschlossen worden ist, aus der keine Zugbrücke in's Freie führt?"

Franz war wie vom Donner gerührt. „Wie?" rief er, „Fanny ist fort, Fanny ist von ihrem Vater entführt, um sie mir zu entreißen. Das ist ja platterdings unmöglich. Und doch! Darum hat sie also gestern und heute noch Nichts von sich hören lassen!"

„Und wird wohl auch in der nächsten Zeit nichts von sich hören lassen," versetzte Louis. „Die alten Herren haben ihre Maaßregeln gut getroffen. Aber mach' kein so verzweifeltes Gesicht. Bin ich denn um ein Haar breit besser daran? Auch meine Silly ist entführt. Ja, die beiden Fräulein sind zusammen entführt worden. Der alte Waters hatte offenbar

die Hand im Spiele. Du siehst also, wir sind Leidensbrüder. Du, ein solider, ehrlicher Kaufmann, ein Mann, dem seine Feinde keinen leichtsinnigen Streich nachsagen können, du wirst von deinem Schwiegervater über Bord geworfen, eben weil du solid und ehrlich bist; und ich, ein leichtsinniger, wilder Kamerad, der sich den Teufel um Etwas kümmert, ich werde von meinem Schwiegervater der Ehre, sein Tochtermann zu seyn; nicht für würdig gehalten, eben weil ich kein Mann der Ordnung bin! Wir sollten eigentlich mit den Schwiegervätern tauschen."

Dazu lachte er wieder, daß das Zimmer dröhnte; aber es war doch kein so recht fröhliches, herzliches Lachen, sondern vielmehr ein recht bissiges und ingrimmiges, dem man den innerlich kochenden Zorn anhörte.

„Aber woher weißst denn du das Alles?" fragte Franz.

„Oh, ich weiß verschiedene Dinge, die in der Stadt vorgehen," versetzte Louis, „von denen die Polizei keine Ahnung hat. Freilich, wenn meine Spione nicht besser wären, als die Polizeispione, so stände es schlecht um mich. Und doch sind sie noch schlecht genug; denn ich weiß zwar wohl, daß Silly und Fanny seit gestern nicht mehr in der Stadt sind; wo sie aber hingebracht wurden, ist mir eben so unbekannt, als dir; doch komm, wir müssen zu Master Dyer. Ich glaube, ich bin auf einer Spur, die vielleicht zum Ziele führt. Aber nun, Mann, wirf deine Trauerlarve ab und mach' mir ein ander Gesicht. Wir holen die zwei Mädchen, und wenn sie nach Europa hinübergeschickt worden wären. Sind sie aber bei uns hier in der Nähe irgendwo versteckt, so soll mir's nicht darauf ankommen, ein ganzes Dorf in Flammen aufgehen zu lassen, wenn ich sie nicht anders herausbekommen kann."

Man sah es ihm an, daß es ihm Ernst war mit seiner Drohung, und daß er keinen Augenblick gezaudert hätte, sie in's Werk zu setzen, falls er seinen Zweck nicht anders erreichen konnte.

Sie verließen das Zimmer und gingen die Greenwichstreet hinauf dem Parke zu. Wie sie jedoch in die Deystreet einbogen, wurden sie durch einen Anblick aufgehalten, den man zwar dort fast alle Tage im Sommer haben kann, der aber doch immer einen schmerzlichen Eindruck macht. An der Straße, auf dem Trottoir, saß ein Weib mit zwei Kindern, einem Buben und einem Mädchen, und weinte bitterlich. Die drei waren nicht gekleidet, wie man es in New-York zu sehen gewohnt ist, sondern nach Art der Bewohner der kleineren Städte in Norddeutschland.

„Was weinst du Frau?" fragte Louis, vor ihr stehen bleibend. „Ich meine, ich habe dich schon gesehen. Bist du nicht mit dem Schiffe „Herschel'' heute angekommen? Warum bist du nicht in deinem Wirthshaus, wohin auch die Andern gegangen sind?"

„Ach, ich habe kein Geld," klagte die Frau, „und der Wirth hat mich fortgejagt, ich soll wo anders mein Unterkommen suchen; denn unsern einzigen Koffer mit unsern paar Kleidern konnte ich ihm doch nicht versetzen."

„So sind die Leute," eiferte Louis. „Kommen von Deutschland herüber, und haben nicht einmal mehr so viel in der Tasche, um nur ein Nachtquartier zu bezahlen. Es ist Gottsvergessen!"

„Oh, wir hätten schon was, wenn nur der Vater da wäre," rief jetzt der Knabe dazwischen. Es war ein klug aus-

sehendes Bürschchen von etwa acht oder neun Jahren, das sich recht patzig hinstellte.

„Und wo ist dein Vater?“ fragte nun French Louis.

„Ach, der ist uns vorausgereist,“ seufzte die arme Frau, um sich nach einer Brodstelle umzusehen. Er muß schon vier oder sechs Wochen hier seyn, und wollte uns am Schiffe abholen, da er wußte, mit welchem Schiffe wir abgingen.“

„Und der Schurke ist nicht gekommen?“ donnerte Louis, „dem Kerl schlitz ich die Ohren auf, wenn ich ihn treffe. Aber kommt Frau, nehmet Eure Kinder an die Hand; ich will Euch auf ein paar Tage Obdach verschaffen, denn auf der Straße könnt Ihr nicht campiren. Vielleicht kommt Euer Mann doch noch, wo nicht, so müßt Ihr euch eben um Arbeit umsehen.“

„Das will ich gleich Morgen thun,“ rief wieder das kleine Bürschchen, indem es sein Haupt ganz muthig erhob. „Ich werde schon etwas finden, Mutter, und dann ernähre ich dich und die Schwester. Weine jetzt nur nicht mehr.“

French Louis lachte. Er langte in die Tasche und gab dem kleinen Kerl einen Fünffrankenthaler. „Da hast du einmal etwas zum Anfang,“ sagte er, „vielleicht kann ich mehr für dich thun, wenn du mich morgen besuchst.“ Dabei gab er ihm seine Karte, um zu sehen, ob der Knabe lesen könne. Aber der hatte schon den Namen French Louis, und die Wohnung desselben heruntergelesen, nachdem er die Karte kaum empfangen.

Louis führte die Frau mit ihren Kindern in ein Gasthaus und zwar gerade in dasselbe, wo sie der Wirth nicht hatte behalten wollen. Er warf ein Goldstück auf den Counter. „Ich denke, das sollte auf drei Tage langen, Jean,“

sagte er zum Wirthe. „Wenn du mir aber wieder eine arme Frau mit Kindern auf die Straße setzst, weil sie nicht genug Geld haben um für's Uebernachten bezahlen zu können, so will ich dir ein's versetzen, daß du deiner Lebtag daran denkst. Hast du mich verstanden?"

Der Wirth erschrack bis in den Tod. Er wollte dem Louis das Goldstück wieder aufdringen und die Frau nicht blos drei, sondern acht Tage lang umsonst behalten, um den Louis nicht zu ärgern. Aber dieser war schon wieder auf der Straße, nicht aber ohne daß er bemerkt hätte, wie auch Franz dem muthigen Knaben ein Geldstück zusteckte.

Sie schritten lustig weiter. „Jetzt wissen wir nicht einmal, wie die arme Frau heißt," rief plötzlich Louis. 'S ist mir eigentlich nicht wegen ihres Namens, sondern wegen des Namens des Schuftes, der sie ohne Zweifel im Elend sitzen läßt."

Wie der Blitz war er wieder im Gasthof. „Wie heißt dein Vater, Junge?" rief er dem Buben zu.

„Johannes Blümlein," war die Antwort.

In einer Minute war French Louis wieder bei Franz, aber auf dem ganzen Wege sprach er kein Wort. Der Name Johannes Blümlein wollte ihm nicht aus dem Kopfe.

Herr Dyer wohnte in dem hübschen Hotel, das sich an der Ecke des Parks und der Beckmannsstreet auf zwei Seiten ausdehnt. Sein Zimmer hatte die Aussicht auf Cityhall hin. French Louis ließ sich kaum Zeit zu den gewöhnlichen Begrüßungen. „Franz," rief er, „beschreibe noch einmal die Orden, welche die beiden Schlingel trugen."

Franz that es.

„Nicht wahr, sie sind's?" rief wieder Louis. „Oh,"

setzte er hinzu, als Herr Dyer die Frage bejahte, „ich wußte es längst, aber ich wußte nicht, zu welchem Zwecke der Diebstahl deutscher Orden benützt werden würde. Jetzt weiß ich es so ziemlich. Nun, Franz, beschreibe einmal die beiden Herren, oder vielmehr nur den Einen; denn den Andern, den Herrn Johannes Blum, den Vetter Robert Blums, den Helden von Wien, Berlin und Dresden kenne ich zur Genüge."

Franz that, wie ihm geheißen.

„Nicht wahr, fuchsrothe Haare, eine blaurothe Nase und ein plumpes, gemeines Aussehen, mehr wie ein irländischer Trunkenbold und Lumpenstrolch, als wie ein Gentleman sich benehmend? Ich wußte es längst, daß er der Dieb ist, aber ich wußte nicht, was er für eine Rolle mit dem „Fund" spieten wollte. Und nun erlauben Sie mir eine Frage und eine Bitte an Sie, Herr Dyer, „fuhr er mit bewegter Stimme fort. „Wollen Sie einem ehrlichen Manne, wie der Franz Mayer hier ist, und einem Taugenichts von Raufbold, wie ich Einer bin, beistehen, das höchste Glück ihres Lebens zu erwerben? Wollen Sie ihnen beistehen, die Einwilligung ihrer widerspenstigen Schwiegerväter zu erwerben und zwar auf rechtlichem, geradem Wege? Wollen Sie zwei Paare glücklich machen, und deren Dankbarkeit auf immer erringen? Gewiß, gewiß wollen Sie das! Nun denn, Sie haben mir erzählt, wie der Mann, den wir hier gewöhnlich Dutch-Jakob heißen, Ihnen ein Stück Californiaerz abkaufte; Sie haben mir gesagt, daß er später wieder zu ihnen gekommen sey mit einem neuen Anliegen; — gut, gehen Sie auf dieses Anliegen ein; empfangen Sie den Dutch-Jakob noch einmal, wenn er sich bei Ihnen meldet, und bewilligen Sie ihm alle seine Forderungen. Wir

wollen ihn in seiner eigenen Schlinge fangen. Wann wollte er wieder zu Ihnen kommen?"

„Heute!" erwiederte Herr Dyer. „Sie wissen ja, daß ich nichts thun wollte, ehe ich mit Ihnen gesprochen. Es fiel mir schon damals auf, wie er das erste Golderz von mir kaufte; wie er jedoch das zweite Mal kam, um noch mehr Golderz zu kaufen, und wie er gar nachher von mir haben wollte, ich solle ihm künstliche Goldadern in gewöhnlichen Kalkstein hineingießen, daß es wie natürliches Golderz aussehe, da kam mir das Ding doch ein wenig spanisch vor. Deßwegen benachrichtigte ich Sie von der Sache."

„Und heute ersuche ich Sie inständig," versetzte Louis; „verkaufen Sie ihm Golderz, so viel er will. Machen Sie ihm künstliche Goldadern in sein Gestein, wenn er es wünscht. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, Sie helfen zu keinem Verbrechen, sondern umgekehrt, zu Verhütung eines solchen, und überdieß zu dem Glück von uns beiden. Aber so wahr ich lebe," setzte er plötzlich hinzu, einen Blick durch's Fenster werfend, „da kommt er den Park herunter. Franz, ist das dein Mann? Der Begleiter des Johannes Blum?"

Richtig war er es. Nur trug er damals eine weiße Kravatte und einen schwarzen langen Rock, während er heute in seinem gewöhnlichen Anzug herumlief. Franz erkannte ihn ganz deutlich, besonders wie er, auf das Hotel zugehend, immer näher kam.

„Er kommt herauf," sagte Herr Dyer. „Treten Sie in dieses Nebenkabinet; so können Sie alles mitanhören."

„Ich möchte ihm lieber den Hals umdrehen," meinte Louis; „aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

Kaum war die Thüre des Nebenzimmers hinter Franz und Louis geschlossen, so trat Dutch-Jakob ein. Er hatte einen schweren Pack unter dem Arm, den er nur mühsam mitschleppte.

„Sie halten Wort, mein Herr," rief ihm der Californier entgegen. „Sie sind auf die Minute eingetroffen, wie Sie gestern sagten."

„Und Sie?" meinte Dutch-Jakob, indem er sich anstrengte, artig und höflich zu seyn. „Wie ist's mit Ihnen? Können Sie mir das Verlangte liefern? Ich würde Ihnen unendlich dankbar seyn."

„Ich denke, es wird gehen," versetzte Herr Dyer; „zwar ächtes californisches Golderz habe ich nur noch wenig. Das Meiste ist verkauft bis auf einige besonders schöne Stücke, die ich mit mir nach Deutschland zu nehmen gedenke. Doch steht Ihnen immer noch eine kleine Quantität zu Diensten. Was aber das Einlegen von Goldadern in gewöhnlichen Stein anbelangt, so geht dieß wohl, wenn man einen Goldschmelztiegel besitzt. Hier in meinem Hotel jedoch gehen mir solche Apparate ab."

„Oh, wenn sonst kein Hinderniß da ist," rief Dutch-Jakob eifrig, „so kann ich leicht dienen. Ich habe einen Freund, einen Apotheker, der gibt Ihnen mit Vergnügen, wessen Sie bedürfen. Alle seine Tiegel und Retorten stehen Ihnen zu Diensten, nebst seinem Laboratorium. Ich hätte aber hiebei einen besonderen Wunsch. Das Gold sollte in eine besondere Steinart eingelassen werden, nämlich in diejenige, welche ich Ihnen hier mitgebracht habe."

Mit diesen Worten enthüllte er das Paket, das er bei

sich trug, und zum Vorschein kam ein großer Kalkstein, der wenigstens seinen halben Centner wog.

„Das ist die Sorte goldhaltenden Steins, deren ich bedarf," setzte er hinzu.

Herr Dyer lachte laut auf, wie er diese gewaltige Steinmasse erblickte. „Da braucht man ja wenigstens sechs Pfund Gold," meinte er, „um diesen Stein mit den gehörigen Goldadern ganz zu durchziehen. Das wird schwer Geld kosten."

„Oh, nicht doch," erwiederte Dutch-Jakob, etwas ängstlich auf seine Steinmasse herabblickend. „Ich meine, man sollte nur außen herum einige kleine Adern anbringen. Möchte nicht mehr daran rücken, als höchstens hundert Thaler. Ich will nur den Spaß haben, Jemanden glauben zu machen, daß der Stein goldhaltig sei; auf das „Viel oder Mehr" kommt's hier nicht an; es handelt sich blos darum, zu beweisen, daß veritables, ächtes Gold im Steine enthalten ist."

„Aber, mein Freund," entgegnete der Californier, „jeder nur halbwegs Sachverständige wird im Augenblicke einsehen, daß *diese* Gattung Stein in seinem Leben kein Gold halten *kann*. Es widerspricht allen Gesetzen der Natur, daß Kalkstein goldhaltig sei."

Dutch-Jakob kratzte sich hinter den Ohren; aber bald klärte sich sein Gesicht wieder auf. „Ich denke," sagte er, „daß es viele New-Yorker gibt, die nicht einmal wissen, was Kalkstein ist und was nicht. Noch viel weniger wissen sie etwas von den Gesetzen der Natur, und ob Kalkstein Gold enthalten könne oder nicht. Die Hauptsache ist, die Goldadern so auf den Stein hinzupracticiren, daß es den Anschein hat, als ob

die Natur sie da hätte wachsen lassen. Wenn Sie das können, so ist Alles gut."

„Nichts leichter, als das," meinte der Californier dagegen. „Man höhlt mit dem Stichel dünnere und breitere, oberflächlichere und tiefere, sich hin- und herschlängelnde Linien aus, in welche man das geschmolzene Gold gießt, und in denen es dann mittelst eines Silberkitts festgemacht wird. Selbst geübte Augen können dadurch getäuscht werden. Aber, ich habe nur noch Einen Anstand. Zu welchem Zwecke wollen Sie diese Täuschung benützen? Ich möchte um alle Welt nicht in eine Kriminal-Untersuchung verwickelt werden."

Dutch-Jakob antwortete nicht im Augenblicke, sondern zog zuerst bedächtig sein Taschenbuch, das nicht übel mit Banknoten gespickt schien, und legte zuerst eine Hundertthalernote und dann eine Fünfzigthalerbill auf den Tisch. „Die erste ist für das Gold, welches Sie brauchen," meinte er, „die zweite für Ihre Mühe. Um diesen Preis werden Sie es schon wagen können. Ueberdieß weiß ja kein Mensch, daß Sie den Schmelzungsprozeß vorgenommen haben, und, — und das Ganze ist nur ein Spaß, ein ganz unschuldiger Spaß, eine Wette, die ich eingegangen habe, nichts weiter."

Meister Dyer schien beruhigt. „Bis wann müssen Sie die Sache fertig haben?" fragte er, den Stein, welchen Dutch-Jakob mitgebracht hatte, auf die Commode legend.

„Längstens bis Sonntag Abend," war die schnelle Antwort. „Am Montag wird die Wette entschieden. Am Sonntag muß ich daher über das Golderz verfügen können. Ich hoffe, daß Ihnen der Termin nicht zu kurz ist?"

Der Californier beruhigte ihn hierüber, und so schieden

sie, nachdem Dutch-Jakob noch den Apotheker genannt hatte, bei dem die Arbeit vorgenommen werden könne, dem Anscheine nach ganz zufrieden mit einander.

Gleich darauf machten French Louis und Franz Mayer wieder ihre Erscheinung.

„Der Schurke," rief Louis mit hocherrötheten Wangen. „Der kalte, niederträchtige Schurke! Ich wollte ihn noch entschuldigen, wenn es blos auf einen gewöhnlichen Betrug abgesehen wäre; allein es kommt ihm gar nicht darauf an, ganze Familien in's Elend auf ihr Lebtag zu stürzen, wenn er nur einiges Geld damit erwerben kann. Doch ich hab' ihn, ich hab' ihn ganz sicherlich. Er soll nicht blos seinen Zweck nicht erreichen, sondern seine Niederträchtigkeit soll uns Allen, wenigstens dem Franz und mir zum Heile gereichen, und Sie Herr Dyer werden dann das Bewußtseyn mit sich nehmen, durch Ihre Aufopferung ein halb Dutzend Menschen glücklich gemacht zu haben."

In diesem Augenblicke klopfte es an die Thüre, und einer von Louis Leuten trat herein. Er flüsterte seinem Anführer ein Paar Worte zu, die dieser eben so leis erwiederte, und entfernte sich dann schleunigst wieder.

„Sie sind pfiffiger, als ich vermuthet hätte," erklärte nun French Louis. „Der Kutscher, mit dem der alte Waters die beiden Mädchen entführt hat, ist nicht mehr in der Stadt. So kann ich's also auf diesem Wege nicht herausbringen, wohin die Mädchen gebracht worden sind; aber ich bring's doch heraus und von heute bis Montag ist's noch lange Zeit. Am Ende sind die Mädchen auch nicht so auf den Kopf gefallen und finden Mittel und Wege, mir eine Nachricht zukommen lassen

zu können. Doch es ist Zeit, daß ich nicht mehr in Räthseln spreche, sondern Euch haarklein Alles auseinandersetze. Natürlich gebt Ihr mir Euer Wort darauf, keine Sylbe von Allem verlauten zu lassen."

Er schellte nun dem Zimmerkellner und bestellte Wein und Erfrischungen.

„Sie entschuldigen, Meister Dyer," sagte er mit seiner gewinnendsten Miene, und in diesem Augenblicke schien er nicht mehr French Louis, der Loaferkönig, zu seyn, sondern ein fein gebildeter Gentleman, der sich nur in gebildeten Kreisen zu bewegen gewohnt war. „Sie entschuldigen, aber meine Kehle ist ganz eingetrocknet und meine Erzählung droht ein wenig lang zu werden. Da schwatzt sich's weit besser bei einer Flasche Champagner und einer guten Havannahcigarre."

Lange saßen sie bei einander, der Erzählung des Louis horchend, und nicht wenig wunderten sie sich über seine Enthüllungen in Beziehung auf die Pläne des Bergwerk-Direktors und seines Verbündeten. Am Ende trennten sie sich, als wären sie treue, langjährige Freunde.

„Ich hoffe, es soll Euch gelingen," sagte Herr Dyer, dem Louis kräftig die Hand schüttelnd. „Was von meiner Seite gethan werden kann, soll geschehen und mit wahrem Vergnügen geschehen. Ich sehe Louis, Sie bergen unter Ihrer etwas wilden und rauhen Außenseite ein Herz, dessen sich nur Wenige rühmen können. Vielleicht macht Sie später der Ehestand etwas zahmer und erinnert Sie öfter an die Schranken des Gesetzes, die Keiner zu lange ungestraft übertritt."

French Louis lachte, aber schüttelte mit dem Kopfe.

Johannes Blum, der Neffe Robert Blums, der Held in vielen Schlachten, saß in seiner ärmlichen Stube, die er sich gemiethet hatte und weinte bitterlich. Er hatte ein Zeitungsblatt vor sich liegen, aber er las nicht darin, denn seine mit Thränen gefüllten Augen konnten nicht sehen. Er seufzte und schluchzte so laut, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

„Oh! Was bin ich doch für ein erbärmlicher, elender Wicht!“ klagte er. „Jetzt kommen Weib und Kind an, und ich darf ihnen nicht entgegengehen, darf sie nicht grüßen und herzen, weil ich sonst im Augenblick verrathen und verkauft wäre, wenn man erführe, wer ich eigentlich bin! Oh, was soll ich beginnen, wie soll ich mir helfen! Hätt' ich mich nie mit dem Teufel eingelassen, wie wohl wäre mir's jetzt, auch ohne einen Kreuzer in der Tasche; aber jetzt bin ich verloren, auf Zeit und Ewigkeit verloren! Mein Weib, meine Kinder werden im Elend verkümmern und ich wandere am Ende in's Zuchthaus, wohin ich wegen meiner Schlechtigkeit eigentlich schon lange gehöre. Und Er, der mich zu allem dem beredete, Er, der meine Schwachheit, meine Ruhmrednerei, mein Großmaul benützte, um mich in diesen Sündenpfuhl hineinzurennen, Er verläßt mich jetzt! Heilig und theuer hatte er mir versprochen, wenn dieser Fall eintrete, mir zu helfen und die Sache in's Geleis zu bringen, und jetzt, da sitz' ich armer Wicht, und der Teufel, dem ich mich ergeben, verläßt mich und verlacht mich am Ende noch! Oh, mein Weib, meine Kinder, ach wäre ich nie geboren!“

So seufzte er fort und fort und die Thränen floßen reichlich dazu. Endlich stürmte es die Treppe herauf und die Thüre ward aufgerissen. Es war der Oberbergwerks-Direktor, der so ohne Umstände eintrat.

„Victoria!“ rief dieser. „Alles geht vortrefflich. Gerade komme ich von dem Californier und er hat mir Alles versprochen. Bis nächsten Sonntag bekomme ich die Golderzstücke und den mit Goldadern durchzogenen Stein. Am Montag empfangen wir den Herrn Waters auf unserer Goldgrube, und es müßte der Teufel sein Spiel dabei haben, wenn wir ihn nicht überzeugten, daß hier Millionen zu gewinnen sind. Dann gibt er uns einen Wechsel auf seine Bank, damit wir das Werk ausbeuten und gleich drauf geht's über alle Berge. Ich für meinen Theil gehe nach Californien, wo sie mich in hundert Jahren nicht finden sollen. Victoria! Victoria!“

Je lauter aber der „Victoria“ rief, um so lauter heulte der Johannes Blum, und es war ein sonderbarer Gegensatz zwischen den zwei Männern, die sich doch vereinigt hatten, einen Theil von Westhobocken in einen Goldberg zu verwandeln. Endlich merkte der Oberbergwerks-Direktor in seinem Glücke, daß sein Associé ganz anders gestimmt sei.

„Kerl,“ rief er, „was seufz'st und flennst du, wie ein altes Weib. Was ist dir in die Kehle gefahren, daß du thust, wie eine Frau, deren erster Mann gestorben ist?“

Aber der gab keine direkte Antwort, sondern heulte und klagte nur noch lauter. „Alles ist entdeckt!“ rief er schluchzend dazwischen. „Alles ist verloren! Das Schiff Herschel ist angekommen, Weib und Kinder sind angekommen. Wir sind geschlagene Leute. Morgen geht's direkt in's Zuchthaus!“

„Das Schiff Herschel ist angekommen?“ fragte nun seinerseits ziemlich verdutzt der Oberbergwerks-Direktor. „Woher weißt du denn das?“

Johannes Blum reichte ihm stillschweigend das Zeitungs-

blatt, welches vor ihm lag und worin, wie gewöhnlich, alle Schiffnachrichten verzeichnet standen.

„Und du bist am Ende in der Greenwichstreet gewesen," fragte der Oberbergwerks=Direktor weiter, als er sich von dem Factum überzeugt hatte. „Du hast am Ende Weib und Kind in Empfang genommen und man weiß nun, wer du bist und wie du heißst? Hab' ich dir denn nicht verboten, einen solchen Schritt zu thun? Hab' ich dir nicht erklärt, daß ich, wenn dein Weib ankäme, schon für das Weitere sorgen würde? Und nun gehst du Tropf her und setz'st Alles auf's Spiel, blos um ein Weib und ein paar Kinder zu begrüßen? Kerl, was soll ich mit dir anfangen?"

Der Oberbergwerks=Direktor war ganz zornig geworden und dabei funkelten seine Augen so wüthend, daß Johannes Blum jeden Augenblick fürchtete, derselbe werde mit seinen Fäusten über ihn herfallen.

„Aber ich bin ja gar nicht in der Greenwichstreet gewesen," gab Johannes Blum ganz kleinlaut zur Antwort. „Das ist ja eben mein Jammer, daß ich Weib und Kind im Elend sitzen lassen muß, um nicht in's Zuchthaus zu wandern!"

Dem Oberbergwerks=Direktor war es, als fiele ihm ein schwerer Stein vom Herzen. „Also du warst noch nicht unten?" rief er. „Du Dummkopf von einem Feigling, wie magst du dann sagen, es sei Alles entdeckt und Alles verloren? Mensch, ermanne dich! In acht Tagen hat Jeder von uns so viel, daß er für die Zukunft davon leben kann. Für solch' einen Zweck wirst du doch noch Etwas thun können? Was liegt denn dran, ob du deine Frau ein paar Tage bälder oder später siehst? Kannst du ihr doch nachher ein sorgenfreies Leben

bieten, ein Artikel, den sie wahrscheinlich in ihrem Leben bis jetzt nicht kannte. Allons! Auf! Muth gefaßt, mein Junge. Ich bring' Alles in's Geleis."

Er ging einige Zeit in dem kleinen Zimmerchen auf und nieder wie zum Ueberlegen.

„Sie muß fort," sprach er endlich; „muß aus der Stadt hinaus. Sonst machst du einen dummen Streich und suchst sie auf und entdeckst Alles. Haben wir erst unser Schäfchen im Trockenen, dann magst du den zärtlichen Ehemann spielen, so lange du willst. Aber für jetzt können wir keine Weiberzungen brauchen."

„Und wohin willst du sie thun?" fragte Johannes Blum. „Etwa in eines der schlechten Häuser, mit denen du bekannt bist? Das leide ich nicht. Ich will zugeben, daß zu unserer Sicherheit ihre Entfernung auf acht Tage nöthig ist, aber dann soll sie wenigstens ehrenwerth untergebracht seyn."

„Was sagst du zu Washington-Cottage?" frug der Oberbergwerks-Direktor. „Hast du nicht gehört, wohin der alte Herr Waters seine und Löfflers Tochter bringen wollte? Ich denke, wo diese zwei Frauenzimmer anständig existiren können, kann es deine Frau auch. Zudem, je mehr ich mir's überlege, um so mehr gefällt mir der Platz. Er steht in gutem Ruf, als weibliche Pensionsanstalt, und liegt in einem andern Staate, im Jerseyischen, überdieß nicht weit von Westhoboken. Käme je von unserer Geschichte irgend etwas zu bald an den Tag, so ist's besser, wir befinden uns nicht auf New-Yorker Grund und Boden; dann müssen wir erst von dem Gouverneur des Staats Jersey requirirt werden, denn die New-Yorker Polizei darf nicht über den Hudson hinüber. Eine solche

Requisition nimmt Zeit weg, und einstweilen sind wir mit sammt deinem Weibe über alle Berge."

„Aber wie sollen wir sie dahin bringen?" fragte wieder Johannes Blum, und seine Stimme zitterte fast. „O ich wünschte ich hätte mich nie so weit eingelassen. Du bist ein schrecklicher Mensch, Jakob, du fürchtest den Teufel und die Hölle nicht: aber ich wollte lieber, ich läge im Grabe, denn ich ahne es, die Sache nimmt kein gutes Ende."

„Nichts einfacher als das," versicherte der Oberbergwerks-Direktor dagegen. „Du bist halt ein Hasenfuß und hast das Herz einer Taube. Aber, da setz dich gleich hin und schreib deiner Angetrauten, daß du in wichtigen Geschäftssachen verreist seyest, und erst in acht Tagen zurückkehren könnest. Einstweilen habest du deiner Frau und deinen Kindern ein freies Pensionat ausgemacht, wo sie dich erwarten sollen. Dein Freund, der Herr Oberbergwerks-Direktor (das bin nämlich ich), werde die Güte haben, sie dahin zu geleiten. So, das wird's thun. Natürlich kann ich eben so wenig als du, selbst in die Greenwichstreet gehen, um die Frau abzuholen, denn es ginge mir schlecht, wenn mich die Buben dort erwischten, aber ich schicke einen Karrenfuhrmann, oder nein, noch besser, eine Droschke mit deinem Briefe hin. Deine Frau logirt natürlich mit ihren Kindern im nämlichen Emigrantenhause, wo die andern Passagiere des Herschel untergebracht sind. Dort holt sie der Kutscher ab, in Jerseycity setze ich mich ein, und bringe sie nach Washington-Cottage und ich will schon dafür sorgen, daß sie von der Inhaberin der Cottage nicht hinausgelassen wird, bis du sie abholst. Das ist ein ganz einfacher, präch-

tiger Plan. Wir sind aller Entdeckungssorge los und du hast überdem als zärtlicher Ehegatte gehandelt."

So geschah es auch. Herr Johannes Blum mußte sich bequemen und schrieb den Brief. Eine halbe Stunde darauf hatte ihn ein Drotschkenführer in Händen und einige Minuten nachher hielt derselbe vor dem Gasthause, in welches French Louis die Frau Blümlein einquartirt hatte. Für Einen, der in New-York bewandert war, war es ja so leicht, das Gasthaus zu erfragen, worin die Emigranten, so mit dem Herschel herübergekommen, wie ein Trupp Lastthiere zusammen untergebracht worden waren.

Wie freute sich Frau Blümlein, als sie den Brief ihres Mannes erhielt! So war sie also doch nicht von ihm verlassen! So lebte er, und lebte in guten Umständen und ging schon seinen Geschäften nach! Sie hatte immer einigen Zweifel darein gesetzt, ob er in dem fremden Lande reussiren werde, denn sie kannte seinen schwachen, leichtsinnigen Charakter, sie wußte, wie viel reicher er an Worten und Großprahlereien war, denn an Thaten und Anstrengungen; aber sie hatte ja den Beweis nun in Händen; er mußte hier ein ganz anderer geworden seyn, als er drüben war!

Wie schnell war der Koffer gepackt! Wie leicht fühlte sie sich, als die Rechnung mit dem Wirthe abgemacht war, der sie Anfangs nicht hatte behalten wollen! Nur der kleine Bursche, ihr Sohn, wollte ihr Schwierigkeiten machen, denn er behauptete, die Dankbarkeit erfordere es, zuvor den Herrn, der ihnen so viel Gutes erwiesen, und ihm einen Fünffrankenthaler geschenkt, auch ihnen Beschäftigung versprochen habe, aufzusuchen und ihm von dem Geschehenen Mittheilung zu machen. Doch

bald ließ sich der Knabe beruhigen, als ihm die Mutter versprach, daß er, seyen sie nur erst mit dem Vater vereinigt, ohne allen Zweifel den Herrn aufsuchen dürfe.

In Jerseycity angekommen, gesellte sich der Herr Oberbergwerks-Direktor zu ihnen. Wie fragte sie erst diesen aus! Wie erkundigte sie sich bei ihm, wie es ihrem Mann gehe, wo er jetzt sey, in was seine Geschäfte bestehen, ob er gewiß in acht Tagen zurückkehren könne! Freilich kam ihr der Herr etwas wortkarg vor, auch hatte sie sich von einem Oberbergwerks-Direktor einen ganz andern Begriff gemacht; allein in Amerika war ja Alles anders, als in Deutschland, warum sollten nicht auch die Oberbergwerks-Direktoren anders seyn?

Endlich kam man in Washington-Cottage an. Der Herr Oberbergwerks-Direktor verfügte sich alsobald in's Innere des Hauses; der Kutscher hob den Koffer herab und fuhr weiter, da er seine Bezahlung schon in Händen hatte; die Frau wartete mit ihren Kindern vor dem Hause. Sie wußte nicht, ob sie hineingehen solle oder nicht.

Es stand einige Zeit an, ehe der Herr Direktor wieder zum Vorschein kam. Die Inhaberin des Pensionats machte ihm einige Schwierigkeiten.

„Ich nehme kein deutsches Lumpengesindel," sagte sie. „Der Ruf meiner Pension leidet darunter. Und zudem versteht kein Mensch im ganzen Hause ein Wort deutsch."

„Thut alles nichts," erwiederte der Direktor kurz angebunden. „Sie können die Frau mit ihren Kindern halten, wie Sie wollen; Sie können sie zum Arbeiten verwenden, wenn es Ihnen beliebt; nur geben Sie ihr zu essen, daß sie nicht Hungers stirbt und lassen Sie sie nicht zum Loche hin-

aus. Dafür bezahle ich Ihnen für eine Woche zehn Thaler und das ist übrig genug."

„Wie? Was?" rief die Dame entsetzt. „Zehn Thaler? Da gehen Sie in ein Kosthaus in der Stadt, dort können Sie es am Ende noch wohlfeiler haben. Nein, nein, ich nehme sie nicht. Machen Sie, daß Sie mit ihr aus meinem Hause kommen."

„Soll ich?" fragte nun der Herr Direktor seinerseits mit einem höhnischen Lächeln. „Soll ich in der That? Und soll ich vielleicht auch zum Sheriff von Jerseycity gehen und ihm ins Ohr flüstern, daß Sie eine Dame, Namens Silly Waters, widerrechtlich in Gewahrsam halten? Soll ich ihm weiter erzählen .... ?"

„Still, um Gotteswillen still!" eiferte jetzt die Pensionats-inhaberin, zum Tode erschrocken. „Woher wißt Ihr! Ihr müßt der Teufel selbst seyn. Gebt das Geld, und meinetwegen will ich das Weib um das Bagatell vierzehn Tage lang füttern."

Sie führte ihn nun in den untern Raum, wo die „gefangenen Pensionärinnen" aufbewahrt wurden. Es war nur noch ein kleines Zimmerchen frei, das zugleich einen Ausgang in den schmalen, von einer hohen Mauer umgebenen Gemüsegarten hatte, und sonst einem Dienstboten, der das Gartengeschäft besorgte, zur Schlafkammer diente.

„Ich will ein gutes Bett hineinschaffen lassen," sagte die Frau, weil sie sah, daß die Aermlichkeit der Meublirung auffallen müßte.

„O, ein Bund Stroh oder Heu mags auch thun," lachte der Oberbergwerks-Direktor. „Ich kümmre mich den Teufel

darum. Wenn die Frau nur vor acht Tagen nicht von hier wegkömmt. Aber ich denke, das Zimmerchen hier wird's thun. Die Frau kann im Garten arbeiten; das vertreibt ihr die Langeweile. Ueber die hohe Mauer kann sie nicht hinaus und die Thüre, die in's Haus hinauf führt, haltet Ihr gut verschlossen. Verständlich machen kann sie sich auch mit Niemand, so wird sie wohl gerne oder ungerne dableiben müssen."

Nun erst ward Frau Blümlein hereingerufen und in ihr neues Appartement geführt. Wohl mochte ihr die Beschaffenheit desselben auffallen, wohl mochte sie es vielleicht mit ihren Vorstellungen über das jetzige Loos ihres Mannes nicht in Einklang bringen, allein — zu Worten hatte sie keine Zeit, denn ehe sie sich's versah, war der Herr Oberbergwerks-Direktor verschwunden und die Thüre hinter ihr geschlossen.

Von dem Diener, der ihr kurz darauf eine frugale Mahlzeit und ein schlechtes Bett brachte, konnte sie nichts herausbringen, denn sie verstand ihn ebensowenig, als er sie; er sprach ja blos englisch! Ihr einziger Trost war noch, daß sie in das schmale Gärtchen gelangen konnte, das von der hohen Mauer umschlossen war. So hatten ihre Kinder doch ein Plätzchen zum Spielen!

Als Silly und Fanny das Schloß hinter sich zufallen hörten, welches sie in ihrem Erdgeschoßgemach in Washington-Cottage einschloß, waren sie zuerst vor Schreck außer sich. Es war ein mächtiger Schrei der Angst, den sie ausstießen! Dann riefen sie laut, so stark sie konnten, um Hülfe, und als auch hierauf keine Antwort erfolgte, rüttelten sie an der Thüre, um diese mit Gewalt aufzureißen, aber sie widerstand leicht ihren

beiderseitigen Anstrengungen. Nunmehr setzten sie sich verzweiflungsvoll auf das breite Bett, das im Zimmer stand und sahen sich an, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Silly faßte sich zuerst ein wenig.

„Was soll das bedeuten?" rief sie, ihre Gefährtin angstvoll betrachtend. „Fanny, um Gott, so gib doch Antwort, was soll das bedeuten!"

Aber Fanny wußte keine Antwort zu geben, außer mit ihren Thränen. Bald vereinigte auch Silly die ihrigen mit denselben und so saßen sie lange schluchzend Arm in Arm. Endlich hörten sie Tritte. Sie kamen näher. Die Thüre wurde von Außen geöffnet, und in Begleitung eines Dieners trat die Dame vom Hause ein. Beide trugen Erfrischungen: Thee, Butter, Brod, kalte Küche. Auch eine Flasche Wein fehlte nicht. Der Diener stellte sich an der Thüre auf, welche die Dame hinter sich wieder verschlossen hatte. Wie von einer Kugel emporgeschnellt, so schnell standen Silly und Fanny vor der frommen Frau.

„Wo ist mein Vater?" rief Silly. „Wer hat es gewagt, uns hier einzusperren? Im Augenblick öffnen Sie die Thüre, oder Sie haben sich die Folgen selbst zuzuschreiben!"

Silly sprach sich ganz athemlos und trat sofort entschlossen auf die Thüre zu, um diese mit Gewalt zu öffnen, aber die fromme Inhaberin des Pensionats hatte bereits den Schlüssel abgedreht und in ihre Tasche gesteckt.

„Nur gemach, meine Fräulein," sagte sie höchst kaltblütig; denn sie mochte wohl an derlei Scenen längst gewöhnt seyn. „Alles hübsch der Ordnung nach. Was zuerst Ihren Herrn Vater betrifft, so ist er längst wieder nach New-York gefahren.

Was sodann zweitens Ihre Einsperrung hier anbelangt, so geschah dieselbe auf Befehl Ihres Herrn Vaters. Und was endlich die Oeffnung der Thüre ...."

Doch Silly ließ sie nicht weiter sprechen. „Es ist eine Lüge, eine schändliche Lüge," schrie sie vor Zorn ganz außer sich, „daß ich auf Befehl meines Vaters hier eingesperrt seyn soll. Womit wollen Sie das beweisen? Und selbst wenn es so wäre, wer gibt meinem Vater das Recht, mich festzuhalten? Ich sage Ihnen noch einmal, nehmen Sie sich in Acht; die Folgen könnten unangenehm für Sie werden!"

„Und warum halten Sie mich gefangen?" rief jetzt Fanny dazwischen. „Hat etwa auch mein Vater Ihnen Auftrag dazu gegeben? Wir werden Sie wegen Menschenraubs verklagen. Sie sollen auf Zeitlebens in's Zuchthaus kommen!"

Die Dame zuckte blos mit den Achseln. Die Drohung berührte sie nicht im Geringsten. „Meine Fräulein," sagte sie endlich, „beruhigen Sie sich. Zu große Aufregung schadet der Constitution. Wenn Sie frei sind, so mögen Sie sich beklagen, so lange Sie wollen, falls Sie noch Lust dazu haben. Vorderhand aber bleibt es, wie es ist. Herr Waters wird Ihnen Morgen Ihre Kleider und Weißzeug senden, und Sie ohne Zweifel über Alles aufklären. So lange gedulden Sie sich. Einstweilen habe ich nur nach Ihren Wünschen zu fragen. Sie sollen mit Allem bedient werden, was Sie billiger Weise verlangen können. Es soll Ihnen keine Speise und kein Getränk mangeln, wornach Sie Lust haben. Auch ein Spaziergang ist Ihnen erlaubt, hier in dem hübschen Gärtchen vor Ihrem Zimmer. Nur einen weitern Ausflug kann ich Ihnen nicht gestatten, ebensowenig als Tinte und Papier. Darf ich

mich nach Ihren weitern Wünschen für heute erkundigen, oder genügt Ihnen, was ich Ihnen mitgebracht?"

„Nehmen Sie nur Ihre Speisen wieder mit," sagte Fanny entschlossen. „Wir werden nichts genießen, bis wir frei sind."

„O, Sie werden sich schon eines bessern besinnen," meinte die fromme Dame lächelnd. „Der Hunger ist ein guter Lehrmeister."

„Wohl," versetzte jetzt Silly ziemlich ruhig. „Ich will Ihr Recht, uns hier einzuschließen, jetzt nicht näher untersuchen. Sie haben die Gewalt und wir müssen uns fügen. Aber das sag' ich Ihnen, ich weiß Einen in der Stadt New=York, der brennt Ihnen das Haus über dem Kopf zusammen, sobald er erfährt, daß ich hier gefangen gehalten werde. Nun machen Sie, daß Sie fortkommen und lassen Sie sich nie wieder vor uns sehen."

„Ganz nach Belieben," erwiederte die Dame; „ich kann Ihnen Ihre Bedürfnisse eben so gut senden, als sie selbst bringen. Dafür aber werde ich Sorge tragen, daß der Eine, von dem Sie sprechen, kein Wort von Ihrem Aufenthalt hier erfährt."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, und die beiden Mädchen waren wieder sich selbst überlassen. Was sie für eine Nacht zubrachten, kann man sich denken. Es kam kein Schlaf in ihre Augen!

Den andern Tag war ihr Erstes, daß sie ihr Zimmer einer genauen Untersuchung unterwarfen; allein sie fanden Nichts, was sie hätte beruhigen können. Die Fenster waren mit starken Gittern versehen und gingen in ein schmales Gärtchen, das mit hohen Mauern umgeben war. Sie rüttelten an

den Gittern, aber dieselben gaben ihrer Ohnmacht nicht nach. Sie spähten nach Menschen, aber Niemand ließ sich blicken. Nur einmal kam eine Dienerin in den Garten, um Gemüse zu holen, allein als sie ihr riefen, drehte sie nicht einmal den Kopf, um ihnen zu antworten. Endlich kam jedoch eine Abwechslung. Der Expreßmann brachte den Koffer mit Kleidungsstücken für Silly, mit denen sich auch Fanny einstweilen behelfen sollte. Die weibliche Neugier verleugnete sich auch dießmal nicht. Der Koffer war kaum im Zimmer, so wurde er auch schon geöffnet; aber wie erstaunte Silly, als sie obenan ein an sie adressirtes Paket fand, worin die Briefe enthalten waren, welche sie an French Louis geschrieben hatte! Kein Wort, kein Buchstabe der Aufklärung stand dabei. Es waren einfach ihre Briefe. Wie kamen diese hieher? Die beiden Mädchen standen rathlos.

„Sollte Louis sie deinem Vater gegeben haben?“ sagte endlich Fanny. „Oder sollte er sie gar dir haben zurückgeben wollen?“

„Nie, nie!“ rief Silly entschlossen. „An Louis ist keine Falschheit. Er hat sie mir weder zurückgeben wollen, noch meinem Vater übergeben. Nein, nie und nimmermehr! Aber jetzt weiß ich's, gestohlen sind sie ihm worden und so hat sie mein Vater bekommen.“

„Du wirst Recht haben,“ bekräftigte Fanny; „und nun wissen wir auch, warum wir hier eingesperrt sind. Dein Vater hat uns hierhergebracht, um deine Bekanntschaft mit Louis abzubrechen, und mein Vater bezweckt dasselbe mit meinem Franz. O, nun ist mir Alles klar. Deßwegen sandte mich mein Vater mit einem Briefe zu deinem Vater! deßwegen wurden

wir eingeladen, hierher zu fahren, um die neuangekaufte Besitzung einzusehen! Das Alles war eitel Lüge."

„Mag es seyn wie es will," sprach Silly, sich feierlich erhebend; „mag mein Vater mich hier eingesperrt halten, so lange er will, ich schwöre, daß ich nie einem Andern angehören werde, als meinem Louis."

„Und ich nie einem Andern, als meinem Franz!" schwur Fanny.

Dann sanken sie sich in die Arme und bekräftigten ihren Schwur mit ihren Thränen. — Vor einer Stunde noch fühlten sie sich elend und verlassen in ihrer Gefangenschaft; jetzt befanden sie sich noch in derselben Gefangenschaft, aber sie waren nun nicht mehr unglücklich. —

Der dritte Tag ihrer Gefangenschaft brachte einige Abwechslung. Eine Frau mit zwei Kindern zeigte sich in dem schmalen Gemüsegärtchen. Die Kinder, ein Knabe von etwa neun Jahren und ein jüngeres Mädchen, spielten mit einander; die Mutter saß still und weinte. Es war eine ziemlich ärmlich gekleidete Frau mit tief eingefallenen Wangen. Unglück und vielleicht auch Mangel hatten hier tiefe Spuren zurückgelassen, und der Kummer schien schwer an ihrem Herzen zu nagen. Silly wickelte etwas Obst und Backwerk zusammen und warf es dem Knaben zu. Dieser ergriff es flink, lüpfte sein Käppchen und brachte das Päckchen seiner Mutter. Die Mutter drehte sich um und verneigte sich stumm, dann theilte sie das Backwerk und Obst unter ihre Kinder. Sie selbst genoß nichts davon.

Am vierten Tag erschien der Knabe allein. Weder seine Mutter noch seine Schwester begleiteten ihn. Er ging in dem

Garten herum und schaute sich Alles an, fast wie ein alter Soldat, der eine Gegend ausspioniren will. Hie und da pflückte er eine Beere.

„Komm' näher, Knabe," rief ihm Silly hinter ihrem Gitter zu; „ich will dir etwas geben."

Der Bube schüttelte aber blos mit dem Kopfe. Er hatte sie nicht verstanden, denn er verstand kein Wort englisch.

„Wo ist deine Mutter?" frug Silly weiter. „Oder hörst du nicht gut?"

Abermals schüttelte der Knabe mit dem Kopfe; aber dießmal antwortete er auf deutsch, daß er nicht wisse, was man ihn frage, weil es nicht deutsch sey.

Nun war es an Fanny, ihn auszufragen, und wie der Bube deutsche Leute hörte, so machte er einen Freudensprung fast so hoch, als er selbst war. Doch bald mäßigte er seine Freude und Thränen traten ihm in die Augen.

„Mutter ist krank, und kann das Bett nicht verlassen," sagte er. „Und Niemand im ganzen Hause versteht uns, denn sie sprechen Alle blos englisch. Das macht Mutter noch kränker. Wenn ich nur nach New-York könnte, so sollte es bald anders werden."

„Und wer hindert dich denn hinzugehen?" meinte Fanny.

„Sie haben uns eingesperrt," versetzte der Bube treuherzig näher tretend; „sie wollen es kaum leiden, daß ich nur lange im Garten herumgehe. Aber das würde mich nicht hindern; ich wollte doch hinauskommen; ich hab's mir schon ausgedacht. Allein ich kann doch die Mutter nicht verlassen, da sie von Jedermann verlassen ist, und das Schwesterchen ist noch viel zu klein, sie zu pflegen."

„Aber was wolltest du denn in New-York thun?“ fragte Fanny weiter, indem ihr ein unbestimmter Gedanke durch den Kopf ging. „Bist du denn dort bekannt?“

„O nein,“ erwiderte der Knabe keck, „wir sind ja erst vor vier Tagen von Deutschland angekommen. Aber ich kenne dort einen Herrn, einen großen, mächtigen Mann, der hat mir einen Fünffrankenthaler geschenkt, und sein Begleiter gab mir einen halben Dollar, und zu denen würde ich gehen, denn der große starke Mann mit dem schwarzen Barte hat mir versprochen, mir zu helfen, wenn ich zu ihm komme.“

„Aber du würdest den Weg nicht finden?“ frug die unerbittliche Fanny weiter. „Und noch viel weniger den Herrn, von dem du sprachst?“

„Ich?“ meinte der Knabe, sich stolz aufrichtend. „Ich fände den Weg noch viel weiter als nach New-York, und den Herrn French Louis finde ich auch, denn ich habe ja hier seine Karte.“

Dabei zog er die Karte hervor, welche ihm Louis gegeben hatte, und las laut die Adresse.

„Stille, stille,“ rief nun Fanny erschrocken, denn sie fürchtete, es möchte sie Jemand beobachten. „Geh' jetzt zu deiner Mutter, Knabe, und sag' ihr, sie solle getrost seyn, denn ihr soll geholfen werden. Ich bin ja auch eine Deutsche und werde mich ihrer annehmen.“

Der Knabe sprang schnell und fröhlich davon. Fanny aber fiel der Silly um den Hals und schluchzte laut, jedoch nicht vor Gram, sondern vor Freude.

„Silly, Silly,“ rief sie, „wir können befreit werden. Wir müssen, wir werden es in wenigen Tagen seyn.“

„Hat der Knabe nicht den Namen French Louis genannt?" fragte Silly eifrig. „Ich glaubte ihn so verstanden zu haben."

„Das hat er auch," erwiederte Fanny, „und wiederum bewährt es sich hier, daß eine gute That immer ihre Belohnung findet. Dein Louis ist ein großmüthiger, großherziger Mann; und nur diesem seinem wohlwollenden Wesen verdanken wir es, wenn wir frei werden."

Sie erzählte nun Alles, was sie den Buben ausgefragt und was dieser geantwortet hatte. „Und weißt du, was wir nun thun?" frug sie, als sie ihre Erzählung beendigt hatte. „Wir verlangen die arme, kranke Frau zu pflegen, um die sich doch Niemand kümmert, weil Niemand sie versteht, und dann spediren wir den Knaben über die Mauer oder durch die Mauer, oder wo er sonst glaubt hinauszukommen, damit er deinen Louis und meinen Franz aufsucht und dann sind wir gerettet."

„Wir wollen's wenigstens versuchen," versetzte Silly mit melancholischem Lächeln; „aber über und durch die Mauer geht's einmal nicht. Wenn der Bube keinen andern Weg weiß, so ist unser Plan eitel Wasser."

Als ihnen das Mittagessen gebracht wurde, verlangte Silly die Dame des Hauses zu sprechen und diese erschien in der That gleich darauf.

„Wer ist die kranke Frau nebenan, und warum wird ihr keine Hülfe?" fragte sie. „Wollen Sie sie morden?"

„O es ist nur eine arme deutsche Frau," versetzte die fromme Pensionsvorsteherin, verächtlich die Achseln zuckend. „Hätte ich nicht versprochen, sie eine Woche aufzubewahren, ich hätte sie schon längst auf die Straße geworfen. Man kann sich ja nicht einmal mit ihr verständlich machen."

„Aber ich verstehe deutsch, und will sie pflegen," erwiederte Fanny. „Bringen Sie sie mit ihren Kindern in unsere Stube, wir haben schon noch Platz für sie."

„Sie wollen sich mit dem Bettelpack abgeben?" fragte die Dame verwundert. „Nun, das zu erlauben, ist mir nicht verboten. Uebrigens ist's nicht nöthig, daß wir die Betten hierher bringen, das Zimmerchen der armen Frau liegt auf dem nämlichen Gang, wie Ihres, und wenn ich den Gang abschließe, so dürfen meinetwegen die Wohnzimmerthüren offen bleiben. Nur das kleine Thürchen, das von dem Zimmer der Deutschen in den Garten führt, muß ich Abends abriegeln. So können Sie ihren Samariterdienst gleich antreten, wenn es Ihnen beliebt."

Welches Glück für die kranke Frau Blümlein, nach langen traurigen Tagen der Gefangenschaft unter Fremden einmal wieder heimische, deutsche Leute zu hören! Sie war schon am Abend bei weitem besser und hätte können das Bett verlassen, wenn nicht Fanny sie überredet hätte, dasselbe fort und fort zu hüten. Man würde sie ja sonst im Augenblicke wieder getrennt haben!

Welches Glück für Silly, den Buben auf dem Schooße zu haben und sich von ihm die Karte zeigen zu lassen, welche ihm French Louis gegeben! Sie verstand zwar kein Wort deutsch, aber sie verstand die Mienen des Knaben, sie verstand seine Gebährden.

Fanny wurde bald die Vertraute der armen verlassenen deutschen Frau. Sie konnte ihr keinen Trost geben, denn sie war fest überzeugt, daß die Frau auf die eine oder die andere Art hinter's Licht geführt worden sei. Aber Silly versprach

ihr, für sie zu sorgen, wenn sie erst aus diesem Gefängniß befreit worden seye. Das einzige Dichten und Trachten von ihnen Allen zusammen ging nun dahin, diese Befreiung möglich zu machen, und lange und eifrig war die Besprechung, die sie hierüber hatten.

„Komm, Fanny, ich will dir den Weg zeigen,“ sagte da plötzlich der Knabe, indem er sie mit sich in den Garten zog. Fanny hatte sich längst umgesehen, aber sie fand keinen Ausweg, die Mauer schien unübersteiglich, und nirgends war eine Lücke in derselben. Doch der Knabe führte sie nicht an die Mauer, sondern an das Haus. Hier war der Eingang zu einer kleinen Dohle ersichtlich, die offenbar unter dem Garten durch in's Freie führte. Es war nur ein schmales, enges Loch, aber wie eine Katze war der Bube unten und krappelte gleich darauf wieder herauf.

„Siehst du, daß ich hinauskomme, wenn ich will?“ frohlockte der Kleine.

Eine Weile später kam die Frau Vorsteherin, um die kleine Pforte zu schließen, welche in den Garten führte. Erst den andern Tag um acht Uhr wurde sie wieder geöffnet. Aber unmittelbar nach acht Uhr schlich sich der Knabe in das Gärtchen und schlüpfte durch das enge Loch in die Dohle. Die zwei Mädchen paßten am offenen Fenster und horchten mit Todesangst. Plötzlich hörten sie deutlich dreimal in die Hände patschen, und sie fielen sich entzückt in die Arme. Es war das Zeichen, daß der Knabe glücklich durchgeschlüpft war.

„Mein Bube ist ein kluger Bursche,“ flüsterte die deutsche Frau in ihrem Bette stolz vor sich hin. „Er findet den Weg sicher.“

Die zwei Mädchen aber eilten, aus alten Kleidern eine Art Puppe zu bilden, und diese in's Bett zu legen. Die Puppe sollte den Knaben vorstellen, wenn man nach ihm fragte. Er war natürlich, nach ihrer Angabe, ebenfalls krank geworden, und mußte das Bett hüten. Daß man nicht weiter nach dem Knaben forschen würde, wußten sie. Es war ja blos ein deutscher Knabe, was lag daran, wenn der gestorben wäre!

An demselben Tage, da Silly und Fanny den jungen deutschen Knaben durch die enge Dohle in's Freie schlüpfen ließen, saß French Louis am hellen Mittag zu Hause. Wo hätte man ihn je in früheren Jahren um diese Zeit zu Hause angetroffen? Wie hätte er damals auch nur einen Augenblick Zeit gehabt, „für sich" seyn zu wollen, wo doch die ganze Greenwichstreet ihn in Anspruch nahm? Aber seit einigen Tagen war eine gewaltige Aenderung mit ihm vorgegangen und seine Bursche schüttelten bedenklich mit dem Kopfe. Sonst immer fröhlich bis zur Ausgelassenheit ließ er jetzt den Kopf hängen und man sah ihn stundenweise träumend dasitzen, ohne daß er ein Wort gesprochen hätte! Sonst immer aufgelegt und leicht aufgereizt, so daß die geringste Beleidigung, der geringste Widerspruch oft seinen ganzen Menschen in Aufruhr bringen konnte, ließ er sich jetzt von Schwächeren aufziehen und oft fast zum Besten halten, ohne daß er nur ein Wort der Entgegnung gehabt hätte! Am liebsten zog er sich, wenn ihn diese Laune ankam, ganz von der Gesellschaft zurück, wenn es ihm nur irgend möglich war, und träumte allein in seinem Zimmer. Auch heute saß er wieder so und hing seinen Gedanken nach. Ach! Er hatte nur einen Gedanken, den Gedanken an seine

Silly, die ihm geraubt worden war, ohne daß er bis jetzt, aller Anstrengungen ungeachtet, hatte entdecken können, wohin man sie gebracht habe.

„Ich werde am Ende noch ganz sentimental," sagte der sonst so rauhe Kamerad mit dem gewaltigen Körper zu sich selbst. „Am Ende gehe ich noch im Mondschein spazieren und mache Gedichte oder thue mir gar ein Leid an vor lauter Liebeskummer und Herzeleid."

Trotz allem Spott aber, mit dem er sich selbst überschüttete, wurde seine Stimmung nicht anders.

„Ich will einmal ihre Briefe durchlesen," fiel ihm nun ein. „Vielleicht gibt mir dieß meine Stärke wieder, denn das Mädchen hatte im kleinen Finger mehr Herzhaftigkeit, als ich wirklich im ganzen Körper. Alle ihre Briefe athmen Kraft und Muth."

Er öffnete seine Commode, die Briefe hervorzulangen. Er wußte ganz genau, wohin er sie gelegt hatte. Er kannte das Plätzchen, wie das Band, mit dem er sie umwickelt hatte. Aber die Briefe waren nicht zu finden. Er suchte die ganze Schublade, er suchte die ganze Commode aus; die Briefe waren nicht zu finden. Er kehrte alle seine Siebensachen um, ja seine ganze Wohn- und Schlafstube unterwarf er der genauesten Durchsuchung, aber die Briefe waren nicht zu finden.

„Sie sind mir gestohlen worden!" rief er nun laut und seine Stirnadern schwollen an, als wollten sie ihre Hülle sprengen. „Zwar," fuhr er fort, mit sich selbst zu sprechen, „die Commode, worin sie lagen, war gut geschlossen und am Schloß ist nichts verdorben. Auch meine Zimmerthüre ließ ich nie offen

und aufgesprengt war sie auch nicht. Aber es kann doch nicht anders seyn. Fort sind sie und gestohlen sind sie."

Sein Zorn wuchs; je mehr er die Sache bedachte, und je zorniger er wurde, um so mehr kehrte seine Energie zurück. „Das hängt mit der Entfernung Silly's zusammen," murmelte er, das Zimmer mit großen Schritten messend; „es kann gar nicht anders seyn. Vielleicht hat mir Jemand den Gefallen gethan, und das Verhältniß zu Silly ihrem Vater verrathen, oder gar die Briefe gestohlen, um sie demselben als Beweisstücke zu übergeben. So wird's seyn! So muß es seyn! Und wer kann's gethan haben? Von meinen Leuten keiner. Nein, nicht Einer ist so schlecht, mir diesen Streich zu spielen, auch wenn man ihm eine hübsche Summe geboten hätte. Aber ich bring's heraus. Gott im Himmel, ich wünschte nur, daß es der Eine wäre, auf den sich schon lange all mein Haß concentrirt. Dann aber, Dutch-Jakob, wäre es besser für dich, du wärest nie geboren. Bei Gott, wenn du's thatest, so hast du zu viel auf deinem Kerbholz, als daß ich nicht ein Exempel statuiren sollte!"

„Warum so wüthend, Louis?" sprach plötzlich eine Stimme neben ihm. Herr Dyer war, ohne daß es French Louis in seinem Grimme gewahr geworden wäre, eingetreten.

„Ist es ein Wunder?" rief Louis. „Man hat mir nicht blos meine Liebste gestohlen, sondern auch noch das einzige Andenken, das ich von ihr hatte, ihre Briefe! Doch ich will kein Kind seyn, das flennt, weil ihm sein Spielzeug genommen wurde. Kommen wir auf die Hauptsache. Waren Sie in Westhobocken? Haben Sie den Schacht gefunden?"

„So eben komme ich davon her," antwortete dieser. „Ihre

Leute sind vortreffliche Spürhunde. Wir fanden den Platz, ohne daß uns Jemand bemerkte. Aber, um's Himmelswillen! so blöde, so von allem Verstand verlassen kann doch Niemand seyn, daß er sich von dieser Grube, oder von diesem Loch vielmehr täuschen läßt? Das ist doch pur unmöglich, daß irgend Jemand eine reine Brunnenaushöhlung für ein Bergwerk ansieht? Oder gar, daß er glaubt, in einer solchen Grube, bei solchem Gestein, bei solchen Erdschichten könne Gold gefunden werden?"

„Und warum denn nicht?" erwiederte French Louis, schwach lächelnd. „Sie kennen die Amerikaner nicht. In Californien wäre so Etwas freilich eine Unmöglichkeit, weil da jedes Kind schon weiß, auf welche Art man nach Gold gräbt. Aber hier bei uns, in New-York? Wenn ein Amerikaner nur eine Viertelsaussicht auf Gewinn hat, aber natürlich auf großen Gewinn, so geht er durch Dick und Dünn. Er sucht sich allerdings vorher zu überzeugen, mit seinen fünf Sinnen nämlich; aber weil er wenig oder nichts von gelehrten Dingen versteht, weil er in der Regel gar keine Bildung genossen hat und theoretische Kenntnisse ihm ganz abgehen — in der Schule lernt er Rechnen, Lesen, Schreiben und amerikanische Geschichte, eine weitere Ausbildung ist ihm ein böhmisches Dorf — so läßt er sich von Scheingründen eben so leicht überzeugen, als von wirklichen. Sie werden sehen, Uebermorgen glaubt der Herr Waters steif und fest, was die zwei Spitzbuben ihm vormachen; denn er verläßt sich auf seine fünf Sinnen und weil er Golderz *sieht*, so ist er überzeugt, nicht betrogen werden zu *können*; darum gibt er auch sein Geld her, in der sichern Gewißheit, Hunderttausende mit Zehntausend zu gewinnen." — „Doch ich

muß gehen. Meine Jungen erwarten mich und ich kann mich Ihnen nicht entziehen, obgleich mir ein einsamer Spaziergang mehr zusagen würde, als das lärmende Gelage, das mich erwartet. Sie begleiten mich doch, Herr Dyer? Vielleicht erfahren wir Neuigkeiten, die auf unser übermorgiges Unternehmen einigen Einfluß haben."

„Haben Sie in der That noch gar nichts über den Aufenthalt Ihrer Geliebten herausbringen können?" fragte Dyer theilnahmsvoll, während sie die Greenwichstreet hinaufschritten.

„Auch nicht so viel!" erwiederte Louis, tief aufseufzend, und seine Augen zu Boden senkend. „Vor Ihnen darf ich den Seufzer nicht verbergen," setzte er später, wie sich entschuldigend hinzu. „Aber, wo ich jetzt hingehe, da darf mich kein menschlich Regen überkommen. Es ist mir oft, als möchte ich lieber sterben, denn dieß Leben fortsetzen."

Er schwieg, wie vor sich selbst betroffen. Man hätte glauben können, eine Thräne schimmere in seinem Auge.

„Louis," sagte Dyer bewegt, „noch ist es Zeit, wählen Sie einen andern Beruf. Bei Ihren Talenten kann es Ihnen nicht fehlen. Kehren Sie mit mir nach Deutschland zurück, wenn Sie glauben, daß es Ihnen hier bei Ihrer jetzigen Umgebung zu schwer werden dürfte. So viel in meinen Kräften steht, will ich Ihnen Beistand leisten, bis Sie den ersten Anfang überwunden haben."

„Es ist zu spät," entgegnete Louis nach einer Weile, sich gewaltsam aufraffend. „Es ist viel zu spät und nach Deutschland darf ich nicht zurückkehren. Nein, nein! Alles, was ich noch auf Erden wünsche, ist nur ein einziges Jahr des Glücks im Zusammenleben mit meiner Silly; dann meinetwegen mag

Alles ein Ende nehmen. Und sollte Gott mir kein Jahr gönnen können, so würde ich selig seyn, wenn's auch nur ein halbes Jahr dauerte. Oh, nur einen Monat vereint mit ihr! Dann möge mich die Erde in ihren Schooß aufnehmen, ich werde nicht gegen mein Schicksal murren!"

Sie waren jetzt an der Ecke der Courdtland- und Greenwichstreet angekommen, und aus dem Erdgeschoß tönte ihnen wilder Lärm entgegen. Es war dieß nämlich eine Kneipe, die auch jetzt noch meist äußerst stark frequentirt ist. Man konnte daselbst ebenso gut deutsches Lagerbier als französischen Wein, ebenso leicht amerikanischen Brändi, wie englischen Porter bekommen. Die verschiedensten Klassen von Menschen verkehrten daher in diesem großen halb unterirdischen Bier- und Weinkeller, an dem fast Jeder vorbeipassiren mußte, welcher die Fähre nach Jerseycity benützen wollte.

„Hört Ihr sie jubeln da unten?" flüsterte Louis stehenbleibend. „Glaubt Ihr, daß solche Bande noch gelöst werden könnten? Nein, nimmermehr!"

Er strich sich mit der flachen Hand über das Gesicht, wie um die Sorgen und die Trauer und die Gefühle wegzuwischen, und in der That war er auch oder schien er doch wenigstens ein ganz anderer Mann, als er mit Meister Dyer in das Gewölbe trat, das von rauchenden Zechern ganz angefüllt war. Er wurde von seinen Jungen mit einem Halloh in Empfang genommen und bald saß er im dichtesten Gewühle. Ein Fäßchen Bier, das er auflegen ließ, vermehrte noch den Jubel. Doch nicht lange blieb er in dieser Gesellschaft. Der Wirth hatte ihm einen Wink gegeben und so verließ er fast unbemerkt mit Meister Dyer die lustigen Trinker, um sich in ein stilleres,

kleineres, hinteres Lokal zu begeben, in welches Niemand ohne besondere Erlaubniß des Wirthes Zutritt hatte. Franz Mayer hatte ihn rufen lassen.

„Ich sterbe vor Ungeduld, Louis," rief Franz. „Noch immer keine Nachrichten?" „Ich war," fuhr er fort, als Louis mit dem Kopfe schüttelte, „bei dem alten Löffler; ich demüthigte mich, ihn aufzusuchen; ich bat ihn inständig, mir zu sagen, wo Fanny sei, aber er lachte mir in's Gesicht und ließ mich stehen. Wenn es nicht ihr Vater gewesen wäre, ich hätte ihm was anders zu kosten gegeben."

Jetzt hörte man ein wildes Gelächter von der Wirthsstube her und gleich darauf die Stimme eines weinenden Knaben.

„Laßt mich gehen!" rief der Letztere in deutscher Sprache und vor Zorn laut greinend. „Ich will's Niemanden sagen, außer dem French Louis allein. Wenn Ihr mich nicht gleich los laßt, so klag' ich's ihm, und dann schlägt er Euch alle todt."

Ein schallendes Gelächter erfolgte und wahrscheinlich wäre der Bube nicht so leichten Kauf's davongekommen, wenn ihn nicht der Wirth auf seine Arme gehoben und zu der kleinen Gesellschaft in's hintere Zimmer gebracht hätte. Nur einzelne Wenige, die Vertrautesten Louis, folgten dem Wirthe dorthin.

„Was willst du, Bürschlein?" fragte Louis den Knaben, den er sogleich als denjenigen erkannte, welchem er mit seiner Mutter vor etwa acht Tagen Quartier verschafft hatte. „Du hast letzthin dein Wort nicht gehalten, oder wolltest du nicht zu mir kommen, damit ich dir eine Stelle verschaffe?"

„Ich hab' mein Wort nicht halten können, Herr Louis," versetzte der Knabe, keineswegs verlegen; „denn die Mutter hat damals einen Brief vom Vater bekommen, daß wir an

einen Ort über'm Wasser drüben hinfahren sollten, wo er uns haben wolle. Drum sind wir dorthin gefahren, aber der Vater ist nicht da gewesen und es war Alles Lug und Trug, und wir sind eingeschlossen und gefangen gehalten worden, bis ich ihnen heute Morgen durchgegangen bin. Die Andern aber sind noch gefangen und du mußst sie freimachen, Louis. Ich hab's ihnen versprochen, daß du sie erlösest, und daß du Alle umbringst, die sich dir widersetzen."

„Du hast eine gute Meinung von mir," versetzte Louis, halb lachend, halb wehmüthig gestimmt. „Wo bist du denn aber gefangen gewesen? Wahrscheinlich in einer Schulstube?"

„Ich kann dir den Ort nicht sagen, aber ich hab's schriftlich," erwiederte der Bube, indem er seine Kappe abnahm und nach einem Messerchen in seiner Tasche suchte. „Eine Schulstube war's übrigens nicht," fuhr er mit fast beleidigter, Würde fort, „denn meine Mutter und die zwei andern Fräulein waren ja auch drin eingeschlossen."

Während dem hatte er sein Messerlein gefunden und fieng nun an, das Futter in seiner Mütze loszutrennen.

„Was machst du denn da?" fragte Louis, der anfieng ernsthafter zu werden.

„Ich suche den Brief, den ich an dich habe," antwortete der Knabe entschlossen; „wenn ich dich allein getroffen hätte, so hätte ich dir schon gesagt, von wem er kommt, aber man hat mir verboten, den Namen vor andern Leuten zu nennen."

„Nun so sag' ihn mir in's Ohr," rief Louis, rasch den Knaben emporhebend, wie von einer Ahnung ergriffen.

„Silly!" flüsterte dieser leise; aber so leise er auch geflüstert hatte, Louis hatte den Namen vernommen und derselbe

machte eine fast außerordentliche Wirkung auf ihn. Er taumelte zurück, wie vom Schreck der Freude gelähmt. Dann sprang er wieder auf, als wäre er von einer Kugel getroffen. Seine Augen funkelten, wie die Sterne der Nacht, seine Wangen, zuerst todesblaß, glühten wie eine Dunkelrose. Seine Glieder zitterten und seine Stimme bebte. Aber nur einen Augenblick übermannte ihn die Bewegung. Dann riß er dem Knaben die Mütze aus der Hand und mit einer einzigen Handbewegung schleuderte er das Futter weg und hielt das Briefchen zwischen seinen zitternden Fingern, das Fanny und Silly dort eingenäht hatten, damit man es nicht bei dem Buben finde, wenn man ihn je aufgreife.

Es waren nur wenige Worte, welche die Mädchen schrieben, und diese waren mit Bleistift auf ein schmutziges Stückchen Zeitungspapier gekritzelt; denn Tinte und Feder und Schreibpapier mangelten den Schreiberinnen; aber trotzdem hatte dieser Brief für Louis mehr Werth, als eine auf feinstem Pergament geschriebene Acte. „Wir sind in Washington-Cottage als Gefangene," schrieben die Mädchen. „Sillys Vater hat uns dahin gebracht. Hole uns. Silly und Fanny." Diese wenigen Worte klärten Louis über Alles auf. Er erhob sich in seiner ganzen Länge, und ein tiefer Ernst, eine unbeugsame Entschlossenheit lagerte in seinem schönen Gesichte.

„Reiß die Thüre auf, Andreas," rief er dem Wirthe zu. „Herein, ihr Jungen!" rief er zu seinen Kameraden in der Wirthsstube.

Im Nu hatte sich das kleine Zimmer so dicht gefüllt, daß kein Zoll freier Raum mehr da war. Und doch war's so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.

„Jungen,“ rief French Louis, „Ihr wißt, man hat mir mein Königsei gestohlen. Ich weiß jetzt, in welches Nest das Ei getragen wurde. Wollt Ihr mir helfen, das Ei zurückzuholen?“

„Hurrah!“ schrie die ganze Rotte, daß das Zimmer erbebte.

„Jungen!“ fuhr French Louis fort. „Ich weiß, daß ich mich auf Euch verlassen kann. Aber dieß ist keine gewöhnliche Sache. Es ist eine reine Privat-Angelegenheit, sie geht unsern Bund nichts an. Ueberlegt es wohl. Wir werden vielleicht einen harten Strauß haben, und überdieß müssen wir denselben auf fremdem Boden, in einem andern Staate, über dem Northriver drüben ausfechten. Wenn wir überwältigt würden, so könnte es Einen zehn Jahre Gefängniß kosten, und noch länger. Darum, überlegt's noch einmal, ich werd's Keinem nachtragen, wenn er nicht mitthut.“

Länger ließen die Jungen ihren Anführer nicht sprechen, sondern es ertönte jetzt ein so furchtbares „Hurrah für French Louis,“ daß draußen auf der Straße Hunderte sich sammelten, weil sie glaubten, es gehe hier unten auf Tod und Leben.

„Für French Louis durch Dick und Dünn!“ schrie jetzt Einer, als der erste Tumult sich etwas gelegt hatte. „Wir holen dir den Teufel aus der Hölle!“ Und das „Hurrah für French Louis“ ging wieder los, aber wo möglich noch dröhnender, noch markdurchdringender, denn zuvor.

„Buben,“ rief nun French Louis mit seiner gewaltigen Stimme. „Buben, ich danke Euch! Uebermorgen, am Montag früh, rückt die French-Louis-Guard aus!“

Das war der Culminations-Punkt des Jubels. „Die

French=Louis=Guard rückt aus! Hurrah, Hurrah, Hurrah!" Das Entzücken der Buben kannte keine Grenzen mehr. Es war, als ob Alle von einem plötzlichen außerordentlichen Glücksfall betroffen worden wären. Und in der That war es auch so, denn die French=Louis=Guard rückte blos bei außerordentlichen Gelegenheiten aus und dann war es ein Fest nicht blos für die Buben der Greenwichstreet, sondern für alle Straßen, durch welche diese Guard zog.

Lange dauerte es, bis die Begeisterung der Buben sich bewältigen ließ. Aber jetzt brach sich wieder die volle Stimme French Louis Bahn. „Kinder," rief er, „an eure Plätze! Werft die Biergläser an die Wand. Und du, Andreas, in den Keller hinab, und Rheinwein herauf, so viel deine Arme tragen können. An den heutigen Tag soll man denken, so lange noch ein Mensch in der Greenwichstreet lebt."

Das kleine Hinterzimmer entleerte sich nach und nach und die Buben kehrten auf ihre alten Plätze in der Wirthsstube zurück. French Louis aber ging von Einem zum Andern und mit Jedem stieß er an, mit Jedem leerte er ein Glas. Endlich fand er sich wieder in der kleinen Gesellschaft ein, welche noch immer das kleinere Hinterzimmer occupirte.

„Bübchen," rief er dem kleinen Knaben zu, der ihm das Billet gebracht hatte, „dich hätte ich beinahe vergessen. Und doch bist du ein Goldvogel, ohne den ich noch lange im Trüben sitzen würde."

Nun mußte der Wirth einen erhöhten Sitz herbeischaffen, und er setzte den Knaben neben sich zu seiner Rechten, als wäre es der geehrteste seiner Gäste. Und die ausgesuchtesten Leckerbissen wurden ihm vorgelegt, und später übergab er ihn

der Wirthin des Hauses, um für ihn zu sorgen, als wäre es ihr Augapfel. Der Verstand und der Muth, mit welchem der Knabe seine Flucht bewerkstelligt und den ziemlich weiten Weg nach New-York gefunden hatte, mußte in der That Theilnahme für ihn erwecken, auch wenn Einer nicht besondere Gründe zur Sympathie hatte, wie dieß bei French Louis der Fall war.

Zuletzt erst wandte sich Louis an Franz und Dyer. Sie hatten ihn verstanden, ohne daß er ein Wort zu sprechen gebraucht hätte. Franz hatte das Billet gelesen und ein Händedruck war seine ganze Antwort gewesen. Nunmehr aber wandte sich Louis an sie, um sie zu bitten, an dem Festzug der Louis-Guard Theil zu nehmen.

„Thun Sie's mir zu lieb," sagte er zu Dyer. „Machen Sie die Tollheit mit; denn an diesem Tag entscheidet sich mein Glück oder Unglück und Sie wissen, daß Ihr Zeugniß von entscheidendem Einflusse ist. Du aber Franz, du kannst nicht anders, du mußt mitmachen; du mußt den soliden Kaufmann einmal in ein Narrengewand kleiden; denn nur in diesem Gewande kannst du dir mit mir die Braut erwerben und den Schwiegervater versöhnen."

Wer hätte dem French Louis an diesem Abende Etwas abschlagen können? Sein Gesicht strahlte von Glück, sein Auge glänzte von Seligkeit, er war in der Stimmung, die ganze Welt zu umarmen. Einem Bettler, der ihn darum angesprochen hätte, hätte er seine ganze Baarschaft geschenkt.

Die Schwelgerei der Greenwichstreet-Buben in der heutigen Nacht war noch lange nachher unter dem Namen: „French-Louis-Hochzeitstanz-Vorschmauß" bekannt, gleichwie man seine

Fahrt nach Washington-Cottage und den Tanz, den er da mit der frommen Inhaberin dieses Platzes aufführte, nur „French-Louis-Hochzeitswalzer“ nannte.

Am andern Tage, einem Sonntag, verspürte man unter den Gassenjungen der ganzen untern und mittlern Stadt eine besondere Bewegung. Ja sogar von der obern Stadt war ein starkes Contingent herabgerückt, sich wegen der Freuden des kommenden Tages eines Genaueren zu überzeugen. Wo man einen solchen Buben sprechen hörte, so war sein anderes Wort: „French-Louis-Guard rückt morgen aus.“ Aber nicht blos unter den Jungen, (von denen man ohnehin annehmen kann, daß sie einen großen Theil des Tages und der Nacht auf den Straßen zubringen) sondern auch unter den Erwachsenen ließ sich ein ungewöhnliches Leben wahrnehmen. Besonders in der Greenwichstreet und den darangränzenden Stadtvierteln war eine auffallende Beweglichkeit. Den ganzen Tag war ein „Gerann und ein Gesprang,“ aus dem ein Uneingeweihter nicht klug werden konnte. Wirthe und Grocer, Geschäfts- und Privatleute, Deutsche und Amerikaner, ja die ganze Straße entwickelte eine Thätigkeit, die mit der Stille und Ruhe, welche sonst Sonntags herrscht, auffallend contrastirte. Fragte man aber Einen, was denn dieß Alles zu bedeuten habe, so sah dieser mit gar sonderbarem Blicke auf, gleichsam sich verwundernd, wie es denn einen Menschen in New-York geben könne, der nicht wisse, daß French-Louis-Guard morgen ausrücke.

Natürlich war die Unruhe und Neugierde noch viel größer am Montag früh. Schon ehe der Tag graute, hatte sich eine große Menschenmasse eingefunden und dieselbe mehrte sich mehr

und mehr, je näher man dem Zeitpunkte kam, wo die auf's höchste gespannte Neugierde befriedigt werden sollte. Und nicht blos Knaben und unerzogene Bursche waren es nunmehr, welche die Straßen füllten, sondern Männer und Frauen jeden Alters und jeden Standes. Die Fenster der Häuser, an denen der Zug vorbeikommen mußte, waren mit Zuschauern dicht besetzt, und diese ließen sich die Zeit nicht verdrießen, welche sie nutzlos vergeuden mußten, um auf das Schaugepränge zu warten. Und doch würde man über dieses Letztere, als über einen Mummenschanz im gebildeteren Theil Europa's höchstens gelacht haben; nie aber wäre wegen eines solch' rohen Scherzes, wie ihn der Auszug von French-Louis-Guard bot, ein solcher Specktakel entstanden, wie es in New-York viele Jahre lang der Fall war!

Das macht, es fehlt den Amerikanern im Allgemeinen an aller und jeder Poesie. Sie nehmen das Leben rein praktisch und von seiner nutzbringenden Seite. Die liebliche Ausschmückung desselben durch Gott Momus ist ihnen gänzlich unbekannt. Darum sind auch ihre Bälle und Concerte, ihre Paraden und Schauausrücken ohne allen den saftigen und erheiternden Beigeschmack, den allein der aus dem Innern hervorsprudelnde Humor gibt. Es geht Alles so trocken und ledern her, als ob nie eine Faser Witz und Laune sich über das Weltmeer herübergestohlen hätte! Allerdings rücken in New-York im Herbste viele Dutzende von Schützen- und Militärcompagnieen aus, um ihre Scheibenschießen und nachher ihren Ball abzuhalten; allein das einzige Vergnügen bei der Sache ist: Essen und Trinken: und zwar so viel Essen und Trinken, daß es dem Magen unmöglich ist, noch mehr in sich aufzunehmen.

Alles Uebrige läuft auf ein langweiliges, monotones Schaugepränge hinaus, das bei allen Compagnieen stets ein und dasselbe ist. Voran marschirt nämlich eine Bande Musik von etwa 16 — 24 Mann, je nachdem die Compagnie Geld aufwenden will; dann kommt die Compagnie selbst, ebenfalls etwa 24 Mann stark, worunter vielleicht 10 Gemeine und das Uebrige Officiere und Unterofficiere; den Schluß macht ein Nigger, welcher die Gaben trägt, welche herausgeschossen werden sollen. Darin besteht das ganze Schaugepränge! Und doch gibt es Tausende, die einem solchen Schauspiele zu lieb stehen bleiben, Tausende, die ihm ganze Straßenlängen weit nachgehen, Tausende, die sich davon angezogen fühlen, wie von etwas Schönem und Reizendem! Wie viel mehr nun mußte dieß der Fall seyn, wenn die French-Louis-Guard ausrückte! French Louis war ja ein geborener Köllner und die dortigen Maskeraden und Mummenschänze steckten ihm noch in den Gliedern! So konnte und mußte ein solches Schaugepränge für Amerikaner als etwas Außerordentliches erscheinen, besonders da es des Rohen und Derben viel mit sich führte, was dem Geschmack des in Humanioribus noch ziemlich unbewanderten Atlantis-Bewohners natürlich mehr zusagen mochte, als ein feiner, zarter Scherz gethan hätte.

Um acht Uhr Morgens begann der Umzug von French-Louis-Guard. Er hatte seinen Anfang in Battery-Place, da wo die Greenwichstreet mit dem Castlegarten zusammenstoßt. Voran marschirten nicht weniger als dreißig Musiker, alle hoch zu Roß. Jeder war in ein weites gelbes Gewand gekleidet, das breit um ihn herum flatterte und seine ganze Gestalt einhüllte. Auf dem Kopfe trugen sie eine ungeheure Bärenmütze

deren jede einen Familiendamenmuff abgegeben hätte. Das Gesicht stack in einer schuhlangen und halbschuhbreiten rothen Wachsnase, welche jedoch so geschickt angebracht war, daß Keiner der Musiker am Blasen gehindert wurde. Und blasen mußten sie, daß ihnen die Lunge zu zerspringen drohte! Konnten sie aber wegen Mangel an Athem nicht mehr fortmachen, und mußte man ihnen eine kleine Pause gönnen, so begannen zwei grotesk aufgeputzte Männer, die unmittelbar hinter der Musik ritten, ihr Spiel. Von diesen hatte Einer ein ganz kleines Piccolo, das markdurchdringende Töne von sich gab. Der Andere aber führte eine Trommel, die größer war, als ein rheinisches Fuderfaß. Diese zwei nun, der Pfeiffer und der Trommler, machten einen solchen Höllenspecktakel zusammen, daß nur amerikanische Pferde, die bekanntlich so zahm sind, daß sie ruhig durch ein haushohes Strohfeuer gehen, es aushalten konnten, ohne durchzugehen. Hinter der Musik marschirten, je vier Mann hoch, zwölf Männer, von denen Keiner unter sechs Fuß maß. Diese waren zu Fuße und hatten ungeheure lederne Schurzfelle vorgebunden. Ueber den Achseln trugen sie schwere Aexte, mit denen man die größten Bäume in ein Paar Minuten fällen konnte und deren Gewicht manchem gewöhnlichen Menschen zu massiv vorgekommen wäre. Den Kopf zierten Grenadiermützen von außerordentlichen Dimensionen; das ganze Gesicht stack in einem sechs Zoll breiten Schnurrbarte. Hinter dieser trefflichen Schutzwache ritt French Louis, umgeben von seinem Stabe. Er selbst war halb als Ritter, halb als Offizier gekleidet. Ein schwerer Säbel hing an seiner Seite und ein glänzender Helm saß auf seinem Kopfe. Seine Brust bedeckte ein Küraß und an seinen Füßen klirrten silberne Sporen. In einer breiten

Schärpe von rother Seide stacken zwei schwere Reiterpistolen und ein breiter türkischer Dolch, dessen Scheide wie Gold glänzte. Die Adjutanten Louis waren minder ritterlich angethan, dagegen nahmen sie sich um so phantastischer aus. Der Eine stellte einen Türken mit Turban und rothen Hosen vor, der Zweite einen Schotten mit dem Plaid und nackten Beinen, der Dritte einen Kosacken mit hinaufgezogenen Knieen und ellenlangem spitzigem Barte, der bis auf den Sattelknopf herabhing. Nur Zwei, die unmittelbar hinter Louis ritten, waren ziemlich einfach costümirt, denn sie trugen außer einer Mütze mit einer Feder und einer Halbmaske einen total schwarzen Anzug, nur allein durch eine blaue Schärpe sich auszeichnend. Bei weitem bunter war die Guard selbst aufgeputzt. Denn nicht blos stellten sie Menschen aus aller Herren Ländern vor, sondern auch alle Thiergattungen waren vertreten. Da kam ein Bär zum Vorschein, der sich gar wundersam auf seinem Rosse gebärdete, dort ein Leoparde oder eine Tigerkatze. An Affen und derlei Gesindel fehlte es ohnehin nicht. Kurz es war ein so bunter Kram von Masken, daß man sich nichts Tolleres denken konnte. Nahm man dann noch ihre grotesken, oft nicht allzu zarten Gesten und Geberden hinzu, so hatte man ein Schauspiel, das seinesgleichen suchte, besonders da noch Jeder mit Säbel und Pistole oder gar mit einem Carabiner bewaffnet war! — Hinter dem Hauptzug der Guard, der aus etwa fünfzig Mann bestehen mochte, kamen drei offene Chaisen, in denen die „Damen" saßen. Es waren natürlich keine Damen, sondern verkleidete Greenwichstreetbuben, aber der Aufzug dieser Damen ging in der That ins Fabelhafte, und wir nehmen Anstand, denselben näher zu beschreiben, weil es

das Gefühl mancher unserer Leserinnen beleidigen möchte. Genug, an Watt und Schminke fehlte es diesen Damen nicht, ebensowenig als an rohen Späßen. Den Schluß bildeten zwei Reihen Harlekine mit Schellen und Peitsche, ebenfalls hoch zu Roß, aber dem Anschein nach so schlechte Reiter, daß sie jeden Augenblick vom Pferde stürzten und nun mit ihrer Karbatsche das Publikum zu beiden Seiten bearbeiteten, bis sie sich wieder im nächsten Augenblicke auf ihrer Rozinante befanden.

Dieß war das „Ausrücken von French=Louis=Guard!" Und welchen Eindruck dieses Schauspiel auf die Zuschauer machte, und welche Menschenmasse es herbeizog, davon hat man keinen Begriff! Nur alle Jahre einmal konnte man dieses Schauspiel sehen und etwas Aehnliches, ja nur etwas halbwegs Annäherndes war sonst gar nicht vorhanden; denn von Maskeraden und Maskenbällen wie überhaupt von einer Fastnachtszeit weiß New=York sogar jetzt noch nichts; warum sollte also da auch nur Einer zurückbleiben wollen, wenn es ihm möglich war, dieses Schauspiel zu genießen? — Der Zug ging durch Greenwichstreet hinauf nach Parkrow und von da durch Chatamstreet nach der Bowery. Oben an der Bowery machte er links um und kam in den Broadway; diesen gings herab bis nach der Courdtlandsstreet, auf welcher man dann der Jerseycity zuzog. Es war dieß etwa eine Strecke von einer Stunde und Viele unserer Leser möchten einen solchen Weg für einen außerordentlichen, für einen gar zu langen halten; allein bei den New=Yorkern war es umgekehrt. Diese verwunderten sich, daß French Louis dießmal nur einen so kleinen Theil der Stadt durchziehe, weil man sonst von derlei Aufzügen überhaupt schon gewohnt ist, daß sie zwei und mehr Stunden zu ihrem „Umlauf

in der Stadt“ verwenden; wie viel mehr noch erwartete man dieß von dem Umzug der French-Louis-Guard! In früheren Jahren hatte es French Louis auch nie hieran mangeln lassen, und fast hätte es ihn einen Theil seiner Popularität gekostet, weil er dem Publikum der obern Stadt, welche sein Zug dießmal gar nicht berührte, einen Genuß entzog, auf welchen die Leute einen rechtlichen, weil herkömmlichen Anspruch zu haben glaubten. Ebenso sehr aber, wie über die Kürze des Umzugs wunderte man sich über die Richtung desselben, denn noch nie war French Louis über den Hudson hinüber nach Jerseycity oder vielmehr über Jerseycity hinaus auf's Land gezogen. Sonst war immer irgend ein Vergnügungsort in der Nähe von New-York und auf der New-Yorker Seite des Flusses der Zielpunkt seiner grotesken Fahrt gewesen, und Tausende eilten auf den Schauplatz seiner Einkehr, um den Genuß des ungewohnten Schauspiels noch ein Paar Stunden länger zu genießen. Dießmal aber wußte man gar nicht — wenige Eingeweihte ausgenommen — wo denn eigentlich der Haltpunkt French Louis sey, und man konnte fast glauben, er wolle dießmal eine Art Separat-Familienfest feiern, weil er das Publikum nicht daran Theil nehmen ließ.

Um zehn Uhr etwa rückte der Zug in Jerseycity ein und das Gedränge hier war fast nicht minder groß, wie in New-York. Allein Louis nahm sich nicht Zeit durch verschiedene Straßen herumzuziehen, sondern rückte immer gerade fort auf der Hauptstraße, welche nach Bergenhill hinaufführt. Ehe er jedoch noch die Stadt verlassen hatte, bemerkte man, daß ein Theil der Guard, etwa zehn bis zwölf Mann den Zug verließen und in großer Eile den Weg dahin sprengten, welcher

nach Hobocken und Westhobocken sich hinschlängelt. Der Führer dieser Zehn, ein junger energischer Mann, den Louis sonst immer als seinen ersten Lieutenant auszeichnete, hatte, ehe er fortritt, noch eine kurze Unterredung mit Louis und man hörte, wie dieser ihm einige Ermahnungen mit auf den Weg gab.

„Wo möglich keine Gewaltthat, Tony," sagte Louis. „Halte die beiden Alten zurück, und zwar um jeden Preis, bis wir kommen; aber thue es, solange du kannst, mit Güte. Die zwei Schufte aber, die bei ihnen sind, magst du binden und fesseln; denn die müssen auf jeden Fall gesichert werden. Und dann bestelle den hintern Saal, damit wir ungestört sind. Mache so wenig Aufsehen als möglich und nimm am liebsten das ganze Haus in Beschlag, dann sind wir außer aller Verbindung mit den Dörflern und Städtern, die uns nachziehen mögen. Ich hoffe, in einer oder in zwei Stunden sehen wir einander."

Der Lieutenant sprengte wie der Sturmwind dahin. Sowie er aber außerhalb der Stadt war, zog er seine Narrenkleidung aus und band sie in einem Bündel vor sich auf's Pferd. Ebenso machten es seine Begleiter. Die Waffen jedoch legten sie nicht ab, sondern untersuchten im Gegentheile ihre Pistolen, ob sie auch scharf geladen und mit Zündhütchen versehen seien.

Am Ende von Jerseycity machte Louis einen Augenblick Halt, um seinen Leuten einige Erfrischungen zu gönnen. Aber nach einer Viertelstunde marschirte der Trupp schon wieder ab, begleitet von Hunderten von Buben, die einen fast ärgeren Lärm verführten, als die herzerschütternde Musik und die markdurchdringenden Töne der Pfeife und großen Trommel. Auf

der Anhöhe von Bergenhill mußte man stillstehen, denn das ganze Dorf hatte sich hier versammelt, herausgelockt von den Knaben, welche in Amerika die Vorläufer alles Specktakels sind. Die Musik machte Halt, die Guard faßte Posto und die Menge erlustirte sich an den bunten Trachten, an den tollen Gesten der Thiermenschen und vor Allem an der außerordentlichen und außergewöhnlichen Musik, welche fast ganz aus Trompetern bestand. So fiel es nicht im Geringsten auf, wie sich ein kleiner Trupp von dem Haupttrupp lossagte, und gefolgt von einer der Chaisen, in welcher ein paar als Frauenzimmer verkleidete Buben saßen, auf der Straße fortritt, die sich auf dem Gebirgskamm oben nach Washington=Cottage, Westhobocken und Unionhill zu hinzieht. Dachte man doch, diese Abschwenkung gehöre zur Sache, und werde die Vorbereitung zu einer neuen Lustbarkeit seyn! Auch dieser Trupp, welchen French Louis selbst anführte, entledigte sich, als er außer Sehweite (von dem Standpunkte der Uebrigen aus, nämlich) war, eines Theils seiner Verkleidung und packte diese vor sich auf's Pferd. Zwei davon konnten sich diese Mühe ersparen, denn sie hatten nichts zu thun, als ihre Halbmasken wegzuwerfen, so waren sie gekleidet wie andere Menschen. Wir erkennen in ihnen Franz Mayer und Meister Dyer, den Californier. Alle eilten was ihre Pferde vermochten, Washington=Cottage zu. Allein so sehr sie auch eilen mochten, so schien doch der Ruf French Louis ihnen vorangezogen zu seyn; denn nicht blos war das Hausthor dieser Villa fest zu, sondern auch jeder Fensterladen geschlossen, so daß man meinen konnte, das ganze große Gebäude sei ausgestorben.

French Louis pochte so laut, daß die Fenster erzitterten, aber lange Zeit wollte im ganzen Hause Niemand ein Zeichen

des Lebens geben. Endlich als French Louis drohte, die Thüre zu zerschmettern, erschien die Frau des Hauses auf dem platten Dache, um zu fragen, was der Höllenlärm bedeuten solle.

„Macht keine langen Umstände, und laßt mich hinein,“ schrie Louis. „Ich bin nicht gewohnt, mit mir spassen zu lassen!“

„Dann müssen Sie sich daran gewöhnen! „meinte die Frau ganz kaltblütig; „denn hier kommen Sie nicht hinein.“

„Wißt Ihr, mit wem Ihr sprecht, Frau?“ schrie Louis noch wüthender. „Mein Name ist French Louis. Macht gutwillig auf, damit ich Euch ein paar Worte ins Ohr flüstern kann. Ich will Euch nichts zu Leide thun, sondern bin zufrieden, wenn Ihr mir ein paar Frauenzimmer ausliefert, die Ihr widerrechtlich eingesperrt haltet.“

„Ich kenne Sie wohl, Herr,“ entgegnete die Frau ganz ruhig, „und bin heute Morgen schon vor Ihnen gewarnt worden. Sie treffen mich daher nicht unvorbereitet. Es sind zehn Mann im Hause, alle wohlbewaffnet und mit Schießgewehren versehen. Versuchen Sie Gewalt, so werden wir Gewalt mit Gewalt vertreiben. Haben Sie irgend eine Forderung an mich, so betreiben Sie sie auf gesetzlichem Wege.“

„Frau,“ sagte nun French Louis, indem er sich gewaltsam zusammennahm, „wenn du dich vorgesehen hast, so ist es gut. Ich lobe dich darum. Aber deine zehn Mann fürchte ich nicht. Zwinge mich nicht zu Gewalt; oder die Folgen kommen über dich. Ich weiß, daß du Silly Waters und Fanny Löffler nebst noch einer Frau mit ihrem Kinde gegen das Gesetz hier zurückhältst, und du weißt, daß du, wenn die Sache untersucht würde, dem Zuchthause verfallen wärest; deß-

halb thue lieber jetzt gleich im Frieden, was du gezwungen doch thun mußt. Gib mir die drei Frauenzimmer, dann lasse ich dich wegen deines andern Umtriebs ungeschoren. Du siehst, ich habe meine Guard ausrücken lassen, und ganz Bergenhill nebst Umgebung hört ihrer Musik zu. Kein Mensch eilt dir zu Hülfe, und wenn ich dir das Haus über dem Kopf zusammenbrenne. Deßwegen ließ ich ja eben meine Guard ausrücken; darum nimm Vernunft an und öffne die Thüre. Wir machen die Sache dann ganz im Stillen ab."

Das Weib gab keine Antwort, sondern hob einen Eimer Wasser in die Höhe, der neben ihr stand, und schüttete ihn über die Untenstehenden aus. Dann verschwand sie.

„Hoho, so siehts aus!" schrie Louis, das Wasser von sich abschüttelnd, „Freunde, wir haben keine Zeit zu verlieren, sonst kommen uns die Bergenhiller über den Hals, und dann gibt's eine förmliche Feldschlacht. Eine Viertelstunde hält sie unsere Musik schon noch auf, ehe sie merken, was hier vorgeht. Also drauf und dran und fürchtet Euch nicht vor den Kugeln der Sicherheitswächter da drinn. Franz, reite mit vier von den Leuten um's Haus herum, steigt auf den Rücken Eurer Pferde, springt über die Mauer und schlagt nieder, was sich Euch widersetzt. Wir greifen von vornen an."

Mit diesen Worten sprang er vom Rosse, riß eine seiner schweren Pistolen aus der Gurte und hielt diese in's Schloß der ganz eisernen, wohl verwahrten Thüre. Ein dumpfer Knall und die Thür flog auf. Wie im Sturmwind waren sie innen.

„Zwei Mann bleiben an der Thüre," kommandirte Louis, „und lassen Niemanden ein und aus."

Er selbst stürmte vorwärts, gefolgt von den Uebrigen. Er hatte sich aus der Erzählung des Knaben, der ihm das Brieflein gebracht, den Weg in das Erdgeschoß, worin Fanny und Silly mit der armen Frau Blümlein gefangen sitzen mußten, wohl gemerkt und kümmerte sich um Nichts anders, als nur um diese Lokalität. Gerade wie er die in den Gang führende Thüre mit Einem Stoße aus ihren Angeln riß, kam auch Franz von der Gartenseite her zu Hülfe und in wenigen Secunden lagen ihnen Silly und Fanny in den Armen.

„Kinder," rief Louis, „es ist keine Zeit zum langen Kosen. Ihr Mädchen müßt Euch schon gefallen lassen, unsere kleine Maskerade mitzumachen. Schnell, werft Euch in die Kleider, in welchen bisher meine lustigen Bursche stacken; so merkt kein Mensch die Verwandlung, und wir kommen ungefährdet durch die ganze Menge durch."

Die Bursche, die als Damen verkleidet in der Chaise gesessen, warfen schnell ihre Ueberzüge ab und Silly und Fanny waren eben so schnell darein gehüllt; auch Frau Blümlein ward nicht vergessen, ob sie gleich nicht wußte, wie ihr geschah.

„Nun schnell in die Chaise," befahl Louis, „und dann fort Westhobocken zu. Ich möchte nicht gerne in die Hände des Sheriffs von Jerseycity fallen, denn der Bursche versteht keinen Spaß. Sind wir aber erst wieder auf neutralem Gebiet, so können wir über den ganzen Handel lachen, da ja Niemand ein Leid geschehen ist und die fromme Dame des Hauses hier sich wohl hüten wird, eine Klage wegen Friedensbruch's einzuleiten."

So wohlfeil sollte er aber doch nicht wegkommen. Die Besitzerin der Pension war in der That heute früh gewarnt

worden, auf ihrer Hut zu seyn; und kein Anderer war der freundliche Warner, als Dutch=Jakob, der, als er von dem Ausritte der French=Louis=Guard ins Jerseyische hörte, den kleinen Umweg auf seiner Tour nach Westhobocken, die er heute zu machen hatte, nicht scheute. Dachte er doch wenigstens an die Möglichkeit eines Angriffs von Seiten des Louis! Die Frau merkte sich den Wink und verrammelte daher nicht blos ihre Thüren und schloß ihre Fensterläden, sondern hatte auch ein paar Polizeileute von Jerseycity requirirt, um sie in ihrem Eigenthum zu schützen. Diese hatten sich bewaffnet eingefunden und sich seither die Zeit mit Essen und Trinken vertrieben. Als aber Louis mit Gewalt ins Haus drang, machten sie keine Miene, demselben entgegenzutreten oder ihn gar gefangen zu nehmen, wie die Frau verlangte.

„Mit Louis ist nicht gut zu spassen," meint Einer derselben bedächtlich, „und wenn in der That ein paar Frauenzimmer hier eingeschlossen sind, die er zu requiriren das Recht hat, so will ich wenigstens keine Hand im Spiele haben. Es ist besser, Ihr findet Euch gütlich mit ihm ab."

Die Andern stimmten ihm bei und so kam es, daß die Sicherheitswächter weder Hand noch Fuß rührten, um den French Louis in seinem Thun und Treiben zu stören. Dabei beruhigte sich aber die Frau nicht.

„Elende, erbärmliche Memmen!" rief sie wüthend. „Fürchtet Euch vor dem Namen French Louis! Aber wartet, ich will Euch Füße machen. In weniger als einer Viertelstunde soll die ganze Gegend in Allarm seyn und dann will ich sehen, wie Ihr Euch rechtfertigen könnt."

Mit diesen Worten eilte sie in ein Nebenzimmer und suchte

da in der Schnelligkeit einiges Gerümpel, Stroh und Möbel und ähnliches leicht brennbare Material zusammen. In Einem Nu hatte dasselbe Feuer gefangen und bei der leichten Bauart der Landhäuser in Amerika, welche beinahe nichts als hölzerne Kartenhäuser und mehr aus Brettern und Lattenstücken zusammengenagelt sind, als aus Balken und Steinen, mußte in kürzester Zeit das ganze Haus in Flammen stehen und die Umwohner zu schneller Hülfeleistung herbeilocken.

„Feuer, Feuer!“ schrieen die Polizeimänner und eilten die Treppe hinab, einen Ausgang zu suchen.

„Feuer, Feuer!“ schrieen die übrigen Insassen des Hauses, aus ihren Zimmern hervorstürzend.

„Feuer, Feuer!“ schrie die Inhaberin der Pension, die Trepxe heruntereilend. „French Louis hat das Haus in Brand gesteckt!“

Beim ersten Schrei war dieser aufgesprungen. Sein erster Impuls war, das Haus sich selbst zu überlassen und mit den Mädchen zu fliehen. Aber im selben Momente besann er sich eines Andern. Er eilte die Treppe hinan. Die Frau des Hau'es wollte an ihm vorbeifliehen. Er ergriff sie mit starkem Arm und schleuderte sie einem seiner Genossen zu.

„Stopp' ihr das Maul,“ rief er diesem zu. „Mach' einen Knebel, daß sie keinen Laut mehr von sich geben kann, sonst sind wir alle verlorene Leute. Ihr Andern aber folgt mir. Seid doch nicht so feigherzig, Euch von einem Weibe in's Bockshorn jagen zu lassen.“

Er stürmte die Treppe hinan und selbst die Polizeimänner ließen sich von seinem Beispiele anstecken und kehrten rechtsum. In einem Zimmer des obern Stocks brannte es lichterloh, aber noch hatte sich die Flamme nicht weiter ausgedehnt.

„Ergreift Bettdecken und Teppiche," rief Louis, „lauft nicht lange nach Wasser herum. Man kann ja die Flamme noch mit den Füßen zertreten."

Er selbst ging mit gutem Beispiele voran, und obwohl er sich die Kleider und Haare ein wenig dabei versengte, so ward doch die Flamme in kurzer Zeit erstickt. Es war nichts verbrannt, als einige Stück Möbel und Bettzeug. Außerhalb des Hauses hatte kein Mensch Etwas von dem Lärm und der Gefahr wahrgenommen, denn die Wachen, welche Louis aufgestellt, ließen Niemanden aus und ein.

„Ich denke, jetzt läßst du uns im Frieden ziehen, Frau," sagte Louis, als er in die untere Halle trat, worin die Meisten der Hausbewohner versammelt waren. „Wie du dich mit den Herren von der Polizei abfinden magst, die dich das Feuer selbst anlegen sahen, das überlasse ich dir. Vielleicht lassen sie ein gütlich Wort mit sich reden, wenn du nicht zu geizig bist, den Geldbeutel zu ziehen. Mir aber Ihr Herren, „wandte er sich lachend zu ihnen, „mir werdet Ihr im Nothfall bezeugen, daß ich hier nichts Gewaltsames beging, als daß ich meine Braut holte, welche mit ihrer Begleiterin hier widerrechtlich eingesperrt war. Und hier ist was, um auf meine Gesundheit zu trinken."

Dabei drückte er Einem der Polizeidiener ein Goldstück in die Hand. Nunmehr erst entfernte er sich mit seiner ganzen Gesellschaft. Silly und Fanny nebst der Frau Blümlein und ihrem Kinde saßen in der Chaise mit Halbmasken vor dem Gesichte und in weite, farbige Mäntel gehüllt. Die Andern bestiegen ihre Pferde und bald vereinigten sie sich wieder mit dem Haupttrupp, der nun mit klingendem Spiele unter

dem Gejauchze der Zuschauer auf dem Wege nach Westhobocken fortzog.

Erst viele Tage nachher erfuhr das Publikum unter der Hand, was sich in dieser kurzen Viertelstunde in Washington-Cottage zugetragen hatte. Zu öffentlicher Klage kam's nicht, denn die Frau fürchtete zu sehr für sich selbst und hatte genug damit zu thun, die requirirten Polizeidiener von Jerseycity zu geschweigen, was nicht ohne einen beträchtlichen Geldaufwand geschehen konnte.

In Westhobocken steht auf der höchsten Spitze des Berges, da wo die steile Steige von Hobocken heraufführt, ein großes, freundliches Haus, das „Jägerhaus" genannt. Hier ist im Sommer ein großer Verkehr, denn wer von der drückenden Hitze New-Yorks vertrieben einige Stunden oder Tage hier oben in der frischeren Luft zubringen kann, der nimmt im Jägerhaus Quartier, da die Wirthsleute gar freundliche und gemüthliche Leute sind. Auch heute schien eine große Gesellschaft erwartet zu werden, denn die Inhaber des Hauses waren ungewöhnlich thätig im Backen und Rösten und Zurüsten. Nicht blos die gewöhnlichen Dienstboten liefen geschäftig und eilig im Hause herum, sondern noch fremde waren engagirt worden, um an diesem Tage auszuhelfen. Bis jetzt freilich, am Vormittag nämlich, war's noch ziemlich stille, denn die einzigen Gäste waren vier Herren, die vor einigen Stunden angekommen waren, um wie es schien in der Umgegend ein Geschäft abzumachen. Wenigstens waren sie einige Zeit zusammen ausgewesen und saßen jetzt erst in einem kleinen Zimmer beisammen, wohin sie Speisen und Getränke hatten kommen lassen und den Wirth

dann anwiesen, sie nicht mehr zu stören. Außer diesen Vieren waren noch ein Dutzend andere Herren angekommen, die sich jedoch eben so still und ruhig benahmen, wie die ersteren. Sie schienen sogar ganz unbemerkt bleiben zu wollen, denn sie ließen sich weder in der großen Wirthsstube nieder, noch verlangten sie ein eigenes Zimmer; sondern sie zerstreuten sich theils im Stalle, wo sie ihre Pferde untergebracht hatten und wo auch die Pferde, die zu dem Gefährt der vier Herren in dem kleinen Zimmer gehörten, standen, theils schlenderten sie hart unter den Fenstern auf und ab, welche von dem kleinen Zimmer in's Freie führten, theils endlich stellten sie sich in dem Gange auf, durch den man zu jenem kleinen Zimmer gelangte und hielten so gleichsam Schildwache über die vier Herren, die in diesem Zimmer saßen, freilich jedoch, ohne daß Diese nur etwas davon ahnten oder wußten.

Die vier Herren nämlich waren auf's eifrigste mit sich selbst beschäftigt, und wir erkennen in ihnen Niemanden anders, als die Herren Waters und Löffler, nebst dem berühmten Johannes Blum und dem fast noch gelehrteren Oberbergwerks-Direktor. Es standen einige Flaschen und Speisen auf dem Tisch, vor dem die Herren saßen, aber sie sagten weder dem Essen noch dem Trinken stark zu, sondern gaben sich vielmehr hauptsächlich mit ein paar Steinarten ab, wovon sie Muster vor sich liegen hatten. Besonders Herr Waters war ganz vertieft in sein Studium. Er hatte einen großen Hammer neben sich und mit diesem zerschlug er verschiedene der Steine, so daß er am Ende nur ganz kleine Brocken noch vor sich hatte, welche alle mehr oder weniger mit kleinen Goldäderchen besäet waren. Dann nahm er aus einem Fläschchen, das vor ihm

stand, einige Tropfen und brachte diese mit den Goldadern in Verbindung, so daß das Gold die ätzende Kraft der Tropfen empfand.

„Es ist Gold," sagte er endlich, „pures, veritables, wirkliches Gold! Ich kann nicht mehr daran zweifeln. Und dann bin ich ja selbst dabei gewesen, wie das Golderz aus dem Schacht hervorgeholt worden ist. Hier kann kein Irrthum obwalten. Wir haben ein Goldbergwerk in Aussicht."

Der Oberbergwerks-Direktor beobachtete ihn scharf, wie er diese Worte vor sich mehr hinmurmelte, als sie laut sprach.

„Sind Sie endlich überzeugt?" fragte er ihn, mit dem Resultat seiner Beobachtung zufrieden.

„Ich bin's, erwiederte dieser, „und wir müssen nun an die Ausbeutung gehen. Wie viel brauchen Sie für den Anfang zur Einrichtung?"

„Wir müssen vor Allem Leute haben, zum Graben," entgegnete der Director, dem Anschein nach in tiefes Sinnen versunken. „Dann brauchen wir eine Siebmaschine, und endlich einen Dampfquecksilberapparat zur Reinigung. Ein Schmelzofen kann mit verbunden werden. Das Ganze mag auf etwa fünfzehn bis zwanzig tausend Thaler zu stehen kommen."

„Und wie hoch schätzen Sie die Ausbeute wöchentlich?" fragte Herr Waters weiter.

„Auf wenigstens dreißig tausend Dollars," erwiederte dieser mit voller Zuversicht. „Natürlich erst, wenn Alles im Gange ist. Ich glaube, daß wir im Jahr über eine und eine halbe Million Brutto einnehmen werden."

„Dann meine ich, sollten wir gleich beginnen lassen," bemerkte der alte Herr weiter, seine Schreibtafel ziehend. „Ich will Ihnen jetzt eine Anweisung auf meine Bank schreiben,

ich denke vorderhand von zehntausend Thalern. Sind diese verbraucht, so können wir weiter sehen. Unsern Gesellschaftsvertrag habe ich von meinem Anwalt aufsetzen lassen und wir können denselben auch gleich unterschreiben."

Die Papiere wurden nun vorgelegt und von allen Vieren unterzeichnet; dann schrieb der alte Herr die Anweisung und der Oberbergwerks-Direktor schob sie in die Tasche. Sein Auge leuchtete als er sie empfing, und seine Hand zitterte vor Aufregung, als er die Quittung dafür schrieb.

„Und nun meine Herren," rief der alte Herr seelenvergnügt. „Ergreift die Gläser: Auf gut Glück und viel Ausbeute."

Jakob Löffler war bis jetzt ganz still und wie verzückt dagesessen. Er hatte die Hände über dem Bauch gefaltet und schaute darein, wie ein Mensch, der im Traum in den siebten Himmel verrückt wird. Jetzt erwachte er zum gewöhnlichen Leben und stieß mit seinem Glase so heftig zu, daß es in kleine Stückchen zerbrach. Zu derselben Minute ertönte auch die Musik, welche die Ankunft der French-Louis-Guard verkündigte.

„Der Teufel hole diesen Menschen," rief Herr Waters. „Kann man denn nirgends Ruhe vor ihm haben? Ich für meinen Theil fahre nach New-York zurück, da ja unsere Geschäfte hier abgemacht sind."

„Und ich begleite Sie," rief der Oberbergwerks-Direktor, den alle Gesichtsfarbe verlassen hatte. „Eilen wir, ehe der gräuliche Mensch seinen Einzug hier hält."

Er sprang zur Thüre um sich spornstreichs nach den Pferden umzusehen, allein wie er hinauseilen wollte, standen vier Männer da, die ihm den Ausweg versperrten. Er sprang zurück und besann sich nicht lange, sondern riß das Fenster

auf und wagte den Satz auf den Boden, der zum Glück nicht viel über zwölf Fuß betrug. Er kam zwar gut und heil auf die Mutter-Erde, allein kaum hier angekommen, ward er von andern vier Mann in Empfang genommen, die ihm den Mund verstopften und im Nu Arme und Beine gebunden hatten.

In demselben Augenblicke traten die Vier, welche außen stationirt waren, in's Zimmer und bemächtigten sich des Johannes Blum, der ganz erschrocken und zähneklappernd da saß, als er sah, wie sein Verbündeter durch das Fenster das Weite zu gewinnen suchte. Er dachte gar nicht im Geringsten daran, sich zur Wehre zu setzen, sondern rief immer nur, ganz erbärmlich heulend: „Ach Gott, ich hab' ja gar Nichts gethan. So laßt mich doch gehen, ich will ja gewiß Alles bekennen."

Herr Waters machte ein sonderbares Gesicht, als er diese Vorgänge mitansah. Er blickte zuerst auf Jakob Löffler, ob er nicht vielleicht auch noch an die Reihe des Verhaftetwerdens komme, und dann sah er auf diejenigen, welche diese Gewaltthätigkeit verübten. So viel konnte er sich wohl denken, daß bei dem Oberbergwerks-Direktor, wie auch bei dem Metallurgen Johannes Blum nicht Alles in der Ordnung seyn müsse, sonst hätte der Letztere nicht so erbärmlich geheult und der Erstere hätte nicht versucht, durch das Fenster zu entkommen. Allein vielleicht war es doch möglich, daß Beide sich nur vor den ungesetzlichen Gewaltthätigkeiten French Louis fürchteten und deßwegen Fersengeld gaben, nicht aber aus Gründen eines bösen Gewissens. Uebrigens blieb ihm nicht lange Zeit zum Nachdenken, sondern er sowohl, als Jakob Löffler wurde von einem Abgesandten French Louis höflichst eingeladen, einer Sitzung beizuwohnen, in welcher über zwei Verbrecher Urtheil

gesprochen werden solle, die auch in einiger und zwar sehr naher Beziehung zu ihnen, den Geladenen, stehen.

„Und mit welchem Rechte wollt Ihr über Andere zu Gericht sitzen?“ fragte der alte Waters unwillig, obgleich er nichts destoweniger dem Abgesandten folgte. „Etwa mit dem Rechte des Stärkeren über die Schwächeren? Wollt Ihr vielleicht alles Gesetz mit Füßen treten?“

„O, was das Gesetz anbelangt,“ war die Antwort, „so könnten wir in New-York lange suchen, bis wir Recht bekämen. So sind wir denn so frei und nehmen das Gesetz selbst in die Hand. Uebrigens geht die Sache Euch näher an, als Ihr glaubt und ich wollte wetten, Ihr seyd am Ende mit unserer Rechtspflege selbst einverstanden.“

Draußen vor dem Jägerhause, auf dem freien Raum, der sich den Berg hinab gegen New-York zu senkt, war ein fast toller Lärm. Die Musik spielte ihre rauschendsten Melodien und an den Tischen, die man schnell vor's Haus getragen hatte, schmausten die Greenwichstreetbuben in voller Ausgelassenheit. Alle Einwohner des Dörfchens hatten sich hier versammelt und Viele waren auch von New-York heraufgekommen, um die tolle Festlichkeit mitanzusehen. Je lauter und toller es aber vor dem Hause zuging, — wir wissen jetzt, für wen die Wirthsleute ihre Vorbereitungen trafen —, um so stiller, ja fast unheimlicher war es hinten im Saale. Die Läden waren fest geschlossen und es brannten Wachskerzen, um Helle zu verbreiten, trotzdem daß es kaum Mittagszeit war. Um einen Tisch saßen zwölf Männer, unter ihnen in der Mitte als Vorsitzender French Louis. Vor dem Tische in mäßiger Entfernung standen zwei Gefesselte, der Eine trotzig und wild

um sich schauend, der Andere mit angstvollem Blick und dicke Thränen aus den Augen wischend. Links hinter einer Bank hatten sich drei Frauen niedergelassen, das Antlitz mit dichten Schleiern verhüllt. Rechts saßen Jakob Löffler und Herr Waters, der Dinge gewärtig, die da kommen sollten.

„Johannes Blum tritt hervor," rief jetzt French Louis mit feierlicher Stimme. „Hier ist ein Dollmetscher, der Alles vom Deutschen in's Englische übertragen wird, damit wir fein in der rechten Ordnung verfahren, denn es soll sich keiner von Euch beklagen, daß ihm nicht Recht widerfahren sey. Johannes Blum, du Neffe Robert Blums, du Held von Berlin und Wien und Dresden, sag' an, wie ist dein eigentlicher Name."

Hier konnte man eine heftige Bewegung auf der Frauenzimmerbank bemerken. Eines der Frauenzimmer erhob sich und wollte reden, ward aber von den zwei Anderen fast mit Gewalt zurückgehalten.

Johannes Blum trat vor, aber er zitterte so, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte. Er versuchte zu sprechen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst. Plötzlich fiel er auf seine Knie nieder und heulte wie ein Hund, der Schläge fürchtet.

„Du ärmlicher und erbärmlicher Wicht," sprach zürnend French Louis, „bist du denn zu feig, deine Rolle auch nur halbwegs durchzuführen? Und solch ein Cujon war im Stande, zwei Männer vierzehn Tage lang am Narrenseile herumzuziehen, und beinahe das Unglück von zwei Familien herbeizuführen?"

„Ach, gestrenger Herr Louis!" rief endlich der Gefangene laut heulend. „Lassen Sie doch Gnade für Recht ergehen. Nicht Blum heiße ich, sondern Blümlein und ganz gewiß bin

ich kein Neffe Robert Blums. Ach, ich bin ja nur ein armer Friseur und Bartabnehmer und habe noch Niemanden Etwas zu leid gethan; am allerwenigsten aber habe ich in Berlin oder Wien oder Dresden mitgefochten. O, haben Sie Erbarmen! Ich bin ja zu Allem nur verführt worden und der hier neben mir steht, hat den Plan zu der Geschichte entworfen. Ich bereue es ja von tiefstem Herzen und will in meinem Leben nie mehr den Metallurgen spielen."

„Hund von einem Feigling!" brüllte sein Mitgefangener und würde sich auf ihn gestürzt haben, wenn ihn seine Wächter nicht daran verhindert und damit er die Verhandlung nicht mehr unterbreche, ihm einen Knebel in den Mund gesteckt hätten.

„Was?" schrie Jakob Löffler zu gleicher Zeit, indem er mit gleichen Füßen von seinem Sitze aufsprang. „Was? Nicht der Vetter Robert Blums bist du? Kein Freiheitskämpfer aus den 1849er Jahren? Kein Geognost und Metallurg? Dann bin ich betrogen, betrogen, betrogen! O ich Esel, ich grausam dummer Esel! Franz, ich bitte dich um Gotteswillen," rief er einem der Männer zu, die neben French Louis saßen, „komm heraus und gib mir eine tüchtige Ohrfeige, aber eine tüchtige, oder lieber zwei. Franz, Franz, wie habe ich mich an dir und Fanny vergangen! O ich grausam dummer Esel, und wollte gescheidter seyn, als andere Leute!"

So lamentirte er fort und fort, und würde gar nicht zu Ende gekommen seyn, wenn nicht eine sanfte Hand sich auf seinen Mund gelegt und ihn so zum Stillschweigen gezwungen hätte. Es war Fanny, die es nicht mehr in ihrer Bank duldete, da ihr Vater sogar arg verzweifelt sich gebährdete. Zu

gleicher Zeit war aber auch eine Zweite der Frauen aufgesprungen, und hatte sich, ein kleines Mädchen im Arm, neben dem Malificanten Blümlein auf die Knie geworfen und vereinte ihr Flehen mit dem Seinigen.

„O, thut ihm nichts," rief sie, „es ist mein armer, verblendeter Mann. Er ist nur ein großer Maulheld; und bis jetzt hat er noch nie gestohlen oder betrogen. O lassen Sie ihn laufen! Er wird sich ganz gewiß von jetzt an ordentlich aufführen. Haben Sie Erbarmen schon wegen unserer kleinen Kinder."

Das war ein solcher Durcheinander, daß man kaum sein eigen Wort mehr hörte. Endlich stellte sich die Ruhe wieder Etwas her.

„Weib," sagte nun French Louis, „ich bin kein Richter, wie sie sonst auf den Gerichtsbänken sitzen. Ich bin ein einfacher Bursche und verstehe Nichts vom Gesetz, aber ich stehe meinen Freunden bei, wenn sie in Noth sind und von andern Leuten übervortheilt werden. Hier ist mein Freund Franz, dem entzog sein Schwiegervater die Hand seiner Tochter, blos weil dein Mann ihn mit seinen Goldminen närrisch gemacht hatte, und hier ist auf der andern Seite eben dieser Schwiegervater Jakob Löffler, dem hat dein Mann fast sein ganzes Vermögen abgeschwindelt, obgleich noch etwa fünfhundert Thaler bei ihm gefunden wurden, die ich jetzt Euch, Jakob Löffler, zurückgebe."

Dieser war aufgestanden und hatte seine Tochter Fanny an der Hand genommen. Er arbeitete offenbar an einem großen Entschlusse. Im Grunde genommen war er immer ein gutmüthiger Gesell gewesen, nur etwas schwach und leichtgläubig, und etwas ruhmsüchtig und obenhinaus. Er räusperte sich zweimal, nachdem er sich in Position gesetzt hatte. „Louis,"

sagte er endlich, „wenn's auf mich ankommt, so geschieht dem Blümlein Nichts. Er wär ja ein Esel gewesen, wenn er meine Dummheit nicht benützt hätte. Conträr im Gegentheil, ich bin dem Mann recht dankbar, denn er hat mir die Augen geöffnet. Franz, komm her, ich weiß, du bist brav, und trägst einem alten Kopfinvaliden seine Tollheit nicht nach. Da, nimm das Mädel, die Fanny. Aber das beding ich mir aus, noch heute muß Hochzeit seyn; und von dem Geld da, das ich so unversehens wieder bekomme, behalt' ich keinen Cent. Nehmt's zur Aussteuer und verwendet es, wie Ihr wollt, meinetwegen zum Hochzeitsschmause."

„Mann," rief Louis erfreut, „du hast doch das Herz auf dem rechten Fleck. So steh' nur auf," wandte er sich dann an den schluchzenden Blümlein. „Eine Tracht Prügel hätten dir Nichts geschadet. So wollen wir es aber in Anbetracht deines Söhnchens, das jetzt schon im kleinen Finger mehr werth ist, als du mit deinem ganzen Leibe, bewenden lassen. Aber das sage ich dir, tritt mir nie mehr vor's Angesicht mit einer ähnlichen Schlechtigkeit auf dem Gewissen, sonst entspringst du nicht mehr so wohlfeilen Kaufes."

„Nun kommen wir an dich, Oberbergwerks-Direktor," fuhr er nach einer Weile fort. „Nehmt ihm den Knebel aus dem Munde, daß er sprechen kann. Nun, was ist dein wahrer Name, mein vortrefflicher Freund?

„Du hast kein Recht über mich," versetzte dieser trotzig. „Ich werde dir nicht antworten."

„Nun dann will ich statt deiner antworten," versetzte Louis ruhig; aber doch verrieth die Tiefe seiner Stimme, daß der Zorn in ihm kochte. „Also Dutch-Jakob, du feiger Dieb,

du Hund von einem Deadrabbit, sag' an, was meinst du, was deine Strafe seyn werde?"

Der alte Herr Waters war bisher wie auf Kohlen gesessen. Endlich erhob er sich. „Louis," sagte er zitternd vor Aufregung, „dieser Mann hier ist nicht ein deutscher Baron? Kein Professor der Geognosie und Oberbergwerks-Direktor? Aber er zeigte mir doch Orden und Diplome; und das Gestein, das er mir vorlegte, enthält sicherlich reines Gold. Wie stimmt dieses zusammen?"

„Sehr einfach," meinte Herr Dyer, der sich nun gleichfalls erhob. „Die Orden und das Diplom sind mir gestohlen, so wie sich der Betrüger auch erlaubte, meinen Namen anzunehmen. Das Gold aber, das Sie in dem Gestein fanden, war freilich wirkliches Gold, aber ich goß es auf Bestellung des Burschen da hinein und wir beschlossen, den ganzen Handel zur Reife kommen zu lassen, ehe wir uns offen drein mischten. Sonst hätten Sie am Ende uns weniger Glauben geschenkt, als dem Schufte da."

„Hier ist die Anweisung auf Ihre Bank mit zehntausend Thalern," setzte French Louis hinzu, dem alten Herrn das Papier überreichend. „Das Bischen an baarem Geld, das bei dem Hundesohn gefunden wurde, rührt wohl noch von dem Goldstaub Jakob Löfflers her und gehört diesem. Doch, bestimmen Sie, wollen Sie den Betrüger den ordentlichen Gerichten übergeben wissen?"

Der alte Herr wurde bald roth, bald blaß. „Das ist ein höllischer Schurke," rief er endlich. „Und wie leichtgläubig war ich!" setzte er dann mit leiserer Stimme, gleichsam nur mit sich selbst sprechend, hinzu. „Mich so düpiren zu lassen!

Nur eine Stunde später und die Anweisung wäre erhoben gewesen, und ich hätte jetzt mit meinem Gelde das Nachsehen. Und was das Aergste ist, der Kerl ist nichts weiter, als ein ganz gewöhnlicher Loafer, ein ungebildeter, kenntnißloser Gassendieb! Herr Gott in deinem Reich, was werden die Zeitungen sagen? Ich kann mich ein Vierteljahr lang gar nicht mehr sehen lassen, und wenn ich mich sehen lasse, so überhäufen sie mich zu meinem Spott und meiner Schande mit lauter Goldbergwerks=Anträgen! Ich kenne meine malitiösen Freunde. Aber vielleicht könnte man die Sache noch vertuschen? Ich muß mit French Louis darüber sprechen. Er ist doch nicht so übel, als ich dachte, und dann, wie sehr wachte er über meinem Vortheil! Ohnehin, wenn ich die Silly dort drüben betrachte, denn die Silly ist's und keine andere, so wird mir keine Wahl bleiben, oder sie thun's ohne meine Wahl."

Der alte Herr hätte vielleicht noch lange in seinem Selbstgespräche fortgefahren, wenn er nicht von Louis unterbrochen worden wäre, der ihn wiederholt fragte, ob er den Dutch=Jakob den gewöhnlichen Gerichten übergeben wissen wolle oder nicht.

„Um Gotteswillen," rief Herr Waters fast entsetzt, „damit man morgen in New=York mit Fingern auf mich deute? Laßt ihn laufen, sie sollen ihn anderswo hängen. Und Louis, ich hätte Etwas mit Euch zu reden. Kommt in das kleine vordere Zimmer, wenn Ihr hier fertig seyd."

Damit schritt der alte Mann zur Thüre hinaus, nicht ohne einen forschenden Seitenblick auf die Bank zu werfen, wo er seine Tochter sitzen zu sehen vermeinte. French Louis wandte sich nun an den Delinquenten.

„Dutch-Jakob," sagte er ruhig, fast würdevoll. „Du hast in unserem Revier gestohlen, und dadurch den Verdacht auf uns werfen wollen, als seien wir selbst gemeine Taschendiebe. Hier liegen die Orden und die andern Werthsachen, die du damals geraubt hast, vor uns auf dem Tische, denn man hat sie an deinem Körper gefunden. Du hast einen meuchelmörderischen Anfall auf mich gemacht und hättest mich getödtet, wäre nicht ein Freund noch zu rechter Zeit in's Mittel getreten. Du hast die beiden Männer, die so eben noch hier saßen, wenn nicht um ihr Hab und Gut, doch um einen großen Theil ihres Vermögens beschwindelt und es ist nicht deine Schuld, daß du nicht mit dem Errungenen fliehen konntest. Du hast mir in meiner Abwesenheit von Hause eingebrochen, und gewisse Briefe gestohlen, um das Glück zweier Menschen zu verderben und an einen Dritten zu verkaufen. Du hast endlich, und das ist die schwerste Anklage, dadurch daß du gestohlenes Gut nicht freiwillig zurückgabst, den Tod von dreizehn Menschen verursacht; denn es wäre nie zu dem Kampfe in der Orangestreet gekommen, wenn deine Niedertracht nicht gewesen wäre. Sag' an nun, Dutch-Jakob, welche Strafe hast du verwirkt?"

Der Elende schwieg verstockt; doch sah man an seinem schielenden Auge, daß er nach und nach ängstlich zu werden begann.

„Kameraden," fuhr Louis ernst fort. „Was hat der Dieb, Einbrecher und Meuchelmörder verdient?"

„Du kennst unsere Gesetze Louis," versetzte einer von ihnen, derselbe, den er sonst als seinen ersten Lieutenant behandelte; „wenn es ein Tapferer ist, so erhält er einen Stich

durch's Herz und ein ehrlich Begräbniß; ist's ein Feigling, so wird er so lange geschlagen, bis er kein Glied mehr rührt. Stirbt er dran, so wirft man ihn in den Strom, überlebt er's, so darf er in seinem Leben das Weichbild New-Yorks nicht mehr betreten bei Gefahr seiner Ohren und seiner Nase. So lauten unsere Statuten."

„Gut," erwiederte Louis. „So nehmt ihn, den feigen Hund, und gebt ihm so viel, als er vertragen kann, aber nicht mehr. Ich möchte kein Menschenleben muthwillig auf dem Gewissen haben. Dann brennt ihm mein Zeichen auf den Rücken, damit er auf ewige Zeiten gebrandmarkt sei. Und läß'st du dich einmal später wieder in New-York blicken, so ist Jeder von uns bereit, sein Messer mit deinen Ohren und deiner Nase Bekanntschaft machen zu lassen. Fort mit dir, Bestie!"

Jetzt erst zeigte sich der wahre Charakter dieses Elenden, der von Deutschland in seiner frühsten Jugend ausgestoßen in Amerika durch schlechten Umgang vollends auf die tiefste Stufe der Erbärmlichkeit herabgesunken war. Er warf sich auf den Boden, und klammerte sich an die Tischfüße an. Er heulte und zähnklapperte zugleich. Angst und Wuth stritten sich um die Oberhand. Die Greenwichstreet-Burschen machten aber kurzen Prozeß mit ihm. Sie schleppten ihn zum Saale hinaus und ein Knebel in seinem Munde erstickte das Gebrüll, das er sonst ohne Zweifel ausgestoßen haben würde. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. Daß aber die Strafe richtig an ihm vollzogen wurde, dafür glauben wir dem Leser bürgen zu können.

Einige Minuten darauf waren Silly und ihr Geliebter auf dem Wege nach dem kleinen Zimmer im vorderen Hause.

„Louis," sagte Silly, „das war ein schreckliches Gericht."

„Ja," erwiederte Louis, „doch es mußte seyn; aber ich verspreche dir, daß du nie mehr Zeuge eines solchen Auftritts seyn sollst."

„Ach, Louis," seufzte Silly; „es ist mir nicht wegen meiner. Ich bin nicht so schwachnervig, um nicht solche Taugenichtse bestraft sehen zu können. Aber ich fürchte für dich. Bedenke, daß solche Eigenmächtigkeiten und Gewaltthätigkeiten einmal zu einem bösen Ende führen müssen. Und was wäre ich, wenn ich dich nicht mehr hätte?"

French Louis zog sie fest an sich. „Vertraue auf mich," sagte er, „mein Weib soll nie Schande von mir erleben. Aber was willst du deinem Vater entgegnen, wenn er dich fragt, wie du mit mir hieherkommst?"

„Ich werde ihm sagen," antwortete sie mit fester Stimme, „daß ich gewählt habe, und daß von nun an keine Trennung mehr zwischen uns stattfindet."

Hand in Hand traten sie in das Zimmer, wo der alte Waters mit großen Schritten auf- und abging.

„Louis," sagte Dieser, „ich habe mir die Sache überlegt. Geschehene Dinge kann man nicht ändern. Macht Hochzeit, je eher, je besser. Aber könnten wir nicht die Geschichte mit dem Goldbergwerk vertuschen? Ich möchte nicht in allen Zeitungen herumfahren und zum Gespött der Welt werden. Man wird ohnehin schon genug über Eure Hochzeit zu erzählen wissen, und wie du dir deine Braut aus Washington-Cottage holtest."

„Wenn Sie darüber in Sorge sind," erwiederte Louis lächelnd, „so beruhigen Sie sich. Meine Buben werden still seyn, wie das Grab, und für den Franz und die Seinigen,

wie auch für Freund Dyer, glaube ich stehen zu können. Wenn nur die Frau auf Washington-Cottage zu geschweigen ist, so erfährt keine Seele Etwas von dem ganzen Hergang."

„Oh, die Frau!" meinte der Schwiegervater erleichtert. „Die wird wohl klug seyn und keinen Mund aufthun! Ohnehin hat sie im Sinne, ihr Anwesen dort oben zu verkaufen, und sich weiter in's Land zu machen; da denke ich, und wenn ich mir die Sache recht überlege, wird es am besten seyn, ich kaufe die Cottage, und mache sie Euch zum Hochzeitspräsent. Die zehntausend Thaler, die du mir gerettet hast und die ohne dich verloren gewesen wären, können keine bessere Verwendung bekommen. Ich will gleich hinfahren und ich hoffe, bis Morgen könnt Ihr dort einziehen; oder lieber gleich heute Abend, denn ich sehe schon, Silly hat einmal ihren Kopf darauf gesetzt, und somit ist's besser, Ihr laßt Euch gleich heute noch zusammengeben."

In der That war er auch gleich darauf auf dem Wege nach Washington-Cottage, und nach einer Stunde wußten French Louis und seine junge Gattin, daß dieses hübsche Landhaus mit allen Meubeln und aller Einrichtung ihr Eigenthum sei, und zur Minute von Ihnen bezogen werden könne, da die fromme Vorsteherin des Instituts bereits mit allen ihren Zöglingen auf dem Wege nach Philadelphia sei, um sich dort von Neuem zu etabliren. In Amerika werden derlei Geschäfte schnell abgemacht.

Wir haben gesagt: „French Louis und seine junge Gattin." Und so war es auch. Franz und Fanny, Louis und Silly begaben sich ganz in der Stille zum Squire oder Schultheißen des Orts und ließen sich auf dessen Zimmer trauen. Hat

ja doch in Amerika jede Magistratsperson das Recht der Copulation! Niemand war Zeuge, als der alte Löffler und Herr Dyer. Eine Stunde nachher finden wir sie in dem kleinen Zimmer bei einem einfachen Mahle fröhlich vereinigt. Am vergnügtesten aber war Jakob Löffler.

„Gott sei Dank," rief er einmal über das andere. „Nun kann ich doch keinen dummen Streich mehr machen, denn das Geld ist fort. Jetzt muß ich wieder arbeiten; aber dafür habe ich wieder einen lustigen Sonntag. Wenn nur mein Bruder kein Narr ist und mir noch einmal Geld schickt. Franz, du mußt gleich nach Australien schreiben, daß ich ihm das bei Leib und Leben verbiete, denn ich kann einmal das Geld nicht vertragen. 's ist gegen meine Natur!"

Auch Herr Dyer war sehr glücklich. Sie hatten ihm Alle so herzlich gedankt; denn nur durch seine Beihülfe war es möglich gewesen, Alles zu einem glücklichen Ende zu führen.

„Laßt es gut seyn," sagte er endlich, als sie gar kein Ende nahmen mit ihrer Dankesbezeugung. „Ein Mann, wie Louis, verdient wohl noch mehr, als solch' ein Bischen Freundschaftsopfer. Unter andern Verhältnissen wäre er vielleicht ein großer General geworden. Nun aber hoffe ich, daß er seinen Commandostab über die Greenwichstreet abgibt und aus einem „Könige der Runner" ein unterthäniger Sklave der Liebe wird."

Herr Dyers Prophezeihung traf nur theilweise ein. Ein Sklave der Liebe blieb zwar Louis Zeit seines Lebens, und nie ward eine Frau von ihrem Manne höher und zärtlicher gehalten, als die Frau French Louis; aber den Commandostab in der Greenwichstreet gab er deßwegen doch nicht ab. So

kam es denn, daß er nur wenige Jahre darauf bei einem Auflauf daselbst einen heftigen Stoß auf die Brust und das Herz erhielt, an dessen Folgen er plötzlich auf der Straße umfiel, und in einer Minute, wie man zu sagen pflegt, gesund und todt war. Nie hat es ein Anderer nach ihm so weit gebracht, unumschränkter Gebieter der „Buben" zu werden; sondern seither herrscht theils Oligarchie, theils Anarchie daselbst. — Frau Silly lebt noch, aber nie konnte sie sich dazu entschließen, einen andern Mann zu nehmen. French Louis ist jetzt noch ihr Ideal der Kraft, des Muthes und der Ritterlichkeit.

Weit friedlicher und ruhiger war von nun an der Lebensverlauf von Franz Mayer. Seine Frau, die lustige Fanny, wußte sich des Geschäftes so ausgezeichnet anzunehmen, daß dasselbe in immer größeren Flor gerieth, und schon nach wenigen Jahren wirkliche Engrosgeschäfte damit verbunden werden mußten. Der Wunsch Jakob Löfflers wurde somit doch noch erfüllt und Franz Mayer gehört jetzt unter die nicht unbedeutenderen Importer, obgleich sein Detailgeschäft nach wie vor von ihm und zwar nicht blos nebenbei fortgesetzt wird. „Mein Spezereikram ist meine Goldgrube," pflegt er zu sagen und seine Frau pflichtet ihm vollkommen bei.

Herr Dyer ist jetzt in Deutschland wirklicher Oberbergwerks-Direktor, d. h. wenn man Böhmen zu Deutschland rechnen darf, und liebt es noch oft, wenn er besonders aufgelegt ist, davon zu sprechen, wie man in Amerika Golderz fabricire.

II.

Germania in Amerika.

Im Hotel Shakspeare in der Stadt New-York ging es an einem schönen Sommerabend des Jahres 1850 lustig und hoch her. Es war heute ein Schiff von Deutschland angekommen, das einen großen Theil seiner Insassen hier abgeliefert hatte, und daraus, daß die Leute statt in der verrufenen Greenwichstreet in dem weiter oben gelegenen, von dem ordinären Einwanderungsgewühl entfernten Gasthof abgestiegen waren, konnte man schließen, daß dieselben einer besseren Classe von Emigranten angehörten, als man sonst ankommen zu sehen gewöhnt ist. Die Leute hatten sich in dem geräumigen Salon des Hotels, der hinter dem vorderen Wirthschaftszimmer gelegen ist, versammelt, und soeben waren die Kellner daran, die Reste des Abendessens zu entfernen, das vor einer halben Stunde aufgetragen worden war. Dieß ist sonst fast immer der Zeitpunkt, wo die Gäste aufstehen und sich zerstreuen; hier schien es aber gerade umgekehrt zu seyn, denn nunmehr ließen die Neuangekommenen frische Flaschen Bier auftragen und es schien, als ob sie sich jetzt erst recht festpflanzen wollten. Allerdings ließen sich einige Buben und Mädchen, die bei der Parthie waren, nicht abhalten, vor die Thüre zu gehen, um sich an dem ungewohnten Anblick der neuen und großen Stadt zu

erlustiren, wie auch einige Frauen, die noch kleine Kinder auf dem Arme trugen, mit denselben auf die Seite gingen, und sich um die festsitzenden Uebrigen wenig bekümmerten; allein die große Mehrzahl, Männer wie Weiber, Jünglinge wie Jungfrauen, blieben auf ihrem Sitze wie festgebannt, und es war klar, daß ein besonderer Grund sie festhielt, denn die Neugierde sprach aus allen Blicken.

Es war eine für einen Amerikaner vielleicht sonderbare Mischung von Menschen, ein Deutscher aber konnte sich gleich zurecht finden. Ein Theil der Männer nämlich trug gelbe Lederhosen, weiße Strümpfe, einen blauen Tuchkittel mit blanken breiten Knöpfen und einer Pelzmütze, so wie es unter den Bauern in Süddeutschland Brauch und Sitte ist. Ein anderer Theil hatte sich so ziemlich französirt und trug sich, wie in den Städten die Männer sich zu tragen pflegen. Derselbe Unterschied war auch unter dem weiblichen Geschlecht zu finden. Die Einen trugen helle Strümpfe, einen kurzen, kaum über die Kniee reichenden faltenreichen dunkeln Rock, ein rothes Mieder nebst einem offenen Barchentwamms drüber und eine kleine anliegende Haube über den langen bis an die Waden herabreichenden Zöpfen; die Andern hatten sich neumodischer aufgeputzt und trugen sich, wie man in Paris und Lyon und jeder Stadt des Continents die Frauen zu sehen gewöhnt ist. Ungeachtet aber dieses Unterschieds in der Kleidung schien doch die Gesellschaft, die hier an einer langen Tafel versammelt saß, zusammenzugehören; dieß bewies schon die Einigkeit, die unter ihnen herrschte, sowie auch der Gesichtsausdruck ein ziemlich uniformer war. Wahrscheinlich, sogar ohne Zweifel kam der Unterschied in der Kleidung, welcher in Amerika so sehr auf-

fällt, davon her, daß diese Leute in Deutschland verschiedenen Ständen (nicht einer verschiedenen Volksraçe) angehört hatten, ein Umstand, der natürlich eine Verschiedenheit in der äußeren Erscheinung mit sich führen muß. In Amerika geht der Bauer gerade so gekleidet wie der Advokat, und der Pfarrer wie der Meßner. Der Eine hat vielleicht einen feineren Rock an als der Andere; aber der Schnitt ist ein und derselbe. Der Karrenfuhrmann, wenn er Sonntags in die Kirche geht, trägt seine Vatermörder so hoch und steif als der Bankier, wenn er in seiner Karosse vor dem Betsaale vorfährt. In Deutschland ist das anders. Da ist der Bauer — Bauer und der Beamte — Beamter. In Deutschland gibt's Klassen, Stände, und diese verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft müssen doch auch äußerlich sichtbar werden. Daher der Unterschied in der Kleidung, daher die Uniformen! In Amerika ist der Eine heute Bauer, morgen städtischer oder Staatsbeamter, heute ist der Andere Kaufmann und morgen ist er Gastgeber. Es weiß Keiner, was ihm der nächste Tag bringt; darum haben sogar die Bedienten keine Livrée (wenn sie nicht Nigger sind, die das ganze Leben lang auf ihrer Stufe stehen zu bleiben gezwungen sind), weil man nicht sicher ist, was in der nächsten Woche aus ihnen wird. —

Wie aber unter diesen Neueingewanderten einiger Unterschied in der Kleidung war, eben so auch in der Ordnung, mit der sie zu Tische saßen. In Deutschland kann man sich, wenn man in einem kleinen Landstädtchen an eine Wirthstafel tritt, nie täuschen, wer der Vornehmste ist; denn der Vornehmste sitzt oben an und dann geht es der Rangordnung gemäß herab bis ans untere Ende; und so streng hält man sich, sogar hie und

da jetzt noch an diese Rangordnung, daß ein Stammgast, wenn er seinen Platz von einem Dritten besetzt fände, lieber wieder nach Hause ginge, ehe er einen andern „geringeren" Platz einnähme. Diese Ansicht von einer verschiedenartigen Gliederung der menschlichen Gesellschaft ist den Deutschen von Jugend auf so in's Fleisch übergegangen, daß sie sich nur schwer davon losschälen können. Ja sogar derjenige, der sich seiner freien Denkungsweise und seiner vorurtheilslosen Volksthümlichkeit rühmt, wird nicht selten Spuren zeigen, daß er über die engherzigen Schranken des Klassenunterschieds noch nicht hinausgekommen ist. So wußten unsere Emigranten im Hotel Shakspeare gar wohl, daß sie in einem Lande angekommen waren, wo es keinen Adel und privilegirte Stände gibt, sondern wo Jeder dem Andern gleich ist und die Geburt und der Stand, den man gerade einnimmt, keinen Unterschied ausmachen; dessenungeachtet saßen sie so, daß man wohl sah, der Vornehmste sitze oben und dann komme der Nächstvornehmere und so herab bis zum gewöhnlichen Taglöhner. Es ist gar schwer, sich von Vorurtheilen frei zu machen, die man mit der Muttermilch eingesogen hat, und der gewöhnliche ungebildete Mensch verunglückt in diesem Versuche meistens so sehr, daß er statt der Freiheit, die er sich erwerben sollte, nur eine rohe Frechheit zeigt, die noch weit eckelhafter ist, als das demüthige Unterordnungsbewußtseyn, das ihn in Deutschland beseelte.

Obenan saß ein starker Mann von etwa fünfzig Jahren. Er trug einen dichten Backenbart, der sein ganzes Gesicht einfaßte; die Kopfhaare aber waren auf der Stirne fast gänzlich verschwunden, so daß diese breit und glänzend da lag. Sein doppeltes Kinn und ein derber Zug um seine Mundwinkel

verrieth einen Mann, der entschlossen zu handeln gewohnt war und ohne Zweifel nicht gerne mit sich spaßen ließ. Seine Stimme klang etwas befehlshaberisch, als ob er nicht gerne Widerspruch duldete. Wahrscheinlich kam dieß von seinem früheren Berufe her, denn man titulirte ihn von allen Seiten: „Herr Bürgermeister." Den Platz rechts von ihm nahm ein noch ziemlich junger Mann von etwa 30 Jahren ein. Er war, wie der Erstere, französisch gekleidet, zeichnete sich aber durch gänzliche Bartlosigkeit und eine sehr ausnehmend weiße Cravatte aus. Er trug eine Brille, hatte einen hastigen, lauernden Blick, wenn er die fast immer halbgeschlossenen Augen aufschlug, und strich sich beständig das lange, strohgelbe Haar aus dem Gesichte hinter die Ohren, wahrscheinlich um „Johannesähnlicher" auszusehen, zu welchem Bilde jedoch ein paar hervorstehende schwarze Fangzähne, die über einem sinnlich rohen Unterkiefer thronten, nicht recht passen wollten. Man nannte ihn abwechslungsweise „Ehrwürden und Herr Vikarius." Wie nämlich der Erstere Bürgermeister, so war er Pfarrverweser in der Gemeinde gewesen, aus der unsere Einwanderer stammten. Unter dem ehrwürdigen Herrn Vikarius saß eine derbe, gedrängte Gestalt. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren mit einem ungeheuren Schnurrbart. In seinem wettergebräunten Gesichte lag eben soviel Fröhlichkeit als Gutmüthigkeit, und aus seinen lustig zwinkernden Augen konnte man den jovialen Gesellschafter herauslesen. Er trug einen enganschließenden grünen Rock und wurde „Herr Förster" titulirt. Gegenüber dem Herrn Vikarius und dem Förster sehen wir zwei Damen, offenbar die Angesehensten unter der ganzen Gesellschaft und auch die Schönsten. Beide waren blond, beide jung, beide

schön gewachsen und doch war ein unendlicher Unterschied zwischen ihnen. Die eine zur linken Hand des Bürgermeisters war ein Mädchen von etwa neunzehn Jahren. Ihre Haare waren zurückgestrichen und ließen das ganze unschuldige Gesichtchen frei. Die blauen Augen wurden von langen seidenen Wimpern beschattet, und die Wangen lächelten so kindlich rosig, als wenn das Mädchen in seinem innersten Gedanken das erwachsene Alter einer mannbaren Jungfrau noch nicht erreicht hätte. Dazu kam noch ein schlichtes Kleid, das bis an den Hals hinauf eng anschloß und die schwellenden Formen mehr verrathen ließ als zur Schau trug. Dieß war das Töchterchen des Bürgermeisters Rothwang, auf welches derselbe sich nicht wenig zu Gute that. Einen ganz andern Eindruck machte die andere blonde Dame, die neben diesem schüchternen Reh mehr wie die Göttin Minerva selbst sich geberdete. Ihre blonden Locken fielen keck und herausfordernd über einen vollen Busen herab, der unter einem Mousselinflor des weitausgeschnittenen Kleides halboffen auf- und niederwogte. Die vollen großen Augen trafen wie zwei Blitze, und um den halboffenen Mund wiegte sich ein Lächeln, das die Göttin Venus nicht weicher und einladender erzeugen konnte. Die runden Arme waren blos bis an den Ellenbogen und den Leib umschloß ein in unzählichen Falten und aufgeblasenen Absätzen sich wiegendes Seidenkleid. Man glaubte vor der Pforte des Paradieses zu stehen, wenn man diese Frau ansah, und Mancher mochte wohl denken, daß es nicht schwer fallen dürfte, diese Pforte zu öffnen. Der Name dieser Frau war: „Karoline, Wittwe des Kaufmann Heringer.“ Den übrigen Passagieren und Auswanderern war sie weniger bekannt, denn sie war nur erst auf dem Schiffe zu ihnen gestoßen, hatte sich

aber dann gleich der Familie des „Bürgermeisters" angeschlossen, weil ihr diese am meisten zusagen mochte. Von den andern Persönlichkeiten, die wir hier versammelt sehen, läßt sich nämlich nur wenig oder nichts sagen, da sie fast Alle einfache Bürgersleute und Bauern waren, die mit ihrem Bürgermeister sich aufgemacht hatten, ihr Glück in Amerika zu suchen. Auch Handwerker waren darunter und Gewerbekundige, aber auch sie werden keine bedeutende Rolle in unserer Erzählung spielen; darum können wir eine nähere Beschreibung ihrer Personen füglich bei Seite lassen.

„Kinder, Freunde," sagte jetzt der Bürgermeister aufstehend und mit dem goldenen Ringe seines Fingers an sein Glas klopfend, daß Alle still und stumm saßen. „Soweit wäre nun alles geordnet. Der Herr Vikarius, unser künftiger Pfarrer, den wir voraussandten, um einen günstigen Platz für unsere Ansiedlung auszulesen, hat Alles auf's Beste gelöset. Der Platz ist gefunden, der Preis des Landes ist nicht theue und Jedermann versichert uns, daß wir eine vortreffliche Wahl getroffen haben. So glaube ich denn, daß ich nur eine Pflicht erfülle, wenn ich Ihnen, Herr Vikarius, im Namen unserer Aller den gerührtesten Dank sage. Männer, Leute, schenkt Eure Gläser voll und laßt sie lustig zusammenklingen. Der Herr Vikarius Nänz unser künftiger Seelsorger soll hoch leben!"

„Hoch, Hoch, Hoch!" ertönte es von allen Seiten und die frischgefüllten Gläser klangen lustig zusammen.

„Freunde und Mitbrüder," erwiederte der Herr Vikarius, indem er sich zu voller Größe erhob und das lange Haar aus der Stirne und von den Schläfen zurückstrich. „Ihr thut mir

zu viel Ehre an; ich that nur, was meine Schuldigkeit erheischte, und wenn das Werk gelingen sollte, wenn wir wirklich eine Colonie in's Leben rufen, die den andern Deutschen als ein Vorbild vorleuchten soll, so wollen wir nicht uns schwachen Werkzeugen, sondern dem die Ehre geben, der diesen Gedanken in uns erregte, und uns als seine Handlanger dazu bestellt hat. Der Herr der Heerschaaren segne unser Vorhaben, in Ewigkeit, Amen!"

Mit diesen frommen Worten, die von einem eben so frommen Augenaufschlagen gen Himmel begleitet waren, setzte sich der zukünftige geistliche Hirte dieser sich neubildenden Gemeinde.

„Warum sollte es Uns fehlschlagen?" fuhr der Bürgermeister in der Sinnesweise des Vorredners fort. „Wir sind zwar nur fünfzig Köpfe, nur etwa zehn Familien und eben so viel Ledige, aber wir sind ein starker Anfang. Es sind unter uns nicht blos Bauern und Arbeiter, sondern wir haben auch einen Schmied, einen Wagner, einen Schreiner, einen Schuhmacher und einen Schneider. Den Zimmermann muß mein Sohn machen, der schon etwas davon versteht. Dann haben wir unsern Herrn Seelsorger, der zugleich den Unterricht über die Kinder übernimmt. Wenn wir fest zusammen halten und einig sind, warum sollte es uns dann nicht gelingen? Und sind wir erst einmal über das erste Jahr hinüber und haben die nöthigen Baulichkeiten hergestellt und die Felder in Ordnung, dann werden sie von allen Seiten kommen und in unsere Colonie eintreten wollen. So bilden wir so zu sagen den Kern, um den sich die übrigen Deutschen schaaren sollen."

„Unter Ihrer Leitung, verehrtester Herr Bürgermeister," flötete Frau Karoline, dem Letzteren einen ihrer süßesten Blicke

zuwerfend, „muß Alles gelingen. Ein Mann von Ihrer Einsicht und Energie macht auch das Unmögliche möglich, und wer würde Ihnen nicht gerne die Hand reichen, wenn Sie dazu auffordern? Darum habe ich mir es auch als eine besondere Ehre erbeten, ob ich gleich nicht aus Ihrer Heimath stamme, mit zu Ihrer Gesellschaft gehören zu dürfen, und das Meinige dazu beizutragen, der Colonie zu einem schnellen Aufschwung zu verhelfen."

Der Bürgermeister, der Schmeichel.. besonders aus schönem Munde wie es schien nicht unzugänglich, verbeugte sich höflich. „Es wird, es muß gelingen," setzte er laut hinzu. Wir sind jetzt in einem freien Lande, wo wir uns nach allen Seiten hin rühren können. Keine engherzigen Gesetze schnüren unsere Thätigkeit zusammen, keine zehntenähnliche Abgaben verringern unsere Einnahmen. Was wir erwerben, erwerben wir für uns selbst, und wenn wir, wie wir beschlossen haben, eine allgemeine Leihkasse errichten, in welche Jeder sein mitgebrachtes Vermögen einwirft, und aus welcher er dann hinwiederum bezieht, was ihm zur Erbauung seines Hauses, zur Herstellung seiner Einrichtung, zur Erwerbung seines Viehstandes, oder seiner gewerblichen Geräthschaften nothwendig ist, wogegen die Leihkasse das Anrecht auf Alles Eigenthum erhält, bis alle Schulden zurückgezahlt sind, — wenn wir so verfahren, sage ich, und Einer dem Andern treulich beisteht, Keiner sich höher und mehr dünkt, als der Andere, weil in einem Freistaate Alle gleich und gleichberechtigt sind, Alle einfache Bürger, dann wird man uns bald als ein Musterbild betrachten, dem Hunderte nacheifern werden. Freilich hätte ich gewünscht, wir hätten den Doctor, der mit uns über die See gefahren ist, gewinnen können, sich bei uns

niederzulassen; dann wäre auch für des Leibes Wohl gesorgt gewesen, wie für das Geistige durch unsern Herrn Vicarius gesorgt ist. Aber noch immer gebe ich diese Hoffnung nicht auf, denn nur wenn wir einen geschickten Arzt in unserer Mitte haben, sind wir nach allen Theilen hin versorgt. „Doch," unterbrach er sich plötzlich selbst, „wo ist denn der Doctor? Ich vermisse ihn schon seit einiger Zeit, und mein Sohn Ferdinand fehlt ebenfalls."

„Ferdinand ist nach dem Sohn unserer früheren Nachbarin gegangen," erwiederte Pauline mit sanfter Stimme. „Du weißt, die Wittwe Rau, deren Aeltester schon vor drei Jahren nach Amerika ging. Und ich glaube, der Doctor hat den Ferdinand begleitet. Sie wollten zum Abendessen zurück seyn!"

„Aha, den Schlosserjungen, den Christian, meinst du," sagte der Vater mit ein wenig gerunzelter Stirne, „den Sohn meines früheren Schützen und Büttels! Der hätte doch zu uns kommen können, ohne daß ihn mein Sohn, des Bürgermeisters Sohn, aufgesucht hätte!"

„Aber er wußte es vielleicht gar nicht, daß wir nur hier sind, und da hätte es schwer gefallen, uns aufzusuchen," warf Pauline schüchtern ein.

„Gutgegeben, Schwager Bürgermeister," rief der Mann mit dem großen Schnurrbart, der frühere Förster Gauß, der Bruder der verstorbenen Frau des Bürgermeisters. „Gutgegeben, Schwager! Es ist wahrhaft herabwürdigend, daß des Schulzen Sohn des Büttels Sohn aufsucht, auch wenn sie Schulkameraden waren! Aber, wie hast du doch vorhin gesagt? Es soll sich Keiner höher und mehr dünken, als der Andere?

Verdammt kitzlich Ding das, wenn man es auf sich selbst anwenden muß!"

„Du nimmst gleich Alles so spitzig," meinte der Bürgermeister, indem sich seine Wangen ein Bischen höher färbten. Zu einer weiteren Bemerkung aber, hatte er nicht Zeit, denn in diesem Augenblicke traten die Erwarteten ein.

Der Arzt oder der Doctor, wie man ihn kurzweg nannte, war ein noch ziemlich junger Zwanziger, der die Universität noch nicht lange absolvirt hatte. Auch er war nicht von dem Dorfe, dem die Uebrigen angehörten, sondern im Gegentheile ein Norddeutscher, während die Andern Süddeutsche waren; allein da er auf dem Schiffe, auf welchem sie zusammen herüberreisten, und auf dem, wie fast auf allen Segelschiffen kein Arzt angestellt war, in verschiedenen Krankheitsfällen Gelegenheit bekam, seine Geschicklichkeit zu beweisen, so stand er mit fast Allen auf vertrautem Fuße. In der That war er nicht ungeschickt, und hatte sein Vaterland nur deßhalb verlassen, weil er eine Braut hatte, der er so bald als thunlich eine Heimath gründen wollte, was in seinem Vaterlande vor vielen Jahren nicht wohl möglich war, weil daselbst alle Praxis in den Händen älterer, längst bekannter Aerzte ruhte, welche einen jungen noch unerfahrenen Doctor kaum aufkommen ließen. Ferdinand, der Sohn des Bürgermeisters — er und Pauline waren seine einzigen Kinder —, war ein kräftiger, netter Bursche, den schon seine ungemeine Aehnlichkeit mit seiner Schwester als deren Bruder verrieth. Er hatte kein eigentliches Handwerk erlernt, sondern war nach den gewöhnlichen Vorstudien in eine polytechnische Schule gesandt worden, um sich dort zum Kaufmann und Fabrikanten weiter auszubilden. In seiner und

des Doctors Begleitung kam ein anderer junger Mann, der Beide wohl um einen ganzen Fuß in der Höhe überragte. Mit diesem hohen Wuchse stand aber seine breite Brust und der kräftige Körperbau im schönsten Ebenmaße. Die Stirne war hoch und gewölbt, das braune Auge feurig, die Gesichtsfarbe gesund; der Ausdruck des ganzen Menschen verrieth Energie und Verstand und auf seinen feinen Zügen stand Freundlichkeit mit Ernst gepaart. Die schöne Wittwe schoß einen feurigen Blick auf ihn, als sie des jungen Mannes ansichtig wurde; Pauline aber war aufgesprungen und eilte ihm mit fröhlichem Lachen entgegen.

„Christian," rief sie, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte, die er mit freudigem Aufblick ergriff. „Bist du es wirklich, Christian? Ei, bist du stark und kräftig geworden. Man sollte fast meinen, du seyest noch gewachsen. Und wie viel tausend Grüße ich dir auszurichten habe! Wahrhaftig eine ganze Kiste voll."

So sprach sie noch lange in ihrer kindlichen Fröhlichkeit fort. Es war ja der Sohn ihrer nächsten Nachbarin! Er war ja mit ihrem Bruder aufgewachsen und dessen bester Schulfreund geblieben, bis er vor drei Jahren, als armer Schlossergeselle, (fast mit Unterstützung der Gemeinde, wenn nicht der Förster Gauß in's Mittel getreten wäre) nach Amerika ging, da die alte Wittwe, seine Mutter das Geld nicht allein aufbringen konnte.

Der junge Mann hielt die Hände des Mädchens fest in den seinigen und schaute ihr freundlich und bewundernd in's Gesicht. Hatte sie ihn stärker und kräftiger gefunden, was war erst, nach seinem erstaunten Blick zu urtheilen, mit ihr

für eine Veränderung vorgegangen! Damals, als er sie verließ, war sie noch ein Kind, kaum der Schule entwachsen und jetzt — welch' herrlich entwickelte Jungfrau stand vor ihm! Er hatte sie in ihrer Jugend auf dem Arme getragen, mit ihr gespielt, sie geherzt und geküßt, und jetzt — welch' liebliches Wesen, welch' feine Weibes-Gestalt hatte sich aus ihr herausentwickelt? Er konnte nicht aufhören, ihre Hände zu drücken, und doch war ein Etwas in ihm, das ihm in all seiner Freude wehmüthig stimmte. Er fühlte, daß sein Verhältniß zu der erwachsenen Jungfrau ein anderes geworden sey, als es zu dem Schulkinde war. Das Schulkind durfte er als Nachbarkind behandeln, auch wenn es des reichen Bürgermeisters Töchterlein war; die Jungfrau stand ihm fremd gegenüber, denn nunmehr war er der arme Schlossergeselle, des Büttelssohn, während sie die reiche Bürgermeisters Tochter blieb.

„Pauline,“ stammelte er endlich, „was du schön geworden bist! Ach verzeihen Sie,“ verbesserte er sich, „ich meinte, ich sey noch in meinen Knabenjahren, und hätte mich fast vergessen, Sie zu duzen, wie zu unseren Schulzeiten.“

„Und so wirst du's auch künftig halten, alter Schwede!“ rief der schnurrbärtige Förster, indem er dem neuen Ankömmling derb auf die Achsel klopfte. „Donnerwetter, Bursche, bist du auseinandergegangen! Freut mich bei meiner Seele, dich zu treffen. Weißt ja, hab' immer was auf dich gehalten, und so viel ich erfahren hab', ist auch was Tüchtiges aus dir geworden. Na, gib' mir deine Hand und dann geh' der Rund nach bei allen Bekannten herum, deren du genug in der Stube triffst.“

„Sie haben's immer besonders freundlich mit mir gemeint,“

erwiederte Christian, dem ehrlichen Förster die Hand schüttelnd, „und wenn Sie nicht gewesen wären, so hätte ich nicht einmal die Reise hierher machen können.“

„Halt mir's Maul von solchen Lappalien,“ rief der Förster kurz angebunden. „Hast mir ja den Bettel längst wieder heimbezahlt. Aber jetzt laß dir Eins sagen, sprich wie dir der Schnabel gewachsen ist, d. h. wie wir's in unserem Dorfe mit einander gewohnt waren, und bleib' mir und uns Allen mit deinem „Sie“ vom Leibe, wenn wir gute Freunde bleiben wollen, natürlich den gestrengen Herrn Bürgermeister ausgenommen,“ setzte er mit einem lustigen Augenzwinkern zu diesem gewandt hinzu, der sich eben der Gruppe ebenfalls nahte.

„Wie geht's dir, Christian?“ fragte dieser in freundlich seyn sollendem, aber ziemlich herablassend klingendem Tone, denn die gar zu freundschaftliche Begrüßung zwischen dem jungen Manne und seiner Tochter hatte ihm nicht recht gefallen wollen. „Wo stehst du wirklich in Arbeit? Bei einem Schlosser oder Dreher?“

„In einer Maschinenwerkstätte,“ erwiederte der junge Mann bescheiden. „Wir machen die Maschinen zu Mahl- und Säg-Mühlen, und richten solche auch wohl ganz ein.“

„Mahl- und Säg-Mühlen?“ rief der Förster dazwischen. „Dich können wir gerade brauchen, und der Kuckuk soll mich holen, wenn wir dich nebenaus lassen.“

Jetzt traten auch Andere heran, denn jeder wollte den jungen Mann begrüßen, der in ihrer Mitte aufgewachsen war, und den Alle von Kindesbeinen an kannten. Endlich nahm Alles wieder Platz und der Förster ruhte nicht, bis er den

Christian zwischen sich und den Ferdinand hineinpracticirt hatte, um ihn für den ganzen Abend mit Beschlag zu belegen.

„Kinder!“ sagte der Bürgermeister, indem er sich Ruhe erbat. „Einen wichtigen Punkt haben wir vergessen. Wir reisen Morgen auf den Platz ab, wo sich unsere Colonie in wenigen Wochen erheben wird, aber noch haben wir ihr keinen Namen geschöpft. Wie wollen wir sie heißen?“

„Neu-Stuttgart,“ rief eine Stimme vom untern Tische herauf.

„Neckara,“ meinte der Herr Vicarius, „nach dem Namen des schönsten Flusses unseres früheren Vaterlandes.“

„Ich stimme für „Rothwangenburg,“ sprach die schöne Wittwe, indem sie dem Bürgermeister abermals einen jener Blicke zuwarf, die so leicht das Herz der Männer entzünden. „Der Name des Gründers und Stifters unserer Colonie sei auch der Name der Colonie selbst.“

„Heringenstadt wär' auch nicht übel,“ meinte der Förster, lustig die Augen zukneifend. „Oder auch Gimpelfangshausen! Dann wäre die Rothwangenburg und die Heringenstadt in schönster Glorie vereinigt.“

„Freunde!“ erhob sich wieder der Bürgermeister. „Wir wollen Deutsche bleiben auch in Amerika. Wir sind dem alten Vaterlande entronnen, um seinen Plackereien, seiner Darniederlage, seiner Zerrissenheit, seinen Abgaben auszuweichen. Aber nie haben wir aufgehört, deutsches Gemüth, deutsche Herzlichkeit, deutsche Tapferkeit, deutschen Sinn und Geist hochzuschätzen über Alles, was es gibt auf Erden. Wir wollen die Tugenden der Deutschen neu aufpflanzen in dem Lande der freien Amerikaner. Hier fallen alle Fesseln, die uns im alten

Vaterlande beengten, hier erst kann der deutsche Charakter zu Ehren kommen; darum wollen wir hier den Anfang mit der Gründung eines neuen Deutschlands machen. Dieses unser Kleindeutschland soll das seyn, was Großdeutschland seyn könnte, wenn es in seiner Entwicklung keine so schiefe Richtung genommen hätte. Darum hoffe ich, wir sind Alle dahin einig, unserer Colonie den Namen zu geben, der allein ihrem Zwecke entspricht: sie sei stark, treu und frei, wie die alte Germania."

„Und wo möglich, eben so einig," lachte der Förster, der an den Neuaufbau Deutschlands in Amerika keinen rechten Glauben haben wollte.

„Germania soll leben, hoch!" schrieen die Meisten der Anwesenden. Der wohl= und volltönende Name gefiel ihnen ausnehmend gut.

„Halt!" rief der Bürgermeister, als er sah, daß sein Antrag angenommen sei. „Diese Gesundheit müssen wir in Wein trinken, in ächtem, gutem, deutschem Wein, in Rheinwein."

Der Wein kam, die Gesundheit wurde getrunken und an Toasten auf die neue Colonie: „Germania" fehlte es nicht, so lange die Flaschen, welche der reiche Bürgermeister zum Besten gab, nicht alle leer waren. Herr Rothwang erklärte mit freudeglühenden Wangen, das sei der schönste Tag seines Lebens. Der Förster aber schüttelte den Kopf und meinte, wenn's nach diesem Weine gehe, den sie als „ächten" Rheinwein tranken, so werde sie viel „Säure und viel Falschheit" erwarten.

„Verdammtes Getränke, das!“ sagte der Förster den andern Tag beim Erwachen. „Wenn die Menschen hier ebenso geschmiert sind, als sie den Wein schmieren, so wird's eine schöne Salbe absetzen. Ich werde mich an ein anderes Getränke halten müssen, denn mit solchem Kopfweh möchte ich nicht alle Tage aufstehen.“

„Guten Morgen, Förster,“ ertönte eine frische Stimme, die nach kurzem Anklopfen in's Zimmer getreten war.

„Bist schon da?“ rief der Förster fröhlich, sein Kopfweh vergessend. „Gott sei Dank, du bist immer noch der alte, ehrliche Junge, Christian, und hältst dein Wort auf die Minute. Aber komm', laß' uns hinabgehen. Ein Bischen starken Kaffee auf die Weinmixtur von Gestern kann Nichts schaden. Dann nehmen wir den Doktor und den Ferdinand und die Pauline mit und machen einen Gang durch New-York, wie wir's gestern verabredet haben. Muß doch das Ungethüm von einer Weltstadt oder Empire-City, wie sie's hier nennen, mehr in der Nähe anschauen, ehe wir uns in unsere Retraite, das neue Germania, zurückziehen.“

Sie gingen in's Wirthschaftslokal hinab, wo sie schon einen großen Theil ihrer Landsleute versammelt fanden. Einige derselben waren noch früher aufgewesen und schon ausgegangen, um nach Bekannten und Verwandten zu sehen, die vor ihnen nach Amerika ausgewandert waren, und hier in der Stadt ihren Wohnsitz hatten. Auch der Bürgermeister war schon auf den Beinen, denn er hatte alle Hände voll zu thun, um noch die Einkäufe an Werkzeugen und sonstigen Materialien zu machen, welche der neuen Colonie bei ihrem „Anfang“ so überaus nothwendig waren. Er betrachtete sich als den Gründer dieses

neuen Anwesens und war es auch in der That; deßwegen legte er sich auch die Pflicht auf, für Alles, so viel in seinen Kräften stand, zu sorgen. Zu dem Ende hatte er sich Jemanden beigeben lassen, der der englischen wie deutschen Sprache gleich mächtig war, um seine Einkäufe zu besorgen. Anfangs dachte er an den Christian Rau, als den passendsten Mann zu diesem Geschäfte; allein er verwarf diesen Gedanken, wie er ihn gefaßt hatte. „Er ist zu jung dazu," sagte er laut zu seiner Beschwichtigung; in seinem Innern lag aber ein anderes Motiv, ob er sich's gleich nicht gestehen wollte: „es war ihm zuwider, daß der Sohn seines früheren Dorfschützen gleichsam sein Rathgeber und Lehrmeister seyn solle." So blieb dem Förster und den Wenigen, die er sich zu seiner Begleitung ausersehen hatte, freie Hand, nach Belieben herumzuschlendern; denn die schöne Wittwe, Frau Karoline Heringer, lag noch tief in den Federn, und die Uebrigen fühlten eine Art Scheu, eine angeborne deutsche Scheu, sich zu den „Honoratioren" der Gesellschaft hinzudrängen, als welche die Gebildeteren und Reicheren der Gesellschaft betrachtet wurden.

Bald befanden sie sich mitten im Gewühle der Stadt. Christian Rau, der schon drei Jahre hier arbeitete und natürlich mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt war, führte sie vor Cityhall, das große Rathhaus, dann in den Broadway, die unendliche Weltstraße, dann an die Werften der beiden Flüsse, welche New-York einschließen. Endlich als er ihnen die Hauptsache, das Großartigste gezeigt, zogen sie sich in ein deutsches Bierhaus zurück, dem sie auf ihrem Wege begegneten, um sich nach dem langen, ermüdenden Gange in der Hitze und dem Staub der mächtigen Handelsstadt mit einem frischen Trunke zu laben.

„Aber nun sagt mir endlich auch," fragte Christian, als sie sich in der heimlichen Stube behaglich fühlten, „wie kommt Ihr alle hieher? Es ist mir noch gerade, wie ein Traum, und ich kann's heute gerade sowenig begreifen, als ich's gestern begriff, wie der Ferdinand mich aufsuchte. Sonst gehen die Armen, die Auswürflinge nach Amerika, um da ihr Fortkommen zu finden, das ihnen im alten Vaterlande zu schwer gemacht wird. Aber wie Ihr, die Wohlhabenden, die Reichen, die, denen draußen Nichts abging und denen es unter ihren Freunden, unter ihren Verwandten, unter dem schönen Himmel Deutschlands, in dem herrlichen Blumengarten des alten Vaterlandes wohl genug seyn mußte, wie Ihr hieher kommt, das kann ich nicht begreifen."

„Von mir ist das bald gesagt," meinte der Doktor lächelnd; „denn auf mich findet Ihre Lobrede Deutschlands keine Anwendung. Ich habe meine Examen gemacht und hatte volle Erlaubniß zu practiciren; aber die Patienten wollten nicht kommen. Meinen Collegen, die vor mir sich als Aerzte niedergelassen hatten, ist es wahrscheinlich früher eben so ergangen; aber sie konnten zuwarten, bis ein älterer Arzt starb und sie seine Praxis als Erbschaft überkamen, weil sie vielleicht Vermögen besaßen oder doch nur für sich selbst zu sorgen hatten. Nicht so bei mir. Ich habe eine Braut und möchte heirathen. Sie hat aber so wenig Vermögen, als ich. Somit muß ich dazu thun, mir eine Existenz zu gründen mit hinreichendem Einkommen, um Mann und Weib zu ernähren. Das konnte ich vor zehn oder noch mehr Jahren ohne besondern Glücksfall in Deutschland nicht, weil's der Aerzte, auch der Geschickten, zu Viele sind. Hier aber glaube ich, ist mir's möglich und

schon nach kurzer Zeit möglich. Das ist mein Grund, warum ich hierher kam."

„Und Sie werden finden, daß Sie wohl daran thaten," entgegnete Christian. „In den größeren Städten zwar wird es auch schon schwerer halten, bis sich Einer Bahn bricht. Es bleibt Jeder gern in einer Stadt sitzen, darum gibt's da schon viel Concurrenz. Ueberdieß sind's der Pfuscher zu viele, der Barbiere, die den Arzt spielen, oder der Hufschmiede, die sich selbst graduiren und mit dem Doktorstitel schmücken. Aber auf dem Lande, in den neuen Niederlassungen, da kann es einem Arzte nicht fehlen. Seine Arbeit wird zwar eine mühsamere seyn, er wird einen großen Distrikt zu bereisen haben, weil die Farmen und Bauernhöfe weit auseinander liegen; aber er wird so gesucht seyn, wie die Hülfe in der Noth, und mit einem guten Reitgaul, dessen Unterhalt ihn fast Nichts kostet, weil die Bauern gerne mit Haber und sonstigen Felderzeugnissen zahlen und aushelfen, lassen sich alle Tage schon zehn oder zwanzig Meilen*) zurücklegen. Gewiß, wenn Sie nicht darauf versessen sind, in einer großen Stadt zu leben, so kann es Ihnen nicht fehlen, und Sie können Ihre Braut schon nach einem halben Jahre nachkommen lassen."

„Wasser auf meine Mühle, Doktor," rief der Förster. „Sie werden sehen, Sie können am Ende nichts Gescheidteres thun, als bei uns zu bleiben. Wir kennen einander zwar erst seit der Seereise, aber ich fühl's, wir werden einander nicht

---

*) Unter Meilen sind hier natürlich „Amerikanische" oder „Englische" zu verstehen, deren fünf auf eine deutsche Postmeile gehen. Seemeilen sind etwas größer, und man rechnet deren vier auf eine deutsche Meile. Der Verfasser.

mehr los, denn 's ist in Ihrem Innern ein Etwas, das uns zu einander zieht. Ehrliche Leute, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, müssen eine Art von Magnetnadel besitzen, die sie an einander kettet; anders kann ich mir's nicht erklären. Aber nun, um auf uns zu kommen, wie wir dazu getrieben wurden, uns hieher aufzumachen, so ist's kurz genug erzählt. Es war kein „Muß," sondern ein: „Ich will," und des Menschen Wille ist sein Himmelreich, oft aber auch seine Hölle. Also von dem Jahr 1848 hast du gelesen, Freund Christian, und wir, der Bürgermeister und ich und der Ferdinand waren mitten d'rinn. Wir glaubten natürlich, die Professoren in Frankfurt hätten den rechten Leim, um die verschiedenen Staaten und Stäätchen an einander zu kitten, daß sie Ein Stück würden. Es war aber zu viel Wasser im Leim, und so hielt er nicht, und eine Portion nach der andern fiel ab, und am Ende blieb gar nichts, nicht einmal die Leimkachel; denn die versteigerten sie in Bremen an die Vorkäufler. Dem Bürgermeister war somit auf einmal seine ganze Begeisterung genommen, und es wurde ihm wind und wehe im alten Vaterlande; den Ferdinand aber hatte ich fast mit Gewalt zu halten, daß er nicht mit denen zog, welche im Badischen die Scherben der Kachel zusammenflicken wollten. Mir selbst machte der Umschwung, der nun eintrat, mehr zu lachen, als zu flennen, ob mich's gleich meine Stelle als Förster kostete, denn ich hatte ja zu leben auch ohne die Besoldung; aber ein wunder Fleck war auch in meiner Brust geblieben und der trieb mir oft fast die Thränen in die Augen, wenn ich mir denken mußte, daß all' der Aufschwung in dem ganzen, großen, deutschen Volke nichts gewesen seyn sollte, als eine mächtige Seifenblase, die

auf einmal wieder zusammenplatzte. Dazu kam dann noch, daß die „Andersdenkenden" hart verfolgt wurden, vielleicht weniger von den Regierungen, als den Beamten auf dem Lande. Diese fühlten sich wieder als „Kleinkönige," und konnten es besonders nicht vergessen, daß man sie einmal in ihrer Schwachheit gesehen hatte. Also drückten sie Jedem den Daumen auf's Auge, den sie im Verdacht hatten, ein „Deutschländer" zu seyn. Der Bürgermeister dankte also ab, ob sie ihn gleich nicht dazu nöthigten, wahrscheinlich weil er Geld hatte; allein du weißt, er hatte immer einen ein Bischen hohen Sinn und ist nicht dazu geboren, den Scherwenzler zu machen. Wessen er einmal voll überzeugt ist, davon läßt er nicht mehr. Nun kam noch das weitere Unglück, daß aller Handel und Wandel draußen stockte, und daß die Güterpreise immer mehr sanken und voraussichtlich noch weiter sinken mußten; denn Gott wollte die Deutschen um der Professoren willen strafen. So trat denn der Bürgermeister auf einmal mit dem Entschlusse auf, nach Amerika zu gehen, um dort eine neue Heimath, ein neues Deutschland zu gründen. Ich war im Anfang dagegen, denn ich fürchte fast, wir ältere Männer passen nicht mehr recht zum Auswandern. Wir können uns nur schwer in ein neues Leben hineinfinden, und die Herrn Amerikaner werden sich wohl nicht nach uns richten, sondern wir werden uns nach ihnen richten müssen. Der Gedanke aber, eine deutsche Colonie zu stiften und den Anfang zu einem neuen Deutschland zu machen, hat mir vollends gar nicht hinunter wollen, denn man kann doch nicht einen Staat im Staate gründen. Sollte das durchgeführt werden wollen, so müßte man eine unentdeckte Insel acquiriren, und sich darauf niederlassen. Dann ginge es viel-

leicht so lange, bis einen die Engländer oder ein anderes seefahrendes Volk eroberten. Mein Schwager aber, der Bürgermeister, ließ sich nicht davon abbringen. Er verkaufte seine Güter und lud ein, mit ihm zu gehen, wer da wollte. Natürlich schloßen sich Viele an, und reisten mit, die Meisten auf seine Kosten. Was sollte ich alter Junggeselle allein draußen thun? Weib nehm' ich keines und somit hab' ich Niemand, als meiner verstorbenen Schwester Kinder, den Ferdinand und die Pauline. Also machte ich meine Kapitalien zu baar Geld und fuhr auch mit. Nun weißst du Alles. Aber jetzt hab' ich einen Wunsch und den darfst du mir nicht abschlagen. Du mußt mitziehen auf unser neues Germania, wie der Doktor da auch mit muß. Wir müssen Jemand haben, der die Sprache versteht, die man hier spricht; und zudem bist du ein geschickter Maschinist und Mühlenbauer, und einen solchen brauchen wir ganz nothwendig. Du siehst, ich will deine Theilnahme nicht zu d e i n e m, sondern zu u n s e r e m Nutzen; denn, so viel ich weiß, ist in Amerika Alles auf Egoismus berechnet; somit amerikanisire ich mich blos, wenn ich ebenso handle. Haben wir aber die Woche hindurch tüchtig gearbeitet und uns abgeplagt, so schleichen wir uns am Sonntag in den Wald, und lauschen dem Gesang der Vögel, und schießen uns Abends einen Braten, den uns Pauline fertig macht, und von dem sie dir immer das saftigste Stück präsentiren soll. Willst, so schlag' ein; du weißst, ich mein's nicht bös."

„O weh, Förster Gauß," erwiederte Christian halblachend, halb ernsthaft. „Du hast die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Du wirst kein Wild in den Schuß bekommen, wenn du nicht ein paar hundert Meilen weiter in's Land hinein ziehst.

Hier herum auf eine weite, weite Strecke ist alles Wild längst ausgerottet, und höchstens gibts noch hie und da einen Vogel oder ein Kaninchen. Was aber den Gesang der Vögel betrifft, so besitzt Amerika keinen Singvogel. Die einzigen Singvögel sind die, welche in den Bauern und Käfigen vor den Fenstern hängen und welche aus Tyrol oder den Niederlanden herübergebracht worden sind. In den Wäldern aber ist's so still, als ob's ein weites Grab wäre, ausgenommen das Krächzen eines Raubvogels."

„Ist das wahr?" fuhr der Förster heraus. „Kein Wild, kein Singvogel! Donnerwetter, ist das ein Land! Keine Lerche, kein Fink, keine Amsel, keine Drossel, keine Nachtigall! Mit dem Wein habe ich heute Morgen schon abgerechnet, denn der ist das helle Gift. Nun auch noch keinen Singvogel! Es muß ein herzloses, gallengrünes Volk seyn, dieses Amerikanervolk, daß Gott ihnen nicht einmal einen Singvogel gönnte! Ich hätte Lust, schon Morgen wieder umzukehren."

Zorn und Wehmuth stritten in dem starken Manne, der die Hälfte seines Lebens im Walde und im Felde zugebracht hatte, mit einander. „Ich will das Land nicht weiter schimpfen," setzte er dann in seiner halbspottenden Weise hinzu. „Sie sind übel genug daran, wenn sie nicht einmal in ihrem Leben das Liebeslied der Nachtigall und das Hallelujah der Lerche zu hören bekommen! Aber wenn's so traurig in diesem Lande aussieht, so kann man sich ja nicht einmal mit der Natur beschäftigen, sondern man ist auf die Menschen angewiesen. Drum muß ich schon auf meine frühere Frage und Bitte zurückkommen. Siehe, Christian, wir reisen heute noch auf unser neues Land ab, das der Vikar ausgesucht und erkiest hat.

Ich trau' der Geschichte nur halben. Man hätt' sollen Jemand anders voraussenden und nicht den Geistlichen; aber die Bauern wollten's einmal so, denn sie sind gewohnt, dem Pfarrer alle Reverenz zu schenken. Zudem hat sich da unterwegs die Frau Heringen eingefunden, die macht dem Herrn Schwager den Hof, als wäre er zweiundzwanzig statt zweiundfünfzig. Dann sind unsere Bauern und Handwerker, wie sie eben sind: unterwürfig und still, so lange man sie im Zaume hält, roh und gemein, so wie sie ausschlagen können. So hab' ich kein groß Zutrauen auf das Glücken des Unternehmens. Wenn daher der Bürgermeister sein Geld in die allgemeine Leihkasse thut, aus der Jeder seinen Bedarf entlehnt und dafür mit Hab' und Gut haftbar wird, so lass' ich mein Geld außen, damit doch ein Reservefond da ist, wenn die Sache schief geht. Dreinschwätzen läßt sich mein Herr Schwager Nichts, trotz aller Redensarten von Freiheit und Gleichheit, und wenn er klug werden muß, so muß er's durch eigene Erfahrung werden. Drum thut es Noth, daß Einige unter uns fest zusammenhalten, damit wir nicht so gar isolirt dastehen in dem wildfremden Lande; dazu habe ich Euch ausersehen, die Ihr hier bei mir sitzt; thut mir also den Gefallen, und schlagt ein: ein Schutz= und Trutz=bündniß auf ewig!"

Er hielt ihnen seine beiden Hände hin, und sah einmal auf den Doktor, dann wieder auf den Christian Rau, denn des Ferdinands und der Pauline war er sicher. Die hingen fast mehr an ihm, dem Oheim, als an dem Bürgermeister, dem Vater!

„Wahrhaftig, ich wollte von Herzen gerne," erwiederte der Christian nach kurzem Besinnen. „Förster, es wäre eine

ewige Schmach für mich, solltet Ihr an mich eine Fehlbitte thun. Verdanke ich ja doch Euch Alles! Waret es ja doch Ihr, der Ihr das Lehrgeld für mich zahltet, daß ich bei einem tüchtigen Schlosser Unterkunft fand! Waret es wiederum Ihr, der Ihr mir es möglich machtet, in den Abendstunden dieselbe Schule zu besuchen, in welcher der Ferdinand lernte! Und abermals waret es Ihr, der Ihr mir das Reisegeld hierher vorstrecktet! Wahrhaftig in Gott, ich könnte Euch nichts abschlagen, wenn ich auch wollte. Aber, aber — der Herr Bürgermeister wird es nicht gerne sehen, er wird mich als einen Eindringling und Aufdringling betrachten, denn ich bin in seinen Augen doch nur immer des Büttels Sohn und er wird seinen, seinen ....“

„Hochmuth willst du sagen,“ ergänzte der Förster die abgebrochene Rede. „Sag's nur gerade heraus, denn ich bin ganz derselben Ansicht. Mein Herr Schwager ist ein wackerer Deutscher und führt nebenbei immer die französischen Redensarten! „Fraternité, Egalité“ im Munde, aber den Standeshochmuth kann er deßhalb doch nicht lassen. Doch das ist jetzt nicht die Hauptsache. Ich frage dich vielmehr, Christian, bist du so egoistisch, daß du das Bischen Demüthigung nicht ertragen kannst, das dir vielleicht vom Bürgermeister zu Theil wird, während du doch umgekehrt weißt, daß du uns Allen eine Wohlthat erweisest, wenn du der Unsere wirst?“

„Hier ist meine Hand, Förster,“ rief jetzt Christian, „ich geh' mit Euch, und bleib' bei Euch, bis Ihr mich fortjagt.“

„Und hier ist meine Hand ebenfalls,“ rief der Doktor. „Förster Gauß, Sie sind ein Mann nach meinem Herzen. Ich ziehe mit Ihnen, und wenn es mir möglich ist, in einem hal=

ben Jahre meine Braut nachkommen zu lassen, so hoffe ich, wird sie in Pauline eine Freundin finden."

Pauline gab ihm die Hand, ohne ein Wort zu erwiedern. Ihre andere Hand ruhte längst in der Christians, um ihn für sein Jawort, mit ihnen zu ziehen, zu belohnen, vielleicht auch um ihn für den Hochmuth des Vaters im Voraus zu entschädigen.

„Nunmehr mag's kommen, wie es will," jubelte der Förster, „wir halten fest zusammen. Auf Du und Du, wir alle Vier, und auf ewige Zeiten!"

Es war aber nun hohe Zeit, daß sie aufbrachen, wenn sie nicht zu spät zum Mittagessen kommen und dadurch den Zorn des Bürgermeisters, der auf strenge Accuratesse viel hielt, reitzen wollten. Wie sie jedoch im Hotel ankamen, merkten sie bald, daß Etwas schief gegangen seyn müsse, denn der Bürgermeister ging mit langen Schritten im Zimmer auf und ab, und seine Wangen waren hochroth aufgeschwollen. Seine Augen schlug er zu Boden, wie er in großem Zorne zu thun gewohnt war. Am Fenster stand der Vicar und strich sich das Haar hinter die Ohren, während seine Augen in Verachtung der irdischen Dinge die Zimmerdecke suchten, aber doch nicht umhin konnten, hie und da im Vorbeileuchten einen Seitenblick auf die Wittwe Heringen zu werfen, welche ganz ruhig lächelnd an einem Tischchen saß, ihre schönen Füße bis weit über die Knöchel herauf sehen ließ und mit einem Sonnenschirmchen spielte. Unweit der Thüre hielten vier oder fünf Männer, alle anscheinend ledig bis auf Einen, dessen Weib und Kind neben ihm stand. Auch sie hatten, wie der Bürgermeister, die Augen niedergeschlagen, aber es war mehr Ver-

legenheit und Schaam, was auf ihren Gesichtern lagerte, als Zorn. Neben ihnen standen ein paar zugenagelte Kisten und einige Päckchen, die sie in rothe Tücher eingewickelt hatten, wie Einwanderer gewohnt sind.

„Du kommst gerade recht, Förster," rief der Bürgermeister grimmig lachend. „Da sieh' dir einmal die fünf Tropfen hier an der Thüre an! Ich hab' die Bursche mitgenommen aus Gnad und Barmherzigkeit. Sie hatten kaum so viel, um sich die nöthigen Lebensmittel auf's Schiff zu kaufen; Alles Andere, Reise-Kosten und Ueberfahrtsgeld, habe ich ihnen aus meiner Tasche vorgestreckt. Sie waren die Eifrigsten, wenn es galt „hoch Germania" rufen. Und jetzt? Nun jetzt sagen sie, sie wollen hier bleiben, weil einige Kameraden in der Stadt ihnen versprochen hätten, ihnen hier Arbeit zu verschaffen! Hat man je solche Undankbarkeit gesehen? Ist es je vorgekommen, daß Menschen so schwach waren, einen wohlüberlegten Beschluß auf das Zureden des Nächsten — Besten hin alsobald aufzugeben? Gibt es ein Beispiel in der Welt von größerer Feigheit und Niederträchtigkeit zugleich?"

„Die Welt liegt im Argen," sagte der Vikarius mit einem weithinhörbaren Stoßseufzer, „und der Teufel hat seine Sendlinge der Verführung allüberall."

„O weh," erwiderte der Förster mit wehmüthigem Lächeln, „die deutsche Einigkeit bekommt schon wieder ein Loch und ich befürchte, unsere Germania wird aus dem Leim gehen, ehe sie nur aufgebaut ist."

„Bürgermeister, Ihr braucht nicht so zu räsonniren und uns schlecht zu machen," versetzte Einer der an der Thüre Stehenden, ein Schneider seiner Profession nach. „Ihr sitzt

jetzt nicht mehr auf dem Rathhause im Präsidentenstuhl und könnt kommandiren nach Herzenslust! Wir sind jetzt in einem freien Lande, und tanzen nicht mehr, wie Ihr pfeift. Wenn es uns beliebt, hier in der Stadt zu bleiben, und Arbeit anzunehmen, weil sie uns geboten ist, wer will uns daran hindern? Sollen wir Euch in die Wildniß hinein folgen, wo wir gar nicht wissen, wie es uns ergehen kann, und ob wir nicht Alle von den Bären und Wölfen gefressen oder von den Indianern todtgeschlagen werden, während wir hier gewiß wissen, daß wir zu leben haben? Das könnt Ihr uns doch nicht zumuthen, denn jetzt hat die Sklaverei ein Ende, wir sind freie Amerikaner."

„Versteht sich," rief Christian, „und der erste Gebrauch den Ihr von Eurer Freiheit macht, ist der, daß Ihr alle Gesetze der Dankbarkeit und der moralischen Verpflichtung mit Füßen tretet! Doch Ihr seyd nicht die Ersten, die so handeln; die meisten unserer Landsleute hegen dieselbe noble Denkungs- und Handlungsweise!"

„Brauchst dem Bürgermeister nicht auch noch zu helfen," schrie ein Anderer der Angeklagten, ein Schuster, dem man die Rohheit im Gesicht ansah. „Ich will einmal hier bleiben, darum werde ich hier bleiben. Was geht mich Eure Colonie, oder gar noch die Germania an, von der Ihr herunterfaselt? Wo ich zu essen und zu trinken bekomme, da ist meine Heimath! Ich bin froh, daß ich keinen Beamten und kein Honoratiorenthum, wie Ihr's in Deutschland nanntet, mehr sehe, hier ist der Arbeiter Herr und g'rad so viel als der Meister oder Fabrikant."

„Herr, fahre nicht mit ihnen in's Gericht, denn sie wis-

sen nicht, was sie thun," seufzte der Vikarius wieder. „Hat nicht Gott selbst verschiedene Stände eingesetzt, Jesaias im 16ten? Und ...."

„Halt's Maul, Vikare," schrie der Schuster wieder, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, an den er sich lehnte. „Hier braucht man keine Pfarrer, wenn man keine haben will. Dein Reich hat auch ein Ende. Ja glotzt mich nur an, weil ich „Du" zu dem Vikarius sage! In Amerika sagt Alles „Du" *) zu einander und ich will auch zu keinem Menschen mehr anders sagen, denn hier ist Alles gleich, das hat mir heut Morgen erst ein früherer Reisecumpan und Mitgeselle auseinandergesetzt. Und was nun dein Geld anbelangt, Bürgermeister, das du für uns ausgelegt hast, so hat das in Allweg seine Richtigkeit, und ich bestreits auch nicht. Für jetzt aber mußt du mit dem Heimzahlen zuwarten, bis ich so viel verdient habe, daß ich's mit Leichtigkeit entbehren kann."

„Daß ich ein Narr wäre," polterte ein Dritter, der neben dem Schuster stand, und dem das Weib und die Kinder angehörten. „Daß ich ein Narr wäre! Warum hat der Bürgermeister das Geld vorgestreckt? Kein Mensch hat's ihn ge-

---

*) Diese Meinung, die Amerikaner „dutzen" Alle einander, ist unter den Deutschen in Amerika (die wenigen Gebildeten unter ihnen ausgenommen) ganz allgemein. Die Meisten derselben fühlen eine Art innerer Genugthuung, wenn sie einen Andern, der in Deutschland seiner Stellung wegen über ihnen stand, dutzen und ihn durch diese aufgedrungene Bruderschaft zu sich in den Koth herab zu ziehen vermeinen. Das amerikanische „You" „Sie" veranlaßte wahrscheinlich durch den ähnlichen Klang diese Meinung, von der sich der ungebildete Arbeiter nicht abbringen läßt. Der Verfasser.

heißen. Er that's nur, um uns nachher als Sklaven und Arbeiter zu benützen. Profit die Mahlzeit! Keinen Knopf geb' ich ihm wieder. Ich hab' mich auch bei meinen Bekannten erkundigt, und die sagten mir, daß er gar kein Recht bekomme, wenn er klagweis auftrete. Nun klag' einmal, Bürgermeister! Hast mich oft und viel vor Amt gehabt, jetzt amte auch wieder. Dießmal bist du der Geprellte."

Nunmehr konnte sich der Ferdinand, der Sohn des Bürgermeisters, nicht mehr zurückhalten. Mit vor Aufregung bebender Stimme sprang er vor, ergriff den letzten Redner am Kragen und warf ihn mit Einem Ruck zur Thüre hinaus. „Wollt ihr nun machen, daß Ihr fortkommt, ihr Lumpen," schrie er. „Nehmt Euern Kram und scheert Euch zum Teufel. Mein Vater schenkt Euch Alles, was er für Euch ausgelegt, und ich, ich sage Euch, wir alle danken unserm Schöpfer, daß er uns jetzt schon von solch' ärmlichen Genossen, von solch' gemeindenkenden Seelen erlöst. Fort mit Euch, hinaus!"

Einen nach dem Andern warf oder schob er hinaus und die Kisten und Päcke flogen hinten drein. Die fünf Gesellen ließen sich das auch ganz gerne gefallen. Waren sie doch auf diese Art ihrer Schuld auf einmal los!

„'S ist was von deines Vaters Geist in dir, Ferdinand," sagte der Förster, den jungen Mann auf die Achsel klopfend; „aber die prompte Expedition hat mir selber gefallen."

Der Bürgermeister hatte sich gewaltsam zusammengenommen. War er früher zornig, fast ingrimmig gewesen, weil ein Theil seiner Colonisten von ihm abfiel, ehe sie nur noch das Ziel der Ansiedlung erreicht hatten, so hatte ihn dagegen die Ueberfülle von gemeiner Denkungsart so niedergeschmettert, daß er

vor Staunen und Mitleid mit solchen Menschen keinen Zorn mehr haben konnte! Im Gegentheil, dieser war in eitel Trauer übergegangen.

„Kannst du's fassen, Schwager?“ sprach er mit schmerzerfüllter Stimme. „Das also ist deutsche Auffassung von amerikanischer Freiheit? Und es ist klar, nicht diese fünf Verblendeten, die uns so eben verließen, haben diese Auffassungsweise erfunden, sie ist nicht in ihrem Kopfe gewachsen; sondern sie wurden so von solchen belehrt, die schon Jahre lang hier sind! Es ist dieß also die Denkungsweise der ansässigen Deutschen! Ist es denn da ein Wunder, wenn wir sehen, daß die Deutschen im Allgemeinen von den Amerikanern verachtet sind?“

„Beruhige dich, Schwager,“ erwiederte der Förster. „Ich bin eigentlich froh, daß der Stall sobald gesäubert worden ist, und will nur hoffen, daß kein Dung zurückblieb. Im Uebrigen hab ich dir einen Ersatz für die ausgetretenen Mistfinken, und zwar Einen, der die Fünfe um's Zehnfache überbietet. Der Doktor hier hat mir zugesagt, daß er uns begleiten und sich bei uns niederlassen wolle; und der Christian ließ sich auch überreden, Theilhaber an der „Germaniacolonie“ zu werden. In ihm erwerben wir nicht blos einen geschickten Mechaniker, dessen wir so sehr bedürfen, sondern auch einen Dollmetscher in unserem Verkehr mit Nachbarn und Geschäftsleuten, die unsere Muttersprache nicht verstehen.“

Das Gesicht des Bürgermeisters klärte sich auf, wie ein Aprilhimmel. Er gab dem Doktor und nachher dem Christian die Hand.

„Du triffst doch immer das Rechte, Schwager,“ sagte er.

„Ich wollte, ich besäße deine heitere Ruhe, die nicht verletzt, wenn auch ein Bischen Spott dahinter sitzt. Aber nunmehr ihr Leute,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „wenn unter Euch noch Einer ist, der den Fünfen, die uns verließen, folgen will, so sage er's gleich jetzt, damit nicht nachher wieder eine Störung in unsere Harmonie komme.“

Kein Mensch rührte sich, kein Laut wurde gehört.

„Es waren die einzig Aussätzigen, diese Fünfe,“ meinte der Bürgermeister, innerlich beruhigt.

„Bei den Andern steckt der Aussatz noch unter der Haut,“ erwiederte der Förster leise. „Er wird schon auch zum Durchbruch kommen.“

Am Mittag desselbigen Tages ward die Reise in's Innere angetreten. Das Feld, welches von dem Vikar für die Colonie angekauft worden war, lag zwar nicht in einem Territorium, d. h. in einem Landstrich, der der Kultur erst eröffnet wird, und aus welchem dann später, wenn sich Ansiedler einstellen, neue Staaten sich herausbilden, sondern es lag in einem Lande, das sich längst als Staat constituirt hatte und zum großen Theile schon bebaut war. Der Vikar hatte den bestimmten Auftrag gehabt, gutes Land zu kaufen und in einer Gegend, die nicht zu weit entfernt von Städten liege, an welche man seine Erzeugnisse abliefern könne; denn wenn auch das Land in der „Wildniß“, in den Territorien, bei weitem wohlfeiler, ja sogar spottwohlfeil sein mochte, weils noch Congreßland ist, so dauert es doch gar zu lange, bis eine solche Gegend cultivirt und bewohnt wird. Gewöhnlich vergeht sogar eine ganze Generation, bis eine derartige Gegend durch Chausseen oder

Eisenbahnen mit der cultivirten Welt nur überhaupt in Verbindung kommt. Darum wollten der Bürgermeister und seine Leute lieber etwas mehr für den Acker bezahlen, nur um „unter Menschen" wohnen zu können. Auch mußte sich diese „Mehrausgabe" durch den „leichteren Absatz" schon in wenigen Jahren bezahlt machen. Freilich hatte der Vikar seinen Auftrag etwas überschritten, indem er statt der erlaubten drei Dollars für den Acker vier Dollars ausgab; dafür lag aber das Land noch im Staate New-York, dem bevölkertsten Staate der Union! Vorderhand waren fünfhundert Ackers erworben und auf diese ein Angeld bezahlt worden; wollten die Ansiedler mehr Land haben, so standen ihnen noch tausend Ackers zu Diensten, und zwar zu demselben Preise und mit allen „Gebäulichkeiten", die schon auf dem Areal standen. Diese freilich waren nicht sehr hoch anzuschlagen, aber Etwas ist immer besser als gar Nichts, und für den Anfang konnte es ihnen nur von höchster Annehmlichkeit seyn, daß auf den zuerst erworbenen Feldern sogar ein „Wohnhaus" stehen sollte; denn wenn's auch nur ein Blockhaus war, wie der Vikar erklärte, so war's doch ein Schutz für die Frauen und Kinder bei Nacht, bis andere bessere Wohnhäuser errichtet werden konnten.

So ging denn die Reise frisch und munter vorwärts. Zuerst bedienten sie sich des Dampfbootes den Fluß hinauf und dann ging's auf ein Kanalboot. Das letztere wollte den Leuten nicht munden, besonders da sie oft aussteigen und sogar schieben helfen mußten, um nur vorwärts zu kommen. Allein — auf der Eisenbahn, die fast hart neben dem Kanal herlief, wäre es zu theuer gewesen, besonders weil sie außer ihren Kisten, worin ihr Privateigenthum aufbewahrt war, das

sie von Europa mit herübergebracht hatten, noch eine Menge Geräthschaften, die der Bürgermeister in New-York angekauft hatte, mit sich führten, — Geräthschaften, die ihnen zu ihrer Ansiedlung äußerst nothwendig waren. Befand sich doch sogar ein Wagen darunter nebst zwei Rossen, um von der Stelle, wo der Kanal aufhörte, die Kisten und das übrige Eigenthum an den von dort noch ziemlich entfernten Ort ihrer Niederlassung zu bringen! Auch mit Victualien hatten sie sich gut versehen, mit Mehl und gesalzenem Fleisch, denn vor neun Monaten war nicht daran zu denken, eigene Erzeugnisse zu bekommen und in dieser ganzen Zeit mußte man sich behelfen, wie es ging. Doch war beschlossen, gleich nach der Ankunft Geflügel und ein paar Kühe in der Nachbarschaft zu kaufen, um wenigstens frische Eier und Milch zu besitzen. Auch sollte ein Stück Land alsbald in einen Garten umgeschaffen werden, um Salat, Rettiche und frische Gemüse vorderhand gemeinsam zu ziehen, bis die Häuser gebaut wären und jeder seine Portion Land zu seinem Privateigenthum ausgesteckt erhielte. Natürlich sollte der Bau der Häuser auch ein gemeinsamer seyn, wie das Leben überhaupt, bis im nächsten Jahre die Aus- und Abtheilung erfolgen und von da an Jeder für sich leben und wirken sollte. Die Anschaffungskosten des Baumaterials sowohl als der Geräthschaften, eben so die Kosten des Grund und Bodens und der Lebensmittel für die ersten neun Monate, sollten aus der allgemeinen Leihkasse bestritten werden, und wenn dann später nach neun Monaten Einer sein Haus und seine Güter und sein Vieh und seine Geräthe für sich in Anspruch nahm, so sollte ihm das nach den Kostenpreisen verrechnet werden, und er konnte

das Kapital nach und nach an die Leihkasse zurückzahlen, welcher einstweilen, bis alle Schulden getilgt waren, die Häuser, Güter u. s. w. verpfändet blieben. Das war der Plan, welchen die neue Colonie verfolgte, und seine Durchführung schien leicht genug, besonders da der Bürgermeister die allgemeine Leihkasse wohl „mit Baarem" zu versehen versprach, was ihm bei seiner Wohlhabenheit, ja seinem Reichthum leicht möglich und thunlich war. Von den Uebrigen legten nur Wenige etwas ein, die Meisten, weil sie fast gänzlich mittellos waren; der Förster aber that's aus Grundsatz nicht, weil er, ein geborener Feind alles dessen, was nach Communismus und Socialismus roch, von jedem Menschen verlangte, er solle auf eigenen Füßen stehen und sich aus sich heraus entwickeln. Einem solchen sey er gerne bereit, mit einem Anlehen unter die Arme zu greifen, auch wenn er nicht im Stande sey, dasselbe gehörig zu versichern, denn der „Mann" und sein Wort genüge ihm, wenn er ihn als einen solchen kenne. „Daß man aber aus einer allgemeinen Leihkasse jedem Lumpen, Faullenzer und Dummkopf eine Heimstätte errichte, die er doch nicht halten könne, das gehe gegen seine Natur."

So ging es langsam vorwärts, aber mit ziemlich gutem Humor, denn die Tage waren warm und der Himmel rein und klar. Endlich kam der Anhaltspunkt, wo sie das Kanalboot zu verlassen hatten, um zu Lande ihren Weg fortzusetzen. Sie brachten ihre Kisten und Vorräthe, ihren Wagen und ihre Pferde ans Ufer und fingen an aufzuladen. Sie glaubten im Anfang, die Last werde nicht so groß seyn, daß nicht auch noch die Frauen und Kinder auf dem Wagen Platz hätten, aber — die Pferde, obgleich kräftig und jung, brachten kaum die Kisten

vom Platze und bei jeder Erhöhung mußten die Männer hinten nachschieben. Also gingen alle zu Fuße nebenher. Eine solche Reise ist gerade nicht ermuthigend!

Einmal mußten sie unterwegs in einem Wirthshause übernachten und nicht gering war das Staunen, mit dem sie der Gastgeber musterte.

„Wohinaus, Leute?“ fragte er endlich, da er sich überzeugt hatte, daß es Einwanderer seyen.

„Zwanzig Meilen über Littlefalls hinauf,“ erwiederte Christian, der sich allein mit dem Manne verständlich machen konnte.

„In den Busch? Nette Gegend, das!“ entgegnete der Wirth, jedoch ohne den Mund zu verziehen. „Viel Wald und Hecken und Gräben! Acht Monate kalt zum Erfrieren und vier Monate warm zum Verbrennen! Habens übrigens hier auch nicht viel besser, abgesehen davon, daß wir im Thale liegen und um etwa zehn Grad wärmer daran sind.“

Das war gerade kein Wort der Ermunterung für die neuen Colonisten. Als aber den andern Tag die Sonne so frisch und froh am Himmel aufstieg, da verscheuchte sie mit ihrem Glanze die Nebel der Bekümmerniß und es ging wieder rüstig vorwärts. Nur einige Wenige hielten sich separat und schienen geheime Dinge zu verhandeln zu haben. Sie hatten nämlich in dem letzt verlassenen Wirthshaus einen deutschen Knecht getroffen, der ihnen vielerlei Auskunft gegeben hatte. Darauf nahmen aber die Andern keine Rücksicht, sondern waren lustig und guter Dinge, denn die Reise war heute eine viel bequemere, weil man eine Parthie Kisten im benannten Wirthshause zurückließ (um sie den andern oder dritten Tag nachzu-

holen) und dadurch den Frauen und Kindern auf dem Wagen Platz verschaffte. Endlich am Abend kam man an Ort und Stelle. Das mußte ihr neues Eigenthum seyn, denn als solches war es auf der Karte bezeichnet, welche ihrem Kaufbrief beigegeben war. Auch der Vikarius erkannte es als solches, obgleich er, je näher sie dem Zielpunkt ihrer Reise sich näherten, um so kleinlauter geworden war. Es war ein wilder Fleck Land, mit viel Buschwerk und Bäumen, an manchen Stellen naß und sumpfig, trotzdem es schon seit Wochen nicht geregnet hatte. An solchen Stellen wuchs hohes, schilfartiges Gras. Alle betrachteten einander stillschweigend, dann ließen sie wieder den Blick ringsum laufen und dann schlugen sie ihn nieder, ohne ein Wort zu sprechen.

„Eine wirklich nette Gegend für einen Sommeraufenthalt," meinte endlich die schöne Wittwe, indem sie ohne Hülfe vom Wagen herabsprang.

„Germanien im Urzustande," versetzte der Förster, „nur fehlen die Eichen und die Bären und die Rennthiere."

„Aber, zum Teufel, Vikarius, wo ist denn das Haus?" rief der Bürgermeister, den der primitive Zustand seiner künftigen Colonie doch auch etwas überraschte.

„Ich weiß in der That nicht," meinte der Vikar, aus dem man die Worte fast herauspressen mußte, daß sie ihm nicht im Halse stecken blieben. „Ich war nur einmal hier, aber damals stand ein Haus da, soviel ist sicher."

„Dann ist's auch nicht fortgeflogen," erwiederte der Bürgermeister barsch.

„Vielleicht haben's die Frösche gefressen, die hier ein Nationalconvent zu halten scheinen," meinte Ferdinand, auf die

Sümpfe hindeutend, aus welchen tausende und aber tausende von Froschliedern herübertönten.

„Ich hab's schon," rief Christian, dessen scharfe Augen das Buschwerk durchdrungen hatten, und der durch seinen längern Aufenthalt im Lande mit dem Amerikanerthum besser bekannt, wohl auch ahnen mochte, welcher Art Haus sie erwarte.

Christian hatte richtig gesehen. Er hatte das „Haus" entdeckt, das nur wenige hundert Schritte von ihnen entfernt, zwischen Buschwerk versteckt lag. Es war ein länglichtes niederes Gebäude von kaum acht Fuß Höhe. Seine Wände bestanden aus rohen, unbehauenen Fichtenstämmen, deren hier in Menge wuchsen, und das Dach war ebenfalls aus solchen Stämmen, oder vielmehr deren Aesten construirt. Ein offenes Loch bezeichnete die Thüre, das heißt den Eingang, wo die Thüre angebracht werden sollte. Von Fenstern oder gar einem Rauchfang war aber durchaus keine Rede. Wahrscheinlich hatte dieses Urzustandsgebäude dazu gedient, dem Vieh im strengen Winter Aufenthalt über Nacht zu gewähren, wenn es rein unmöglich war, auf freiem Felde zu campiren. Der Amerikaner ist nämlich gewohnt, sein Vieh Sommers wie Winters auf die Weide zu schicken und sich seine Nahrung selbst suchen zu lassen, und nur, wenn das Wetter gar zu unwirsch ist, denkt er daran, daß es im Schnee und in der Kälte draufgehen könnte, und baut ihm einen Schuppen, wo es wenigstens vor dem Aergsten geschützt liegt.

„Das also ist das berühmte Haus, von dem der Vikarius gesprochen!" flüsterte der Bürgermeister vor sich hin, indem er rings um den Schuppen herumging. „Und das ist das Ackerfeld, das uns künftig nähren soll! Eine trostlose, öde

Wildniß und nach dem, was jetzt im wilden Zustand darauf wächst, ein nicht allzu fruchtbarer Boden! Und dazu noch nirgends ein Weg und ein Steg und nirgends ein Fluß oder auch nur ein Bächlein!"

„Schwager," sagte der Förster, der ihm leise gefolgt war und sein Selbstgespräch beobachtet hatte, „es wäre wohl besser gewesen, wir hätten statt dem Vikar Jemand anders geschickt, um Land für uns anzukaufen, denn der hat eine verteufelt schlechte Wahl getroffen. Noch besser wär's gewesen, wenn wir je einmal in diesen Welttheil herüber mußten, wir wären ohne große Compagnie gekommen und hätten uns die Sache vorher in der Nähe betrachtet und dann erst gekauft, was uns anstand. Aber jetzt ist's einmal wie es ist; also nehmen wir die Sache, wie sie geht und steht. Darum laß den Kopf nicht hängen, mach' dem Vikar keine Vorwürfe, die jetzt doch nichts mehr nützen, sondern schneide ein fröhliches oder doch zufriedenes Gesicht, sonst laufen dir alle deine Leute über Nacht davon. Einige von ihnen werden's ohnehin thun, aber die Andern kannst du beisammen halten, wenn du nur selbst stark und muthig bist und thust, als habest du gar nichts anderes erwartet. Sie glauben dann, es müsse so seyn!"

Der Bürgermeister drückte seinem Schwager die Hand und sie schritten dem Platze wieder zu, wo der Wagen vor dem Eingang in das „Viehhaus" hielt. Hier trafen sie Alles in voller Bewegung. Die Pferde waren ausgeschirrt und an einer Leine, die um einen Baumstamm geschlungen war, befestigt. So konnten sie ungehindert ihre Nahrung in dem hohen Grase suchen und finden. Die Kisten waren abgeladen und zum Theil ausgepackt, um Teppiche und Bettzeug aus ihnen

herauszuholen. Einige der Männer trugen Holz herbei, das in Menge herumlag, ohne daß man nöthig hatte, einen Baum umzuhauen. Bald loderte ein helles Feuer empor, über welchem an einer Stange, die durch vier quer in die Erde gerammte Pflöcke lief, ein Kessel hing, der aus dem nahen Sumpfe, wo er tief und klar war, mit Wasser gefüllt bald seine Dämpfe himmelansteigen ließ. Die Frauen waren emsig beschäftigt, in dem Kessel, in welchem Sie Reis und gesalzenes Fleisch mit dem Wasser gemischt hatten, zu rühren, während Andere den „Viehstall," wie er bereits getauft war, so gut es ging, säuberten und dann einen Theil des Bettzeugs hineinschafften. So war Alles emsig beschäftigt, nur Einige drei oder vier saßen abseits und nahmen keinen Theil an der Arbeit. Sie hatten Brod und Fleisch, welches sie von der letzten Station mitgenommen, auf ihren Knieen liegen, und verzehrten dieß still und schweigend.

Der Bürgermeister und sein Schwager sahen dem Treiben verwundert zu. Die Leute bewegten sich hin und her, als sey ihnen das Alles eine alte Gewohnheit, und überall vorn dran war Christian Rau, dessen Anweisungen mit größter Lust befolgt wurden, gerade weil er nicht befehlend, sondern nur rathend auftrat und überall zuerst mit Hand anlegte.

„Siehst du, wie gut es war, daß ich den Christian überredete, mit uns zu gehen?" flüsterte der Förster. „Wir hätten am Ende Alle nicht gewußt, was anfangen, und der Christian bringt's spielend in's rechte Geleis. Ich glaube, wenn einer ein paar Jahre in diesem Lande als Handgaul mitgelaufen ist, kann man ihn sonst überall als Sattelgaul verwenden."

Der Bürgermeister erwiederte Nichts, sondern drückte seinem Schwager abermals stillschweigend die Hand. Der Christian aber war an diesem Abend um hundert Prozent in seinen Augen gestiegen.

Bald war das Nachtessen fertig, und es lagerte sich Alles um das Feuer herum. So einfach das Mahl war, so war es doch durch Hunger gewürzt, und vielleicht trug auch das Ungewohnte ihrer Lage, das Campiren unter freiem Himmel, das Zigeunermäßige ihres neuen Wohnsitzes dazu bei, dem frugalen Essen und noch frugaleren Trinken seine Schmackhaftigkeit zu verleihen. Die Wenigen, welche abseits gespeist hatten, wurden ebenfalls eingeladen, Theil zu nehmen; allein sie hatten sich bereits der Länge nach ausgestreckt und schliefen oder stellten sich, als ob sie schliefen. Diesem Beispiele folgten bald Alle. Die Frauen und Kinder zogen sich in den „Viehstall" zurück, wo sie vor Thau und Wind geschützt waren, die Männer aber lagerten sich im Freien, in ihre Decken gehüllt. Man kann sich in Alles finden, wenn man nur den rechten Muth dazu hat.

Den andern Morgen war Alles mit Sonnenaufgang auf den Beinen, und die Frauen zeigten sich wiederum eben so emsig bei der Bereitung des Frühstückes, als den Abend zuvor bei der des Abendbrodes. Die Männer jedoch standen zumeist flüsternd auf einem Flecke beisammen, während sich einige mit Holz- und Wasserherbeischleppen bei den Frauen thätig erwiesen. Der Bürgermeister mit seinem Schwager und Sohne nebst dem Vikarius beriethen sich einige hundert Schritte davon, was nun zuerst zu thun sey. Jetzt riefen die Frauen zum Frühstücke. Wiederum lagerte sich Alles um den Kessel herum und der

Bürgermeister ließ seine Augen über die ganze Versammlung hinlaufen, gleichsam zählend, ob seine ganze Herde beieinander sey.

„Wo ist denn der Peter und der Jakob?“ fragte er endlich. „Ich kann sie nirgends erblicken.“

„O, es ist nicht blos der Peter und der Jakob, auch die Katharine und der Hannes fehlen,“ erwiederte Einer von denen, die vorhin flüsternd bei einander gestanden hatten.

„Sind sie vielleicht in's Holz gegangen?“ fragte wieder der Bürgermeister, jedoch ohne den Blick zu erheben, denn er ahnte bereits den wahren Zusammenhang.

„In's Holz?“ erwiederte der Mann, welcher vorhin gesprochen hatte. „Nein, Bürgermeister, unter Menschen sind sie gegangen. Sie haben ihr Bündel über Nacht geschnürt und dann französisch Abschied genommen. Warum sollten sie auch nicht? In dieser traurigen Wildniß hier, kann Einen ja unmöglich was Anderes erwarten, als Jammer und Elend.“

„Hast du vielleicht auch Lust, ihnen nachzugehen?“ entgegnete der Bürgermeister barsch. „Immer zu! Ich schenke auch dir das Geld, das ich dir vorgeschossen. Mach' voran. Dann brauchst du doch nicht heimlich davon zu laufen.“

„Nicht so, Vater,“ sprach Pauline mit sanfter begütigender Stimme. „Du solltest nicht Oel in's Feuer gießen. Die Leute hatten Unrecht, bei Nacht und Nebel durchzugehen, wo sie kein Mensch verhindert hätte, wenn sie offen und ehrlich aufgetreten wären, in Frieden von uns zu scheiden. Aber man muß nicht gleich giftig dareinfahren, wenn's Jemand schwer nimmt, auf diesem traurigen Fleck Erde sein Leben zuzubringen.“

„Wenn's mir erlaubt wäre, ein Wort darein zu reden,“

meinte Christian bescheiden, „so könnten wir uns vielleicht gut verständigen. Es ist zwar richtig, der Platz hier ist nicht am besten zu einer Ansiedlung gewählt. Der Boden könnte trockener und fruchtbarer seyn und jedenfalls wäre ein Land im Thale neben einem Flüßchen praktischer gewesen, hätte auch wohl nicht mehr gekostet, als dieses hier. Allein man muß deßhalb nicht verzweifeln, und das Kind mit dem Bade ausschütten. Haben wir erst den Busch ein bischen ausgehauen und Gräben gezogen, daß der Sumpf trocken gelegt wird, so wird Alles ein ganz anderes Ansehen gewinnen. Sind dann Hütten und Häuser aufgerichtet, haben wir den Anfang mit der Urbarmachung des Bodens gemacht, so werden wir uns schon eher zu Hause fühlen. Der Anfang ist überall schwer, auch wo man das schönste Land und das beste Feld hat. Hier haben wir wenigstens das Gute, daß es keine zwanzig Meilen bis in's nahe Städtchen ist, von wo wir uns immer das Nöthigste verschaffen können."

„So lasset uns gleich den Anfang machen," rief Einer aus der Mitte der Unzufriedenen. „Gehen wir gleich an's Gräben ziehen und Büsche aushauen, damit die Gegend ein anderes Ansehen gewinne."

„Mit Nichten," eiferte ein Anderer. „Zu allererst müssen wir Häuser aufbauen, damit wir doch wenigstens bei Nacht unter Dach und Fach sind. Auf dem Felde zu campiren, das geht wohl für Wilde, aber nicht für Christenmenschen, wie wir sind."

„Gebt Gott zuerst die Ehre," warf der Vikarius salbungsvoll ein. „Ein Gotteshaus sey das Erste, was wir erbauen wollen."

„Und eine Wohnung für den Pfarrer daneben!" meinte ein dritter spöttisch. „Um Eure eigene Behausung wird's Euch doch mehr zu thun seyn, als um das Kirchlein! Ich meine aber, wenn wir unter freiem Himmel speisen und schlafen, so wird's uns Gott auch nicht übel nehmen, wenn wir unterm freien Himmel beten."

„Ich stimme zu allererst für Anlegung eines Garten," rief ein Vierter. „Wir können doch nicht ewig von Reis und gesalzenem Fleische leben, sondern brauchen frische Gemüse, und die Sämereien haben wir ja bei uns."

„Was meinst du, Doktor?" sagte der Förster zu dem Arzte, der den frühsten Morgen dazu benützt hatte, sich die Gegend ringsum zu beschauen und eben erst von seinem Ausfluge zurückgekehrt war.

„Ich meine," erwiederte der Doktor, „daß das Erstnothwendige für einen Menschen, wie für das Vieh, frisches Wasser ist. Ich habe unser ganzes Territorium durchstreift und nirgends Quellwasser gefunden; aber einen Platz und nicht gar weit von hier habe ich entdeckt, wo wir, wenn wir darnach graben, ganz sicher Trinkwasser finden. Ich stimme daher dafür, zuerst einen Brunnen zu graben."

Dieß leuchtete Allen ein, und der Vorschlag ward daher einstimmig genehmigt.

„Das Zweitnothwendigste ist wohl," fuhr Christian fort, „daß wir Kühe und Geflügel haben. Letzteres findet in den Büschen Nahrung genug und für die Ersteren müssen wir auf den Winter das lange Gras mähen, das jetzt an den Sümpfen herum wächst, und als Heu dienen mag. Ein roher Stall für Pferde und Kühe ist auch bald gebaut, und in dem Giebel des Stalls kann das Geflügel Platz finden."

Auch dieser Vorschlag ward genehmigt, und man beschloß alsobald zur Ausführung zu schreiten. War man mit diesen beiden Arbeiten fertig, so wollte man an die Errichtung von Blockhütten gehen und zugleich den Garten anlegen, damit man noch einige frische Gemüse auf den Winter ernte. Der Bürgermeister entschloß sich, das Vieh und Geflügel selbst einzukaufen, denn er dachte, wenn er es Andern allein anvertraue, so könnten diese möglicherweise ebensogut für immer verschwinden, wie die Vier, welche sich heute Nacht ohne Adieu davon gemacht hatten. So nahm er denn den Wagen und die Pferde nebst etwa vier Männern, zum Treiben des Viehs, und versprach zugleich die Kisten mitzubringen, welche in dem Wirthshaus unterwegs stehen geblieben waren. Christian aber und die Uebrigen machten sich an die Ausgrabung des Brunnens und an die Fertigung der dazu nöthigen Teichel, was bei ihren wenigen Werkzeugen keine leichte Arbeit war.

So war bald Alles emsig beschäftigt, denn die Frauen, die beim „Hause" zurückgeblieben waren, hatten mit den Vorbereitungen zur Küche, so wie mit der Reinigung der Wäsche fast eben so viel zu thun, als die Männer. Der Förster war in den Busch gegangen, um zu sehen, ob denn die ganze Natur ausgestorben sey, oder ob's vielleicht doch einige Hasen gebe oder doch wenigstens Kaninchen zu einem fröhlichen Abendbrode. Der Vikarius saß daher ganz allein und sich selbst überlassen hinter dem Hause, und war so in Gedanken vertieft, daß er nicht einmal die leichten Schritte hörte, die sich ihm näherten. Plötzlich fühlte er eine sanfte Hand auf seiner Schulter und eine Stimme flüsterte in sein Ohr. Er drehte sich um; die schöne Wittwe stand neben ihm. Sie legte jedoch den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß er schweigen solle.

„Sehen Sie den Baum dort oben, und das dichte Gebüsch dahinter?“ flüsterte sie kaum hörbar. „Dort will ich Sie treffen. Aber Sie müssen einen andern Weg einschlagen, als ich thue Man darf nicht ahnen, daß wir zusammen waren. Gehen Sie jetzt vor das Haus, und verweilen Sie daselbst, bis Sie denken, ich sey an Ort zu Stelle.

Ohne sich umzusehen ging sie weiter, dem bezeichneten Baume zu. Er aber sah ihr lange mit glühenden Blicken nach. Dann wandte er sich zu den Wäscherinnen vor dem Hause, sprach eine Weile mit ihnen und ging dann in gerader Richtung weiter. Nach einer Weile machte er einen großen Bogen, und war bald auf dem Wege zu dem dichten Gebüsch, das ihm die schöne Wittwe bezeichnet hatte. Diese saß hinter einem Baumstamm, den der Wind vor Jahren schon umgeworfen haben mochte, so tief versteckt, daß er sie kaum bemerkte, als er schon dicht vor ihr stand. Auf einen stummen Wink von ihrer Seite setzte er sich in einiger Entfernung vor ihr nieder.

„Nun Pfarrer, was halten sie von der ganzen Geschichte?“ begann das schöne Weib, jedoch ohne sich nach ihm umzusehen, mit leiser Stimme.

„Von welcher Geschichte?“ erwiederte der Vikarius vorsichtig. „Ich vermag Sie nicht zu verstehen. Ist etwas Besonderes vorgekommen?“

„Bah,“ entgegnete die Frau, verächtlich den Mund verziehend, „thun Sie nicht, als verstehen Sie mich nicht; von der Colonie spreche ich, von unserer Niederlassung hier.“

„Ich flehe alle Stunden zu Gott,“ versetzte der Geistliche andächtig, und strich sich dabei nach seiner Gewohnheit das Haar hinter die Ohren und richtete den Blick stier gen Him=

mel. „Ich flehe alle Stunden zu Gott, daß er dem Unternehmen seinen Segen verleihen möge. Mit der Hülfe des Herrn der Heerschaaren werden wir alle Hindernisse überwinden und eine neue Pflanzschule des reinen Christenthums wird hier erstehen, zum Heil und Segen aller Völker.“

„Unsinn, Pfarrer, sprechen Sie deutsch,“ erwiederte das Weib. „Glauben Sie, ich hätte Sie hierhergerufen, um eine Vorlesung in der Scheinheiligkeit mitanzuhören? Lassen Sie die Litaney bei Seite, die für den Pöbel gut genug seyn kann. Für mich, denke ich, werden Sie eine andere Sprache haben.“

Der Vikarius warf einen hastigen Blick auf sie. Sie lehnte nachläßig mit dem Oberkörper zurück, daß ihre üppigen Formen voll heraustraten. Ihr halb geöffneter Mund lächelte bezauberisch, und ihr kleiner Fuß spielte im Mooße, und schob das Kleid beiseite.

„Wäre es möglich?“ rief jetzt der Geistliche, indem er sich schnell erhob und den Versuch machte, vor dem schönen Weibe niederzuknieen. „Sollten sich meine Augen nicht täuschen? Dürfte ich hoffen, ein Gefühl hier wieder zu finden, von dem meine ganze Seele erfüllt ist? Sollte dieß Herz nicht umsonst dem Deinigen entgegenschlagen? Süßes, geliebtes, einziges Wesen, laß' mich den ersten Kuß feuriger Liebe auf deine schwellende Lippen drücken!“

„Sie sind ein Narr, Vikarius,“ entgegnete Frau Heringen kalt, fast höhnisch. „Stehen Sie auf und setzen Sie sich hübsch ruhig auf ihre alte Stelle. Am Ende halten Sie sich gar für einen Adonis, in den alle Welt in Liebe entbrannt ist!“

„Donnerwetter, was wollen Sie dann?“ fluchte der

Mann, indem er sich enttäuscht zurückzog. „Glauben Sie vielleicht, ich sey hier, um mich narren zu lassen?"

„So lasse ich mir's gefallen; jetzt sprechen Sie, wie Sie denken," versetzte Frau Heringen. „Und nun beantworten Sie meine Frage, was halten sie von der ganzen Geschichte?"

Der Vikarius gab keine Antwort, sondern sah still und brütend vor sich nieder. Nur hie und da zuckte es um seinen Mund herum, wie Wetterleuchten.

„Sie trauen mir nicht," fuhr das Weib ruhig fort, ihre klaren Augen über den Mann neben ihr hinlaufen lassend. „Sie denken, wer Vertrauen verlangt, soll Vertrauen zeigen. Ich will Ihnen zeigen, daß ich Vertrauen habe, indem ich meine Frage anders stelle. Wie viel Vermögen besitzt nach Ihrem Dafürhalten der Bürgermeister?"

„Sie wollen den Bürgermeister heirathen, und sich vorher vergewissern, daß Sie keine Fehlspekulation machen?" war die Gegenfrage des Vikarius.

„Hören Sie, Mann, wir verstehen uns immer noch nicht," entgegnete Frau Heringen. „Wenn ich hätte einen alten Mann heirathen wollen, um ein idyllisches Leben auf dem Lande zu führen, so hätte ich in Deutschland zehn Mal so viel Gelegenheit dazu gehabt als in Amerika. Und dann wäre das Land ein schönes, kultivirtes Land gewesen, und keine rohe Wildniß, wie hier! Pfui, denken Sie so gering von mir? Ich kam in dieß Land, um mit dem Pfund, das mir der Herr gegeben, wie Sie in ihren frommen Predigten sagen, zu wuchern. Ich weiß, daß ich schön bin, ich weiß, daß ich die Eigenschaften besitze, welche unter hundert Männern neunundneunzig zu Narren machen. Aber bei all' diesen Vorzü=

gen fehlt mir Etwas, um meine Carrière machen zu können; es fehlen mir die Mittel, um meinen Eintritt in die Welt zu ermöglichen. Geld muß ich haben, um Ansprüche auf die letzte Stufe der Leiter zu machen, auf deren höchster erst ich auszuruhen gedenke. Macht, Reichthum und Genuß sind die Dinge, nach denen ich strebe. Und um diese Dinge erreichen zu können, darf man nicht als Abentheurerin auftreten, die aus ihrer Schönheit Nutzen zieht. Nein als wohlhabende, gesittete Dame muß ich zum ersten Mal auf dem Schauplatz der Welt, in einer der großen Städte Amerikas erscheinen. Und daß ich dieß thun kann, dazu habe ich Sie ausersehen. Sie sind auch nicht aus Deutschland herübergekommen, um als Hirte von Schafen, die in einem Winkel der Erde weiden, abzusterben. Sie haben Größeres im Sinne und ihre jetzige Stellung dient Ihnen nur als Mittel zum Zwecke. Ich habe Sie beobachtet und genau beobachtet. Sie besitzen denselben Ehrgeiz, wie ich, Sie wollen genießen und die Macht haben, nach Belieben zu genießen. Auf die Art und Weise, wie Sie zu diesem Zwecke gelangen, kommt es ihnen nicht an, wenn nur der Zweck erreicht wird. Darum habe ich Sie zu meinem Vertrauten ausersehen. Wenn wir zusammenwirken, kommen wir hundertmal so leicht zu unserem Ziele, und unser Ziel muß seyn, Geld zu haben, damit wir unsern ersten Auftritt auf der Schaubühne des Welttheaters mit Eclat machen, wie der Franzose sagt. Haben wir dieß erste Ziel erreicht, gut, dann stellen Sie meinen Bruder vor und ich Ihre Schwester, und so werden wir, uns gegenseitig unterstützend, in wenigen Jahren dahin gelangen, wohin wir gelangen wollen. Verstehen wir uns nun?"

Der Vikarius lauschte, wie verzaubert. Je weiter die Frau ihre Ansichten entwickelte, um so heller leuchtete sein Auge.

„Sie sind ein Weib, wie es wenige gibt," sagte er endlich, ihr die Hand reichend. „Ich bin der Ihrige mit Leib und Seele. Hier meine Hand zum ewigen Bündniß!" — „Haben Sie sich schon einen Plan zurechtgemacht, wie wir die Fonds des Bürgermeisters uns zu eigen machen können?"

„Nein," erwiederte sie leise. „Der Plan ist noch nicht fertig. Der Zufall muß uns dazu verhelfen. Vorderhand habe ich mich blos in sein Vertrauen einzuschmeicheln gesucht, um ihn sicher zu machen. Ob wir aber mit List oder mit Gewalt unser Ziel erreichen werden, das wird uns erst die Zukunft klar machen. Für jetzt wollte ich Nichts, als mich mit Ihnen verständigen, damit wir gegenseitig wissen, wo wir mit einander daran sind und unsere Lebenswege sich nicht durchkreuzen. Vor den Leuten thun wir, als ob wir uns, wenn nicht feind, doch fremd wären. Fällt aber Etwas vor, das eine nähere Besprechung erheischt, so genügt ein einfaches Zeichen, uns hier zusammenzuführen, ohne daß Jemand unser näheres Verständniß auch nur ahnt."

„Und wird meine schöne Verbündete mir nie mehr seyn, als eine Schwester?" fragte der Vikarius, seine Blicke fest auf das üppige Weib richtend und sie mit denselben fast verschlingend.

„Zeit bringt Rosen," lächelte die Frau, „und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Rom ist auch nicht an einem Tage erbaut worden, und wenn Sie unser erstes Endziel einmal ermöglicht haben, wer weiß, wie süß ich Sie belohne. Doch still, ich habe Geräusch gehört."

Sie lauschten einige Zeit, konnten aber Nichts vernehmen.

„Es wird ein Eichhörnchen gewesen seyn, deren es hier eine Menge gibt,“ sagte endlich der Vikar, seine schöne Nachbarin zu längerem Verweilen einladend.

„Nein, nein,“ erwiederte sie. „Unsere Abwesenheit könnte auffallen. Gehen Sie auf Ihrem Umwege zum „Hause,“ ich werde den geraden Weg verfolgen.“

Sie schieden mit einem kurzen Händedrücken und bald war der Platz so einsam und stille, als ob nie ein menschliches Wesen hierhergedrungen wäre. Doch plötzlich theilten sich die Zweige und leise schlüpfte ein Mensch hervor und schaute sich vorsichtig um. Es war der Förster, der auf seinem Jagdzug hier durchkam.

„Wäre ich um eine Viertelstunde bälder gekommen,“ sagte derselbe vor sich hin, als er den Platz leer sah,“ so hätte ich hören können, was die Zwei sich zu sagen hatten. So weiß ich Nichts, als daß sie im geheimen Einvernehmen zu einander stehen; doch ist das wenigstens Etwas. Ich traute dem scheinheiligen Prediger immer nur halb und von jetzt an werde ich's ganz bleiben lassen. Die Sirene aber, die meinen Schwager umgirrt, wie eine Spinne eine Fliege, soll sich in Acht nehmen, daß sie sich nicht in ihrem eigenen Garne fängt. Doch vorderhand reinen Mund gehalten, es braucht kein Mensch von meinem Geheimniß etwas zu ahnen.“

Er schlich in's Gebüsch zurück und erst nach einer Stunde kam er zu den Colonisten nach dem „Hause.“ Seine Jagd war unglücklich genug ausgefallen; er hatte kein Wild gesehen, und nur ein paar Raub-Vögel und Kaninchen, nebst einigen Eichhörnchen, waren ihm zum Schusse gekommen.

Es waren nun etwa zehn Tage verflossen, seitdem die Ansiedler sich auf dem neu erworbenen Grund und Boden niedergelassen hatten, und in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit war mehr geschehen, als man fast erwarten konnte. Nicht nur war der Brunnen fertig und gab, wenn's auch nur ein Ziehbrunnen war, reichliches und nicht unschmackhaftes Wasser, obgleich natürlich nicht zu vergleichen mit einer fließenden, durch eigene Gewalt hervorsprudelnden Quelle. Nicht nur waren einige Kühe an Ort und Stelle gebracht, zwar nicht die fruchtbarsten und milchreichsten, ob sie gleich fast doppelt so theuer hatten bezahlt werden müssen, als man sie sonst kauft, aber es waren doch Kühe, und sie befriedigten wenigstens ein dringendes Bedürfniß für die Kinder. Nicht nur hatte man bereits einen großen Stall für das vierfüßige Vieh, so wie für das Geflügel fertig gebracht, in welchem dasselbe vor der Hitze wie vor dem Regen Schutz fand. Nein, es war sogar noch mehr geschehen, denn unter der Leitung Christians waren zwei lange hölzerne Zelte aufgerichtet worden, unter welchen man speisen und schlafen konnte. Allerdings bestanden sie blos aus Pfosten, die man in die Erde gerammt und dann oben durch Querstangen verbunden hatte, aber man fand doch Schutz unter ihnen, denn sie waren bedeckt. Das Dach bestand allerdings nur aus Reisach und Laub, aber es war dicht genug, um dem Regen zu widerstehen. Ueberdieß ging das Fuhrwerk, welches die Ansiedler besaßen, immer zwischen dem nächsten Städtchen und der Colonie „Germania" hin und her, um Bretter herbeizuschaffen und die letzte Fuhre hatte sogar Glas mitgebracht, um bei dem nun zu beginnenden Häuserbau Fenster anfertigen zu können. Die Colonisten hatten sich, so wenig

ihrer auch waren, (denn nach dem Abzug der fünfe in New-York und der vier Weiteren am ersten Tag ihrer Ankunft auf Germania zählten sie in Allem und Allem kaum noch vierzig Köpfe, die Kinder mit eingerechnet), in Parthieen getheilt, so daß ein Theil sich ausschließlich dem Bauen widmete, während eine größere Parthie mit dem Umschoren eines besonders gut gelegenen Stück Feldes sich beschäftigte, das zum Anpflanzen von Mais bestimmt war. Sie wußten zwar wohl, daß der Mais nicht mehr reifen konnte, denn sie waren viel zu spät in der Jahreszeit daran, aber derselbe konnte doch noch so weit heranwachsen, daß er dem Vieh über den Winter als Nahrung dienen konnte. Letztere Parthie stand unter der unmittelbaren Leitung des Bürgermeisters, während der Förster sich dem Fuhrwerk widmete. Die Anordnungen der Bauanstalten, so wie des ganzen Zimmerbauwesens gingen von Christian Rau aus, welchem Ferdinand und einige andere geschicktere jüngere Männer sich anschloßen. Diese arbeiteten fast Tag und Nacht, denn trotzdem der Winter noch nicht vor der Thüre stand, war doch keine Zeit zu verlieren, wenn die ganze Colonie vor dem Eintreten der schlechten Jahreszeit noch unter Dach und Fach kommen sollte.

Es war an einem Samstag Abend. Christian und seine Gesellen arbeiteten unter ihrer Werkhütte, und hatten eben das erste halbe Dutzend Fenster fertig gebracht, freilich keine solche künstliche Lichtdurchlasser, wie wir sie in civilisirten Ländern gewohnt sind, sondern nur rohe, viereckigte Gehäuse, in welche das Glas befestigt war, aber für ihren Zweck waren sie gut genug. Die übrigen Colonisten waren alle auf dem Felde beschäftigt, um die Maiskörner in das hergerichtete Feld zu legen.

„Auf Morgen wollen wir ihnen eine Ueberraschung vorbereiten," sagte Christian, die fertigen Fenster betrachtend. „Wißt Ihr, was wir thun, Kameraden? Die Weiber und Kinder müssen von jetzt an mit dem zweiten großen Zelte vorliebnehmen, das wir gestern fertig brachten. Wenn wir Männer unter einem Zelte schlafen, so wird's ihnen auch möglich seyn, unter dem andern ein paar Wochen lang zu kampiren. Es ist ja warm, fast nur zu warm, und sie haben ihre Decken und Teppiche. Den langen Stall aber richten wir heute Nacht noch zur Kirche her, und Morgen soll der erste Gottesdienst in Germania gehalten werden."

„Du bist ein Allerweltsbursche, Christian," erwiederte Ferdinand. „Wenn wir dich nicht hätten, wir wären noch nicht den zehnten Theil so weit."

„Es kommt nur drauf an, wie man ein Ding anfaßt," meinte Christian. „In Deutschland ist man in dieser Hinsicht ein bischen unbeholfen und ungeschickt. In Amerika macht sich das ganz von selbst, denn hier ist man ganz allein auf seine eigene Person angewiesen und muß sich schicken und helfen, wie's eben geht. Aber kommt, Kameraden, wir müssen zuerst Bänke verfertigen, dann zimmern wir aus Brettern eine Art Altar zusammen und hinter demselben eine Plattform, die vorderhand als Kanzel dienen kann. Hinter der Plattform bringen wir einen Verschlag an, der den untern Theil des Stalles abschließt und dieser Verschlag kann dem Vikarius als Wohnung dienen. Dann ist mit der Kirche gleich auch das Pfarrhaus fertig."

Frisch und munter gings wieder an die Arbeit. Christian nahm das Maaß von der innern Breite des Stalles und gerade so lange wurden die Bänke, zwischen welchen man nur

in der Mitte einen breiten Gang frei ließ. Auch zu dem Altar und der Plattform so wie zu dem Verschlag schnitten sie die Bretter zu, so daß sie Alles blos zusammenzuhämmern hatten, wenn der Stall erst von den Weibern ausgeräumt war. Jetzt kamen diese vom Felde zurück, wo sie bisher mit den Männern gemeinsam gearbeitet hatten. Sie waren vorausgeeilt, um das Abendbrod zu bereiten. Wie freudig gingen sie auf den Vorschlag ein, unter dem Zelte vorlieb zu nehmen! Wie pochte ihnen das Herz, endlich einmal wieder den Genuß eines lang entbehrten Gottesdienstes zu haben! In wenigen Viertelstunden war der ganze Stall geleert und die Betten unter dem Zelte hergerichtet; nur die schwersten Kisten brachte man in den hintern Theil des Stalles, da wo die Wohnung des Pfarrers angebracht werden sollte, denn hier, in diesem Verschluß, waren sie am sichersten. Jetzt kamen auch die Männer vom Felde zurück, und so müde sie auch von des Tages Last und Hitze waren, so schloßen sich doch Einige den andern Zimmerleuten an, um nach Kräften mitzuhelfen. Andere freilich, und ihrer nicht Wenige, meinten, die Kirche wäre das Letzte gewesen, an das sie gedacht hätten, denn es gebe weit nothwendigere und wichtigere Dinge zu thun; doch konnten sie der Stimme der Weiber gegenüber nicht durchdringen. So ward dann fast die ganze Nacht hindurch gearbeitet und nicht geruht, als bis Alles zu Ende gebracht war.

Es war ein prächtiger Sonntag Morgen. Mit Tagesanbruch waren die Colonisten auf den Beinen. Da stand die fertige Kirche! Wohl war es keines jener schimmernden Gebäude, welche in der alten Welt der Stolz, nicht die Demuth der Gläubigen, errichtet hat! Nicht einmal ein Thurm oder

Thürmlein verlieh dem Hause die Form und die Gestalt eines Gotteshauses. Aber es war auch nicht mehr der finstere, lichtlose Stall von vorher, sondern in die langen Seitenwände waren sechs Vierecke geschnitten worden, in denen die Fenster angebracht waren, welche nunmehr das ganze Gebäude erhellten. Links vom Eingang standen die Bänke, um die Andächtigen aufzunehmen, rechts vom Eingang, den Bänken gegenüber stand der Altar und die erhöhte Plattform für den Prediger. Der Boden war mit Brettern bedeckt und hinter dem Altar war die Kirche durch einen Verschlag abgetheilt, so daß dieser Theil den Chor vorstellte. Wohl fehlte die Orgel, wie das Glockengeläute, aber es war doch ein helles, freundliches Bethaus! Wohl waren die Wände kahl, nur aus rohen Balken gezimmert, aber die Sonne schien prachtvoll durch die lichten Scheiben und vergoldete Alles mit ihren Strahlen! Der Hauch der Frömmigkeit wehte durch die stillen Räume, und ein frischer Muth belebte die armen Verlassenen, als sie den Tempel betraten, der sie daran erinnerte, daß Einer über ihnen sey, der Keinen verläßt, welcher sich vertrauensvoll an Ihn wendet. Eine feierliche Stimmung kam über sie Alle und alle Feindschaft, alle Unzufriedenheit, aller Vorwurf war vergessen. Nur der, welcher der Träger dieses erhebenden Gefühls hätte seyn, der, welcher dieser feierlichen Stimmung der kleinen Gemeinde Ausdruck hätte verleihen sollen, — der Prediger allein schritt in dem Gemache, das für ihn im hintern Theil der Kirche angebracht war, unruhig auf und ab, offenbar mit ganz andern Gedanken beschäftigt, als sie hätten seyn müssen, wenn er der Mann gewesen wäre, der er zu seyn sich vor den Leuten den Anschein gab.

„Sie hat versprochen, die Meine zu seyn, wenn nicht offen vor der Welt, doch insgeheim, wenn ich die Mittel schaffe, die wir zu unsern Plänen brauchen," murmelte er vor sich hin, indem er vor den Auswanderers-Kisten stehen blieb, welche in diesem Raume aufgehäuft waren. „Hier sind die Koffer des Bürgermeisters! Hier diese drei gehören ihm; ich kenne sie an ihren Zeichen und in einer von ihnen ist sein Reichthum enthalten. Welche ist's? Soll ich eine öffnen? Kann ich es, ohne mich der Gefahr auszusetzen, entdeckt zu werden oder wenigstens zu früh entdeckt zu werden? Ich muß zu meinem Ziele kommen, mit List oder Gewalt. Ich kann den Lockungen des süßen Geschöpfes nicht widerstehen, und ich will nicht, wenn ich auch könnte! Sie soll mein seyn und durch sie und mittelst ihrer will ich mir eine Stellung in diesem Lande erwerben, daß mich die Welt drum beneiden soll. Ihre Reize sind so außerordentlich, daß sie alle Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwindet; drum will ich sie an mich binden, damit sie mich mit sich emporträgt. Sollte ich bei solchen Aussichten vor einem kleinen Wagniß zurückschrecken?"

Also dachte und sprach der auserwählte Seelsorger der kleinen Gemeinde, und eine halbe Stunde darauf stand er auf der Plattform, die ihm zur Kanzel diente, und aus seinem Munde floßen Worte der Liebe, der Erbauung, der Erhebung, aus seinem Munde ertönten Zurufe der Ermahnung, der Zurechtweisung, der Aufrichtung? Seine Zuhörer zerfloßen in Thränen der Selbstanklage, der Zerknirschung, und er stand über ihnen, anscheinend ein reiner, unbefleckter Verkündiger der ewigen Wahrheit, in Wahrheit aber ein Muster von Sinnlichkeit, Verdorbenheit und Bosheit!

Der Gottesdienst war vorüber. Die Colonisten sammelten sich unter ihren Zelten. Es war der erste Tag, dessen sie sich wirklich und in der That erfreuten. Sonst hatten sie sich nach der Nacht gesehnt und Gott gedankt, daß wieder ein Tag vorüber sey; heute aber herrschte jene heitere Ruhe unter ihnen, die man nur bei denen trifft, welche Ursache haben, mit sich selbst zufrieden zu seyn.

„Wie soll ich dir für diesen Tag danken, Christian," sagte der Bürgermeister, auf den jungen Mann zuschreitend und ihm herzlich die Hand schüttelnd. „Nur dein Fleiß, deine Ausdauer, deine Geschicklichkeit hat dieß möglich gemacht. Jetzt glaube ich, ist die Zukunft von „Germania" gesichert."

Das Blut trat dem Christian in die Wangen. Es war das erste Mal, daß der Bürgermeister so freundlich mit ihm gesprochen hatte. Und außer seinen Wangen färbten sich noch zwei andere dunkelroth, es waren die Paulinens, der Tochter des Bürgermeisters! Nahm sie wohl besondern Antheil an dem Wohlergehen des Christian?

Nach dem Essen sammelten sich die jungen Leute zu fröhlichen Spielen, und die Alten saßen heiter plaudernd und Pläne für die Zukunft schmiedend. Das Glück schien in Germania eingekehrt zu seyn, und doch — wie bald sollte sich die ganze Scene ändern und dem zufriedenen, sorglosen Treiben eine andere Physiognomie abgewinnen!

Es war am Abend desselbigen Tages, da fand sich Einer jener wandernden Gesellen ein, welche man in Amerika Peddler heißt und die eine große Aehnlichkeit mit den Händlern haben, die in Deutschland unter dem Namen „Ehninger Krämer" bekannt sind. Die amerikanischen Peddler sind zum großen

Theil Juden und treiben, besonders wenn sie ihre Waaren „auf dem Lande" umsetzen, einen wahren Allerweltshandel. In den Städten sind sie auf gewisse Artikel beschränkt, weil man gewohnt ist, das meiste in den Kaufläden zu holen; auf dem Lande aber führen sie nahezu Alles, wessen man in einer Haushaltung bedarf, Eßwaaren ausgenommen. Da kann man Faden und Knöpfe ebensogut haben, wie Handschuhe und Halstücher. Scheeren, Fingerhüte, Messer, Nadeln, Löffel, Gabeln, Tabak, Rasierzeug, Tinte, Tassen, Hosenträger, Schnupftücher, Ringe, Geldbeutel, Uhren, Schnallen. — Kurz Alles ist bei ihnen zu finden. Natürlich reist der Peddler nicht zu Fuße, sondern er führt seine Waaren auf einem Wägelchen bei sich, an dem zwei Pferde nicht selten schwer zu ziehen haben, denn als Bezahlung erhält der Händler oft und viel, besonders in dem menschenleeren Westen, kein baar Geld, sondern geräucherte Schinken, Zungen u. s. w., auch Mehl und dergleichen Gegenstände. Willkommen aber ist der Peddler auf den einsamen Farmen immer, und besonders freuen sich die Hausfrauen, ihn zu sehen, weil sie so gar manche Bedürfnisse haben, denen er allein abhelfen kann. Ist's ja doch viel zu weit in die nächste Stadt und kommt man daher dorthin alle Jahre nur ein- oder zwei Male! Ein geschickter und gewandter Peddler macht daher oft in einigen Jahren sein Glück, besonders wenn er nicht gar zu viel Profit nimmt, so daß er auf seiner nächsten Tour dieselbe Farm wieder besuchen darf. Nicht selten aber verderben sich diese Händler das Spiel selbst, weil sie betrügerische Preise machen und dann natürlich, wenn sie zum zweiten Male erscheinen, mit Schimpf und Schande fortgejagt werden.

Der Peddler, der auf Germania einkehrte, war das erste Exemplar dieser Gattung, das sich auf der Colonie sehen ließ, und wurde daher mit einem wahren Sturm von Freude begrüßt. Besonders froh war man, daß derselbe deutsch sprach, wie fast alle Juden in Amerika thun, denn die Meisten sind aus Deutschland oder Preußisch-Polen eingewandert. Man riß sich förmlich um seine Waaren, deren man aufs höchste bedürftig war, da mancher Artikel in dem kleinen Haushaltungskram anfing rar zu werden. Bis spät in die Nacht hinein ward gehandelt und geschachert, und der Jude hatte einen ganz besonders guten Tag, denn er schlug fast den dritten Theil seiner Waare los. Wie endlich der Handel aus- und geschlossen war, war es fast zu spät für den Mann, noch weiter zu reisen. Ja, es war sogar ganz unmöglich, weil keine gebahnte Straße zu der nächsten Niederlassung führte, sondern nur ein beliebiger Feldweg, der natürlich an mancher Stelle von einem Graben oder Sumpfe unterbrochen wurde. So blieb dem Peddler nichts Anderes übrig, als der Einladung zu folgen, und bei den Männern unter dem Zelte über Nacht zu bleiben, während seine Pferde sich das Gras in der Nachbarschaft abweideten. Die Nacht ging still und lautlos vorüber. Den andern Tag in aller Frühe erhob sich der Peddler und schirrte seine Pferde ein, um der nächsten Niederlassung zuzufahren. Nur Wenige der Ansiedler waren schon erwacht. Diese luden ihn freundlich ein, zuzuwarten, bis das Frühstück bereitet sey, aber der emsige Händler wollte sich die Zeit nicht dazu nehmen, sondern fuhr ab, lange ehe die Weiber das Feuer geschürt und die Morgensuppe gekocht hatten.

Nunmehr aber, wohl eine Stunde nach Abfahrt des Pedd-

lers, sammelte sich die ganze Colonie unter dem Zelte, um den Morgenimbiß einzunehmen. Plötzlich ertönte ein jammernd Geschrei aus dem hintern Theile der Kirche, wo der Pfarrer zum ersten Male heute Nacht sein Quartier aufgeschlagen hatte.

„Diebe, Diebe," schrie es von dort hervor. „Man hat uns bestohlen, wir sind beraubt worden, man hat eingebrochen!"

Die Männer stürzten dem Orte zu, woher der Schrei kam. Sie fanden den Vikarius halb angekleidet vor einer der Kisten, die erbrochen war, und deren Inhalt zum Theil zerstreut auf dem Boden lag.

„Was ist geschehen? Wer hat eingebrochen? Wo ist der Dieb?" So drängte sich Frage auf Frage.

Der Vikarius konnte keine bestimmte Antwort geben. Vor geraumer Zeit schon, eine Stunde oder mehr her, wollte er ein Geräusch gehört haben, daran sey er halb erwacht, und habe in diesem Zustande des Halbwachens hingebrütet, bis die Sonne hell und klar durch das Fenster geschienen. Nun sey er aufgestanden und habe die Kiste erbrochen und ihren Inhalt zerstreut umherliegend gefunden. Gesehen habe er Niemanden und noch viel weniger Jemanden erkannt. Plötzlich jedoch besann er sich. „Wo ist der Jude? Wo ist der Peddler von Gestern?" rief er. „Das kann Niemand, als er, gethan haben."

Diese Idee leuchtete ein. „Der Jude hat eingebrochen," schrie Alles bunt durcheinander. „Ihm nach!" schrieen Andere. „Wir wollen ihn fangen und hängen."

Kaum war das Wort gesagt, so ward es auch schon in Ausführung gebracht. Die jungen Leute, die am besten auf den

Füßen waren, stellten sich an die Spitze und nun begann die Treibjagd. Man hätte können die Pferde nehmen, allein es hätte zu viel Zeit gekostet, sie einzuschirren, und überdieß mußten wackere Fußgänger auf dem unebenen, von Buschwerk durchwachsenen und von Sumpf durchschnittenen Terrain schneller vorwärts kommen, als ein bespannter Wagen. Die Spur des Peddlers war leicht gefunden und fort ging's über Stock und Stein der Spur nach.

Die jungen Leute waren rüstige Läufer, und zudem verlieh ihnen der Zorn über den niederträchtigen Dieb doppelte Schnelligkeit. Nach einer Stunde angestrengten Laufens schon rief Einer, der ein besonders gutes Auge besaß: „dort vorn ist er." Richtig war es so. Der Peddler fuhr langsam über die Heide hin, sorgsam alle Hemmnisse vermeidend, welche seinen Wagen zu Schaden bringen mochten.

„Wenn wir links abbiegen, so haben wir ihn in einer Viertelstunde, denn er muß einen Umweg machen, will er nicht in den Sumpf gerathen, der vor ihm liegt," rief ein Anderer. Und nun begann die Hetzjagd von Neuem.

Der Peddler hatte bisher wohl von der Verfolgung nichts geahndet. Nunmehr aber hörte er das Geschrei der Männer, die sich ihm mit jedem Schritte mehr näherten. Er drehte sich um und hielt ruhig still, die Herankommenden erwartend.

„Was gibt es ihr Leute? Was ist vorgefallen?" rief er ihnen entgegen, als sie nahe genug waren. „Ist ein Unglück passirt und kann ich etwa helfen?"

„Dieb, Schurke, Judenseele!" war die Antwort. In einem Augenblick war der Mann von seinem Wagen herabgerissen und mit derben Fäusten zu Boden geschlagen. Dann

ging man d'ran, die Kisten, die er auf dem Wagen hatte, herunterzuholen, um ihren Inhalt schneller besichtigen zu können, denn nicht Einer zweifelte daran, daß die gestohlene Waare sich darin befinden müsse.

„Halt! Nicht zu schnell!" rief jetzt Christian, sich mitten hineindrängend, und den auf dem Boden Liegenden emporrichtend. „Wir haben kein Recht, zu mißhandeln, ehe der Diebstahl bewiesen ist."

„Willst du einen Juden in Schutz nehmen?" entgegneten ihm Einige der Vordersten.

„Jude hin, Jude her," rief Christian entschlossen. „Nicht den Juden nehme ich in Schutz, sondern den Menschen. Oder glaubt Ihr, es könne nicht auch ehrliche Juden geben?"

Nunmehr schlug sich auch Ferdinand auf die Seite Christians. „Wir wissen ja noch nicht einmal, was gestohlen worden ist," sagte er, „also dürfen wir die Kisten des Peddlers nicht hier schon untersuchen. Im Gegentheil, wir thun am besten, wir lassen Alles ganz unberührt, damit der Mann nicht sagen kann, es sey ihm Unrecht geschehen, und fahren nach Germania zurück, wo die Untersuchung nach Recht und Billigkeit stattfinden soll. Einstweilen aber soll dem Juden kein Haar gekrümmt werden."

Damit erklärte sich die Mehrzahl einverstanden. Einer bestieg den Wagen, und lenkte die Rosse heimwärts. Die Andern gingen zu Fuße nebenher und hielten den Peddler in ihrer Mitte, damit er ihnen nicht entwische. Dieser jedoch machte keine Miene dazu, sondern betheuerte nur in Einem fort seine Unschuld.

In Germania hatte man inzwischen eine genaue Unter=

suchung angestellt, was denn eigentlich geraubt worden sey; denn nach dem ersten Schreck kehrte die nüchterne Besinnung wieder ein. Man fand bald, daß die Kiste dem Förster angehöre, auf dessen und des Bürgermeisters Kisten dasselbe Frachtzeichen angebracht war. Die Kiste war mit Kleidungsstücken und Leinwand gefüllt; ganz unten aber hatte der Förster einige Schmucksachen verborgen gehabt, eine goldene Uhr mit Kette, einige Ringe und etwas Silberzeug. Die Kleider und die Leinwand waren alle noch vorhanden; dagegen fand sich von dem Gold und Silberzeug nichts mehr vor. Dieses mußte man also bei dem Peddler finden, wenn ihn die jungen Bursche in der That einholten, wozu aber, wie der Vikar meinte, wenig Aussicht war, weil er einen Vorsprung von einer Stunde hatte. Doch schon nach wenigen Stunden mußte sich der geistliche Herr überzeugen, daß er im Irrthum sey, denn man sah jetzt die jungen Leute mit ihrem Gefangenen herbeieilen.

„Herr Bürgermeister," rief der Jude, als Alle einen Kreis um ihn und seinen Wagen geschlossen hatten, „ich will hoffen, daß Sie werden richten ein gerechtes Gericht. Ich weiß von gar Nichts, weder ob was ist gestohlen worden, oder nicht gestohlen worden. Ich bin so unschuldig, wie das Kind in Mutterleibe."

„Das wollen wir bald sehen," meinte der Bürgermeister. „Bist du aber in der That unschuldig, so gebe ich dir mein Wort, soll dir kein Leid widerfahren."

Man nahm nun die Kisten des Handelsmannes vom Wagen herab und öffnete dieselben, so zusagen „urkundlich." Stück für Stück wurde herausgenommen und auf einen ausgebreiteten Teppich gelegt. War man mit Einer Kiste fertig, so ging man

an die zweite und von dieser an die dritte und vierte. Je länger die Untersuchung währte, und je weniger die gestohlenen Sachen zum Vorschein kommen wollten, um so ungeduldiger wurden die Umstehenden; aber der Bürgermeister änderte deßhalb doch keine Minute lang seine genaue, difficile, aber gerechte Untersuchung. Endlich war man mit dem letzten Kistchen fertig und hatte Nichts gefunden. Man ging dann an den Mann selbst und hielt Haussuchung an seiner Person; aber hier wie dort fand man Nichts! Die Umstehenden machten lange Gesichter und wollten ihren Augen nicht trauen. Und doch war es so!

„Hab' ich Ihnen nicht gesagt, ich sei so unschuldig, wie das Kind in Mutterleibe?" eiferte jetzt der Jude. „Werd' ich doch nicht werden zum Dieb an Leuten, mit denen ich gemacht hab' den Tag zuvor ein gut Geschäft! Glauben Sie denn nicht, daß Ehrlichkeit so gut zu finden ist bei dem Jud als dem Christ?"

„So viel ist sicher, der Peddler hat die gestohlenen Gegenstände nicht," sagte der Bürgermeister mit nachdenklicher Stimme. „Aber wer soll sie denn dann haben?"

„Der Jude hat sie unterwegs versteckt," rief jetzt der Vikarius. „Wie er merkte, daß er verfolgt würde, hat er natürlich das Corpus delicti bei Seite zu schaffen verstanden."

„Ja, ja," rief der große Haufe dem Vikarius nach, „der Jude hat die gestohlenen Sachen versteckt. Das ist so klar, wie zwei mal zwei vier macht. Heraus mit der Sprache, du verdammter Schmuh, wo hast du sie hingethan?"

Mit diesen Worten drangen die Leute auf den Juden ein, und wenn nicht Christian nebst einigen andern Ruhigeren zu

seinem Schutze herbeigesprungen wären, so würde es ihm ohne Zweifel übel ergangen seyn.

„Ich bin unschuldig, so wahr mir Gott helfe," schrie indessen der Jude, die Hände in Verzweiflung ringend. „Herr Pfarrer, Sie sollten doch seyn ein Vorbild in Milde und Liebe zu dem Nächsten, wie Ihre Religion lehrt; warum werfen Sie denn allen Verdacht auf mich? Kann es nicht auch gewesen seyn ein Anderer? Muß ich denn gestohlen haben, weil ich bin Einer von den Söhnen Abrahams? War doch der große Nazarener, an den Sie alle glauben, auch ein Sohn Abrahams und Jakobs und Moses!"

„Er lästert Gott," rief der Vikarius, voll Entsetzen die Augen zum Himmel verdrehend. „Nehmt ihn und thut mit ihm, wie sich's gebührt."

„Mit Nichten," sagte jetzt der Förster vortretend. „Ich hab' wohl die erste Stimme bei der Sache, denn ich bin's und Niemand anders, dem gestohlen wurde. Ich aber sage, laßt den Juden frei und unbelästigt abziehen. Zwar glaube auch ich, daß er der Dieb ist; denn wer soll's sonst seyn? Aber bewiesen ist ihm Nichts und somit könnte er doch wenigstens unschuldig seyn. Mein Grundsatz ist: lieber neun Schuldige freigelassen, als Einen Unschuldigen gehängt. Also pack' deine Sachen zusammen, Mensch, und pack' dich fort, so schnell du kannst."

„Ja und laß dich anderswo hängen," lachte der große Haufen, der durch den Machtspruch des Försters plötzlich anders gestimmt war.

„Der Herr Zebaoth sei gepriesen," stieß der Jude heraus, indem ein tiefer Seufzer sein Herz erleichterte. „Er ersetze

Euch Euern Verlust hundertfältig und bringe es an's Licht, wer der eigentliche Thäter war, damit meine Unschuld erkannt werde auch von meinen Feinden."

Schnell packte er seine Waaren wieder in seine Kisten und versäumte keinen Augenblick, mit denselben der Colonie den Rücken zu kehren.

„Ihr hättet ihn nicht sollen laufen lassen," eiferte der Vikarius giftig und vorwurfsvoll zugleich.

„Nein, es ist besser so," erwiederte der Bürgermeister. „Aber dafür sorgen wollen wir, daß eine ähnliche Scene nicht mehr vorkommen kann. Ich mache daher den Vorschlag, daß wir keinem Juden mehr Zutritt auf unserer Colonie gestatten."

„Das ist das Wahre," riefen viele Stimmen. „Der Bürgermeister hat Recht. Wenn sich wieder ein Jude bei uns sehen läßt, so machen wir kurzen Prozeß mit ihm. Es sind lauter geborne Hallunken, und der Beste ist keinen Schuß Pulver werth."

„Sie werden doch nicht im Ernste an eine solche Maßregel denken?" warf Christian schüchtern ein. „In diesem Lande haben Juden und Christen gleiche Rechte."

„Ich weiß das," entgegnete der Bürgermeister gereizt, indem eine hohe Röthe sein Gesicht färbte, denn er konnte den Widerspruch nicht gut ertragen. „Ich weiß das eben so gut, als du, junger Mensch, aber ich weiß auch, daß wir auf unserer Niederlassung Herr und Meister sind, und wenn wir die Juden ein für allemal von derselben ausschließen, so liegt dieß ganz in unserem Belieben."

„Ich kann die Juden auch nicht leiden," meinte der Förster; „es gibt mir allemal einen Stich, wenn ich nur mit

Einem verkehren muß; denn verbrennte Kinder fürchten das Feuer. Allein proscribiren möchte ich das Volk deßwegen doch nicht. Und du, Bürgermeister, wie steht's denn mit deiner vielberühmten religiösen Duldsamkeit? Wie reimt sich denn dein jetziges Verfahren mit den „gleichen politischen Rechten," oder gar noch den „angebornen Menschenrechten" der amerikanischen Republik, auf die du so hochmüthig thatest?"

Der Bürgermeister erwiederte keine Sylbe. Er fühlte vielleicht, daß ihm noch Einiges fehle, um, wie in der Theorie, auch in der Praxis ein guter Republikaner zu seyn.

So geringfügig auch an sich der Diebstahl war, von dem wir im vorigen Kapitel berichteten, — denn der Werth des gestohlenen Eigenthums betrug keine zweihundert Thaler, — so groß war doch seine moralische Nachwirkung. Es war dadurch eine gewisse Mißstimmung, sogar ein gewisses Mißtrauen eingetreten, das sich nicht leicht wieder verwischen ließ. Der Förster, der sich übrigens um den pecuniären Verlust weniger zu bekümmern schien, als um die Entbehrung jener Gegenstände „als besonders werther Angedenken," nannte den Diebstahl nur immer den „ersten Nagel in den Sarg von Germania" und hielt sich von jetzt an noch mehr isolirt, denn je zuvor. Wenn er nicht mit dem Fuhrwerk aus war, so ging er auf die Jagd, so unbefriedigend sie ihm auch erscheinen mochte; denn er kam selten mit erlegtem Wild nach Hause. Vielleicht war es ihm mehr darum zu thun, in der Gegend herumzustreifen und Beobachtungen anzustellen, als Jagdbeute zu gewinnen. Auch der Bürgermeister blieb von jetzt an viel allein, und man wollte sogar die Bemerkung machen, daß er der

schönen Wittwe, die sich sonst immer fast auffallend an ihn gedrängt hatte, mehr auswich, als ihr entgegenkam. Auch den Vikarius sah man wenig und der Doktor war ohnehin oft ganze Tage abwesend, weil er von den benachbarten Niederlassungen, deren jede fast eine ganze Tagreise entfernt war, viel in Anspruch genommen wurde. Er hatte sich zu dem Ende sogar ein eigenes Pferd und Fuhrwerk angeschafft, um seiner Kundschaft nachkommen zu können. Die übrigen Colonisten gingen ihrem Geschäfte, wie gewöhnlich nach, aber mit weniger Aufgelegtheit, als sonst, und oft standen sie gruppenweise bei einander und unterhielten sich in leiser Sprache. Nur Christian und Ferdinand bewahrten ihren alten Frohsinn, und wenn sie Abends, nach gethaner Arbeit, zusammen in den Busch spazieren gingen, nur allein von Ferdinands Schwester, der immer lieblicher aufblühenden Pauline, begleitet, so hätte man glauben können, es gebe keine drei glücklicheren Geschöpfe, als diese Drei. Oft und viel schaute ihnen der Förster mit bedeutsamem Blicke nach, und nickte wie segenspendend mit dem Kopfe dazu, aber eine Aeußerung ließ er über diese immer inniger werdende Freundschaft nicht fallen, noch weniger sprach er mit seinem Schwager darüber, der gar nichts davon zu bemerken schien.

So kam abermals ein Samstag herbei und abermals hatte Christian den Colonisten eine Ueberraschung bereitet. Heute sollte das erste Haus aufgerichtet werden! Es kam eine freudige Bewegung über Alle. Das erste Haus! — Letzten Sonntag die Kirche und auf den morgigen Sonntag das erste Haus! Sie sollten also doch nach und nach aus dem Zustande der Wildniß heraustreten, und wenn heute das erste Haus errichtet

wurde, so konnten in einem Vierteljahre Alle unter Dach und Fach seyn und ihr abgesondertes Eigenthum haben! Das Letztere war es eigentlich, das Allen am meisten am Herzen lag; denn der Mensch ist einmal ein Individuum, und darum hat er auch die Bedürfnisse eines Individuums. Er will Etwas haben, das er sein eigen nennen kann, zum Unterschied von dem, was Andere haben oder was er mit Andern gemeinsam hat. Darum hat ein totales Zusammenleben in Gemeinschaftlichkeit mit Andern, eine Communität, in welcher der einzelne Wille oder vielmehr der Wille und die Gewohnheit des Einzelnen aufgeben soll, immer etwas Unnatürliches an sich. Es hat vielleicht eine solche Communität schon große Resultate hervorgebracht, wie bei den Mönchen und Klöstern; aber das Glück der Menschen, ihre innere Zufriedenheit hat sie noch nie in ihrem Gefolge gehabt; denn noch immer waren in einer solchen Communität (man nennt sie auch wohl hie und da „socialistische Gemeinde") die Einzelnen nichts anderes als die Sklaven des Oberhirten. Neunundneunzig geben ihre Individualität auf, um den Willen des Hundertsten auszuführen. War dieser Hundertste ein Mann von Kopf und vielleicht auch von Herz, so bestand die Gemeinde und wuchs an Reichthum und Wohlhabenheit, wie hundert Einzelne nie gewachsen wären; aber starb dieser Hundertste und gab einem Andern Raum, der nicht so hervorragte, so zerfiel der künstliche Bau wieder in seine Einzelnheiten und gab denselben Erlaubniß, sich als Individuen naturgemäß zu entwickeln.

Das erste Haus! Die Gewißheit, daß sie nun bald sich in Familien absondern dürften! Wie freudig legten die Colonisten Hand an! Alle Feldarbeit war für diesen Tag einge-

stellt; denn Christian konnte fast keiner Hand entbehren. Jeder mußte mithelfen, um das Gebäude heute noch wenigstens in seinen äußern Theilen zu vollenden. Allerdings war's kein Haus, wie wir uns ein solches vorzustellen gewohnt sind. Nicht Ein Stein war dazu verwendet, und noch weniger Kalk und Speis. Es waren kaum nothdürftig zugehauene Balken, die auf einander gelegt und durch schwere hölzerne Nägel mit einander verbunden waren. Nur der erste Balken lag in der Erde, welche zu dem Ende einen halben Schuh tief ausgegraben wurde; der zweite Balken lag der Länge nach auf dem ersten und so der dritte, vierte und fünfte, bis das ganze Viereck seine zwölf Fuß Höhe hatte. Dann sägte man Löcher in das rohe Gerüste, um Fenster darein zu fügen; dann schnitt man die Hausthüre ein und die Fugen, auf welchen die Dachbalken ruhen mußten. Das war der ganze künstliche Bau, aber es war doch eine wetterfeste, heizbare Wohnung! Allerdings lagen die Balken nicht so fest auf einander, daß man nicht durchsehen, ja sogar oft mit der Hand durchlangen konnte; allein die Löcher wurden von innen heraus mit Moos und Lehm vollgestopft und dann Bretter darüber genagelt, so daß kein Lüftchen in die getäferte Stube dringen konnte. Ebenfalls von Lehm war der obere Theil des Kamins, nur der Ofen selbst sollte von Eisen seyn und mit der nächsten Bretterfuhre herbeigeschafft werden. Der innere Raum wurde vermittelst eines Bretterverschlags in drei Räume abgetheilt, ein Wohnzimmer und zwei Schlafstuben. Das Dach, ebenfalls von Brettern, wurde mit schweren Steinen belegt, damit die starken Windstöße, die den Winter über hier herrschen, es nicht abheben konnten. Eine schmale Stiege führte von einem der Schlaf-

zimmer auf den Dachbodenraum, der zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und von sonstigen Haushaltungs=Gegenständen dienen mochte.

Alle hatten freudig zusammengeholfen, um den stolzen Bau noch vor Nacht vollenden zu helfen, um den andern Tag, an einem Sonntag, den Anblick eines fertigen Hauses zu haben! Das Werk war gelungen, wenigstens was den äußeren Umriß betraf. Im Innern aber arbeitete Christian noch fast bis an den Morgen, um die Bretterverschläge, den Dachboden, die Vertäferung festzunageln. Wie er sich endlich zu kurzer Ruhe zurückzog, konnte er sich sagen, sein Meisterwerk vollbracht zu haben; denn mit den geringen Hülfsmitteln, die ihm hier in der Wildniß zu Gebot standen, war es nicht wohl möglich, etwas Besseres zu leisten.

Abermals, wie vor acht Tagen, war es ein freudiges Erwachen für die Colonisten. Auf dem Dache des neuen Hauses stack ein hoher Tannenwipfel, die freudige Urkunde des vollendeten Baues. Alle standen bewundernd vor dem einfachen Blockhause. In manchem weiblichen Auge aber schimmerte eine Thräne, vielleicht eine Thräne der Wehmuth, vielleicht eine Thräne der Erinnerung an die alte Heimath! Dort hätte der Aermste sich geweigert, in einer solchen Behausung zu wohnen, hier war sie das Prachtgebäude, das der Bürgermeister mit seiner Familie beziehen sollte! Es war nämlich eine Art stiller Uebereinkunft, daß der Bürgermeister als der Erste des Ortes auch das erste Haus besitzen sollte, und der Bürgermeister nahm diese Ehrenbezeugung als eine sich von selbst verstehende an, ob er gleich hätte sehen können, daß nicht Alle derlei Rücksichtlichkeit theilten, sondern der Meinung waren, es sollte keinerlei Bevorzugung

geben. Für's Erste war freilich diese Meinung nur eine innere, eine vielleicht noch nicht einmal zum klaren Bewußtseyn gekommene; aber es sollte bald die Zeit erscheinen, wo die Leute so sprachen, wie sie jetzt noch kaum zu denken wagten!

Das die letzte Zeit her ziemlich ernsthafte Gesicht des Bürgermeisters hellte sich auf, als er sein fertiges Haus erblickte, und wie ihn sein Sohn Ferdinand bei der Hand nahm und in's Innere führte, überkam ihn sogar eine tiefe Rührung. Da war nämlich Alles schon hergerichtet, daß er nur einzuziehen brauchte. Vorn stand ein großer Tisch, und um den Tisch herum sechs Stühle. In den Schlafzimmern standen Bettstellen und an den Wänden herum liefen breite Bänke. Freilich bestanden diese Meubels nur aus gewöhnlichen, kaum gehobelten Brettern; aber in der Wildniß gilt Tannenholz so viel, wie Mahagoni und Pallisander in den Städten. Am lieblichsten überrascht war Pauline, denn in ihrem Schlafstübchen stand in der Ecke ein Waschtischchen und über dem Waschtischchen hing ein Spiegel, der ihre hellerröthenden Wangen gar lustig wiederstrahlte.

„Du böser, böser Mensch," rief sie auf Christian zugehend, der ihr in das Kämmerchen gefolgt war. „Das hast du und kein Anderer gethan. Glaubst du denn, ich sey so gar arg eitel, daß du mir einen Spiegel hier herein setzen mußtest?"

Und dann faßte sie den „bösen, bösen" Menschen bei den Händen und schaute ihm so hell und freundlich in's Gesicht, bis ihr die Augen übergingen und über die lächelnden Wangen die Freudenthränen herabliefen.

„Ferdinand, du bist ein wackerer Sohn," sagte der überraschte Bürgermeister, als er das Ameublement betrachtete.

„O, nicht ich, Vater,“ erwiederte Ferdinand. „Es kommt Alles von Christian.“

„Wirklich?“ entgegnete der Bürgermeister, indem ein sonderbarer Zug über sein Gesicht hinlief. „Es werden der Verbindlichkeiten nach und nach fast zu viele.“

„Höre Christian,“ rief der Förster fröhlich, „ich werde dich noch zu meinem Hofbaumeister und Oberbaurath ernennen müssen, wenn du so fortmachst. Aber nicht wahr, Schwager, es ist ein Allerweltsbursche, der Christian Rau, und für uns mehr werth, als ein ganz Regiment deutscher Zimmergesellen?“

Der Oberbürgermeister nickte bejahend, sagte aber keine Sylbe.

Nach der Predigt und dem gemeinsamen Mittagsmahl ward ihnen noch eine andere Ueberraschung zu Theil. Es kam nämlich ein alter Mann angeritten, den der Förster fast wie einen Bekannten begrüßte, ob er gleich sonst allen gänzlich fremd war. Der Mann war nämlich ein pensylvanischer Deutscher, der sich vor etwelchen Jahren in der Nachbarschaft angesiedelt und den der Förster auf seinen Kreuz- und Querzügen in der letzten Zeit kennen gelernt hatte.

„Nun das ist schön,“ rief der Förster freudig, „daß Ihr uns heimsucht. Ich hätte fast geglaubt, der Weg werde Euch zu weit seyn.“

„Ich habe die Zeit gekannt,“ erwiederte der Fremde mit bedächtiger Stimme, „wo ich fünfzig Meilen weit reiten mußte, wenn ich ein weißes Gesicht sehen wollte. Es ist freilich schon einige Jahre her, aber mir noch so klar vor dem Gedächtniß, wie wenn's gestern gewesen wäre. Sollte ich nun einen Spazier-

ritt von zwanzig Meilen scheuen, um meine neuen Nachbarn einmal zu begrüßen?"

Er stieg ab, und ließ sich unter den Leuten nieder. Seine Farm lag, wie er ihnen erzählte, etwa zwanzig Meilen mehr südlich, in einem schönen fruchtbaren Thale.

„Ich wundere mich," fuhr er fort, „wie Ihr gerade diesen Platz hier auswählen konntet! 's gibt ja noch Land in Hülle und Fülle in den Thälern, sogar noch bei mir herum, obgleich mein Thal das beste in der ganzen Gegend ist! Wundere mich wirklich, wie man auf die Höhe und in den Sumpf ziehen mag, aus purer Liebhaberei! Oder geschah's aus Sparsamkeit? Was kostet dich das Land hier, Nachbar?"

Mit diesen Worten wandte er sich an den Bürgermeister, der über die Vertraulichkeit des Fremden nicht wenig erstaunt war. Doch wollte er kein Wort darüber verlieren, da dieses „Du" dem Fremden offenbar eine Gewohnheit war, wie auch in der That alle pensylvanischen Bauern Jedermann ohne Unterschied dutzen, nicht aus Rohheit oder Aufdringlichkeit, sondern weil es bei ihnen Landessitte ist.

„Wir haben zweitausend Thaler für fünfhundert Acres bezahlt," erwiederte der Bürgermeister, „und haben das Recht noch tausend Acres zu demselben Preis zu bekommen."

„So!" versetzte der Pensylvanier trocken, doch nicht ohne daß ein leichtes Lächeln über seine strengen Züge lief. „So! dieß Vorrecht habt Ihr! Hast du den Kauf abgeschlossen, Nachbar?

„Nein" erwiederte dieser, „nicht ich, sondern unser Pfarrherr hier." Dabei deutete er auf den eben herbeitretenden Vikarius.

Der Fremde betrachtete den Vikarius lange, fast zu lange für den Letzteren; denn dieser war genöthigt, seine Augen vor dem festen Blicke des alten Farmers niederzuschlagen.

„Wie viel hast du bei dem Handel gemacht, Freund?“ fragte der Farmer den verlegenen Vikar, ohne eine Miene zu verziehen.

„Ich verstehe Sie nicht,“ versetzte der Geistliche, ohne den Blick zu erheben und mit hoch errötheten Wangen.

„Ich meine, wie viel du von den zweitausend Thalern in deine Tasche gesteckt hast?“ fuhr der alte Mann ruhig und ernst fort. „Das Land hier ist keine zwei Thaler der Acre werth, denn man kann bei mir im Thale hart am Flusse noch fruchtbares Land genug zu vier, sogar drei Thalern haben. Wie hast du es mögen übers Herz bringen, deine Leute hier, wegen vielleicht elender fünfhundert Thaler, die du als Mäklerlohn erhalten hast, auf einen unfruchtbaren Boden hin zu setzen, während in der nächsten Nachbarschaft das vorzüglichste Waldland um denselben Preis zu bekommen ist?“

„Sie thun dem Manne Unrecht,“ nahm der Bürgermeister das Wort. „Wenn er zu theuer eingekauft hat, so ist er selbst geprellt worden. Uebrigens, ich halte das Land nicht für so schlecht und unfruchtbar, als Sie es darstellen.“

„Du bist noch grün, Nachbar,“ versetzte der alte Mann, bedächtig eine Prise nehmend. „Wenn der Mann hier geprellt worden ist, so sollte er dümmer aussehen, als er thut. Was aber dein Land anbelangt, so will ich es dir nicht entleidet machen. Kommt's dir fruchtbar genug vor, so bin ich's auch zufrieden. Doch komm einmal zu mir in's Thal hinunter, dann kannst du den Unterschied finden. Will dir einen Rath

geben, Nachbar, kauf' die andern tausend Acres noch nicht; man wird dir sie in kurzer Zeit um die Hälfte nachwerfen wollen."

Der Bürgermeister war offenbar mißstimmt und gab keine Antwort. Der Vikar hatte sich in der Stille davongeschlichen und die Colonisten sahen einander mit bedeutsamen Blicken in's Auge.

„Sind das Alles deine Leute, Nachbar?" fuhr der Fremde nach einer Weile fort, auf die Colonisten hindeutend.

„Nicht doch," erwiederte der Bürgermeister. „Wir haben uns nur zu einem gemeinsamen Zwecke verbunden und bilden eine Colonie."

„Aha, ich merke," meinte der Farmer. „Hab' einmal in den Zeitungen von solchen Colonien gehört. Sie nennen's, glaub' ich, socialistisch oder communistisch. 'S kommt Nichts dabei heraus, Nachbar. Hab' noch keinen Menschen gefunden, der nicht lieber für sich und für seinen Nutzen gearbeitet hätte, als für den Nutzen eines Andern oder einer ganzen Gemeinde. Association ist schon recht unter Zweien oder Dreien, wenn sie einander brauchen und allein nichts ausrichten können. Aber Güter= und Eßgemeinschaft? Warum nicht lieber auch noch Weiber= und Kindergemeinschaft? Es thut kein Gut in die Länge, sage ich dir, außer wenn du den Papst machst und die Andern als deine Kirchendiener fungiren."

„O, so ist's nicht gemeint," entgegnete der Bürgermeister. „Wir werden schon abtheilen, wenn wir erst einmal unsere eigenen Häuser für jede Familie besitzen. Dann ist Jeder für sich und nur vorderhand leben wir in Gemeinschaft."

„Ei, wer hat denn das Haus da gebaut? fragte jetzt der

alte Farmer aufstehend, und auf die neue Bürgermeisters Wohnung zugehend. — „So, du bist der Künstler,“ fuhr er freundlich fort, als man ihm den Christian Rau gezeigt hatte. „Hast vielleicht auch den Brunnen gemacht, an dem ich gerade vorhin vorbeigeritten bin? Und die Kirche da hast auch eingerichtet? Wollte, du kämest einmal auf ein Jahr zu mir, oder du würdest dich in meinem Thale ansiedeln. Wüßte einen prächtigen Platz für dich! Gerade, wie für dich gemacht! Verstehst dich doch auf's Mühlebauen? Mußt dich drauf verstehen, da du ein Maschinist bist, wie du sagst. Wahrhaftig, wäre ein mächtig guter Platz für dich!“

Christian mußte ihm die Hand drauf geben, daß er ihn in der nächsten Zeit wenigstens besuchen wolle. „Muß noch einmal drauf kommen,“ fuhr dann der Fremde fort. „S' thut doch nicht lange gut bei Euch mit Eurer Compagnieschaft. Werdet's sehen, ich habe Recht. Drum steckt nicht zu viel Geld in den Platz hier. Wenn aber Einer, der ein tüchtiger Arbeiter ist, in unserem Thal sich ansiedeln will, so darf er nur zu mir kommen, ich will ihm beistehen und auch dafür sorgen, daß er nicht so über die Ohren gehauen wird, wie Ihr hier worden seyd. Und du, junger Baumeister, du mußt zu allererst kommen, denn für dich weiß ich eine Wasserkraft, die dich in kurzer Zeit zum reichen Mann macht, denn eine Mühle könnten wir gar sehr brauchen, und bis jetzt fehlte es nur an dem rechten Mann, eine solche zu errichten.“

Die Unterhaltung nahm nun einen andern Verlauf, denn Pauline brachte auf ihres Oheims Wink einige Erfrischungen: Milch, Brod und gesalzenes Fleisch. Etwas Besseres hatten sie nicht. Noch eine gute Stunde blieb der alte Farmer, ließ sich

Alles zeigen und gab da und dort Rathschläge, wie Dieß oder Jenes mit wenig Mühe und Unkosten eingerichtet werden könnte. Endlich nahm der Mann Abschied, um wieder seiner Heimath zuzureiten.

„Nichts für ungut, Nachbar,“ sprach er zuletzt zum Bürgermeister. „Bin's so gewohnt, grad aus von der Leber weg zu reden. Mußt's nicht krumm nehmen. Es ist Alles ehrlich gemeint.“

So ritt er fort, vom Förster und Christian eine Strecke Wegs begleitet. Der Bürgermeister brachte es nicht übers Herz, ihm das Geleite zu geben, denn die Bemerkungen des alten Mannes hatten ihn in seinem tiefsten Innern beleidigt. Die Beleidigung sitzt immer um so tiefer, je näher sie der Wahrheit kommt, und daß der „Nachbar,“ wie er sich selbst nannte, in manchen Stücken Recht haben mochte, das mußte sich der Bürgermeister selbst gestehen, ob er gleich nicht wollte. Sollte derselbe in der That auch darin Recht haben, daß der Vikar ihn und die Seinigen wissentlich und absichtlich betrogen habe? Darüber, daß das Land zu theuer eingekauft, daß ein Yankeestück, d. h. eine amerikanische Uebervortheilung an ihnen begangen worden sey, darüber war kein Zweifel. Dieß passirte jedoch fast allen Einwanderern, woher auch das Sprüchwort kommt, daß das deutsche Geld erst fort muß, ehe der Einwanderer es zu Etwas bringt. Allein ein absichtlicher Betrug von dem Vikar? Pah, er konnte es nicht glauben. Doch ärgerte es ihn, daß das Ding so offen und ungenirt vor Gott und der Welt ausgesprochen worden war. Noch mehr ärgerte ihn das ungeschminkte Lob, welches dem Christian zugetheilt wurde. Als ob etwas Besonderes dran wäre, in dem, was der Christian

that, oder wie er es einrichtete! Der junge Mensch that doch nur seine Schuldigkeit, nicht mehr, als jeder tüchtige Zimmermann und Maurer auch thun konnte, warum ihn also so sehr herausstreichen, offenbar auf Kosten Anderer? Der Aerger ließ ihn nicht zu Hause bleiben. Er mochte das Haus nicht ansehen, welches ihm von Christian eingerichtet worden war, denn, dachte er, „der Gelbschnabel wird jetzt seine Nase noch höher tragen.“ Er hatte nämlich den leisen Widerspruch Christians bei der Judenaustreibungspartie nicht vergessen und war schon damals darüber erbost, daß ihn der junge Mensch gleichsam zurechtgewiesen habe.

So schlenderte er langsam, die Augen auf den Boden gesenkt, vorwärts. Plötzlich, unversehens stand die schöne Wittwe vor ihm. Er erschrack förmlich, als er ihrer ansichtig wurde; denn er hatte sie die letzte Zeit fast absichtlich vermieden, weil sie ihm nach seiner instinctiven Meinung anfing, zu gefährlich zu werden.

„Bin ich eine so gar unwillkommene Erscheinung, daß Sie förmlich vor mir zusammenfahren,“ sagte sie mit süßem, wenngleich melancholischem Lächeln.

„Ich vermuthete nicht, Sie hier zu sehen,“ erwiederte der Bürgermeister, „und zudem sind mir heute Dinge vorgekommen, die meine Nerven etwas aufgeregt haben.“

„Gewiß, er war ein rechter, roher Bauer, der alte Farmer da,“ meinte sie. „Man sieht doch gleich, welch himmelhoher Unterschied zwischen dem Mann von Bildung ist und zwischen dem Naturmenschen. Und zudem seine ärmlichen Verdächtigungen und noch ärmlicheren Lobeserhebungen!“

„Glauben Sie also nicht,“ versetzte der Bürgermeister

rasch, ohne von den allerletzten Worten der Frau anscheinend weiter Notiz zu nehmen, ob man gleich an dem Zucken seiner Augen wohl sehen konnte, daß der Hieb, den die Wittwe nach dem Christian führte, festsaß. „Sie glauben also nicht, daß der Vikar in der Schuld ist, wenn wir von dem Amerikaner, dem dieses Feld gehörte, übervortheilt worden sind!“

Frau Karoline Heringen lachte laut auf. „Nun ich denke, Sie wissen,“ meinte sie, „oder könnten es doch wenigstens schon gemerkt haben, daß ich keine besondere Freundin des Vikarius bin. Im Gegentheil, seine schwarzen Fangzähne erschrecken mich immer, wenn ich sie nur von weitem sehe. Aber was wahr ist, bleibt wahr. Zu einem Betrug, und besonders zu einem Betrug dieser Art ist der Mann gar nicht fähig. Es fehlt ihm, außer dem Willen, sogar die Kraft dazu. Wie könnte ein Mann, wie Sie, ein Mann von Ihren hervorragenden Eigenschaften sich in der Person eines Werkzeuges so sehr getäuscht haben! Vergessen Sie die dumme, plumpe Verdächtigung. Seyn Sie wieder heiter, wieder derselbe bezaubernde Mann der Gesellschaft, als welcher Sie nur zu gefährlich auf ein empfänglich weiblich Gemüth wirken!“

Sie waren während dieses Gesprächs stehen geblieben und Frau Karoline hatte wie in der Vergessenheit während ihrer Anrede an ihren Begleiter beide Hände auf dessen Schulter gelegt. Sie stand so nahe vor ihm, daß ihr warmer Athem ihn berührte und electrisirte. Nunmehr aber zog sie, tief erröthend, ihre Hände schnell zurück und wandte sich zur Seite, als hätte sie viel zu viel gesagt.

„Sie sind ein Engel, Karoline,“ erwiederte der Bürgermeister stürmisch, „ein Engel an Schönheit, Güte und Verstand.

Wenn ich hoffen könnte, daß Sie meine fünfzig Jahre nicht zu hoch in die Waagschale werfen würden? Ach, Karoline, ich wollte Sie meiden, ich meinte für einen Mann mit zwei erwachsenen Kindern sey es unmöglich, ein Herz zu gewinnen, nach dessen Besitz zu streben dem Edelsten nur erlaubt seyn kann. Und doch, wenn ich Sie so ansehe, wäre es möglich, Karoline, daß Sie ein wenig, nur ein ganz klein wenig für mich fühlten?"

Er schlang seinen Arm um sie und zog sie an sich. Und sie widerstrebte nur schwach und barg bald ihr Antlitz an seiner Brust.

„Wenn uns Jemand erblickte!" flüsterte sie endlich. „Komm, laß uns weiter gehen."

„Bald werde ich meinen Stolz drein setzen," entgegnete er, „daß uns Jedermann so erblickt. Denn sobald es der Zustand der Colonie zuläßt, sobald ich dir ein Hauswesen bieten kann, wie es deine Erziehung, deine Bildung erfordert, treten wir öffentlich als Brautleute auf. Einstweilen erlaube mir, daß ich mein Glück im Stillen berge. Ich muß doch vorher noch Verschiedenes mit meinen Kindern und meinem Schwager ordnen und da möchte ich nicht, daß unsere Verbindung zu früh lautbar würde."

Der Bürgermeister war bei den letzten Worten wieder ernst und nachdenklich geworden. Er war mit sich zu Rathe gegangen gewesen und hatte fest beschlossen gehabt, aus Rücksicht auf sein Alter und seine großgewachsenen Kinder auf ein Glück zu verzichten, das ihm in der Verbindung mit der schönen Wittwe zu blühen schien. Allein daß die besten Vorsätze oft vor den Eindrücken eines Augenblicks wie Wachs dahinschmel-

zen, das konnte jetzt der Bürgermeister an sich selbst erfahren. Gereute es ihn, daß er sich von der Schönheit der Wittwe hatte hinreißen lassen? — Frau Karoline sah den Kampf, der sich in seinem Innern erhob, und ihre sanften Worte, ihre süße Hand, die sich der seinigen bemächtigte, beschwichtigte bald alle Vorwürfe und Selbstanklagen, mit denen er sich möglicherweise hätte behelligen können.

Sie setzten sich unter einen mächtigen Baumstamm, der sie vor allen neugierigen Blicken, wenn je solche in diese Gegend gerichtet waren, schützte und der Bürgermeister fühlte sich in den Umstrickungen dieses herrlichen Weibes so selig, wie er sich nicht zur Zeit seiner ersten Liebe gefühlt hatte.

„Fast hätte ich Eines vergessen, Theurer," flüsterte, nachdem eine kleine Pause in ihre Liebesbetheuerungen getreten war, das schöne Weib. „Das nämlich, warum ich dir heute in den Weg getreten bin. Ich bin seit dem Diebstahl vor acht Tagen ein wahres Kind an Angst geworden. Da habe ich denn mein Werthvollstes in Gold und Papieren zusammengewickelt und habe dich bitten wollen, es mir aufzubewahren. Thu' es zu deinem Eigenthum, dann ist es sicher genug."

„Deine Papiere will ich gerne zu mir nehmen," erwiederte der Bürgermeister, „und stehe dir für deren Sicherheit. Ich habe nämlich mein Vermögen zum größten Theil in New-York ebenfalls in gutes Papier verwandelt und trage dieß wohlverwahrt auf dem Leibe. Dein Gold aber wird in deinem Koffer so sicher seyn als in dem meinigen."

Sie ließ jedoch nicht nach, bis er auch die paar Goldstücke, die sie besaß, nahm, um sie mit seinem Gelde zusammen einzuschließen. War ja doch bald Alles unter ihnen ge-

meinsam, warum sollte er ihr gränzenloses Vertrauen in seinen männlichen Schutz zurückweisen?

„Es wird spät, Geliebte," sagte endlich der Bürgermeister, sich aus seinem Liebestaumel ermannend. „Wir müssen uns trennen. Wollte Gott, die Zeit wäre schon da, wo wir Arm in Arm, Seite an Seite, Herz an Herz die Tage hinbringen werden!"

„O, bleibe noch ein wenig, Theuerster," flüsterte das üppige Weib. „Die Sonne ist noch nicht im Sinken. Und siehe dort drüben, hinter den Gebüschen, wandelt noch ein anderes Paar, wie wir, Schwüre der Liebe austauschend. Willst du eiliger seyn als Jene?"

„Wer mag das seyn?" fragte der Bürgermeister, seine Augen angestrengt nach der angegebenen Richtung hinzwingend. „Ich meine die Gestalten kämen mir bekannt vor."

„Erkennst du sie nicht?" flötete die schöne Gestalt neben ihm. „Es ist deine Tochter und ihr Geliebter, Christian Rau."

„Was sagst du?" stieß der Bürgermeister fast kreischend hervor. „Meine Tochter und ihr Geliebter Christian Rau? Soweit sollte es gekommen seyn? Meine Tochter und Er, des Büttels Sohn, ihr Geliebter! Gottes Zorn möge den Elenden zermalmen."

Und ohne ein Wort des Abschieds, Grimm in den entstellten Zügen, stürzte er fort, der Richtung zu, in welcher er das genannte Paar treffen mußte. Die Frau Karoline Heringen aber richtete sich hoch auf, als er flüchtigen Fußes davon eilte. Ein häßlicher Zug entstellte ihre schönen Züge.

„Alter grauer Thor!" murmelte sie." Da stürmt er hin, um das Glück seines eigenen Kindes zu zerstören. Er, der

nur wenige Minuten zuvor eine Verbindung einzugehen versprach, die doch zum mindesten weniger naturgemäß ist, als die, welche er verhindern will! Und diesen Mann sollte es nicht erlaubt seyn, für seinen verblendeten Hochmuth zu strafen? Alter Narr, Karoline Heringen hält dich fest, bis der Besitz deiner Mittel ihr den Weg bahnt zu dem ihr vorgesteckten Ziele. Also auf dem Leibe trägst du sie, deine ersammelten Güter? Ha, ha, ha! Ein vorsichtiger alter Bursche! Aber ich will dir die schwere Last abnehmen, und wenn ich mich dazu entschließen müßte, noch einen ganzen Monat lang das langweilige Schäferspiel in der Wildniß fortzusetzen."

Sie ging langsam und nachdenkend den Zelten zu, während der Bürgermeister mit unausgesetzter Eile seinem Ziele nachrannte.

In der That war es Christian Rau und Pauline Rothwang, des Bürgermeisters Tochter, welche der Letztere von seinem Liebessitze neben Karoline Heringen ausgespäht hatte. Christian hatte nämlich, nachdem er von der Begleitung des alten Farmers zurückgekehrt war, seinen gewöhnlichen Spaziergang mit Pauline angetreten. Ferdinand war dießmal zurückgeblieben, weil er ein kleines Geschäft, das er angefangen, vollenden wollte. Er versprach, mit dem Oheim in kurzer Zeit nachzukommen.

So war denn Christian zum ersten Male allein mit seiner Pauline. Still gingen sie neben einander her. Sie hatten so oft im Stillen den Augenblick herbeigesehnt, wo sie sich ungestört gegen einander aussprechen könnten, und nun waren sie zu verlegen, auch nur ein Wort an einander zu richten. Einmal wagte es Christian, seine Augen zu Paulinen zu erheben, aber eben so schnell senkte er sie wieder, hoch erröthend. Und

mit ihm erröthete Pauline, ohne sich's bewußt zu seyn, warum sie erröthete. Sie waren zwei unschuldige Kinder und sich ihrer Liebe zu einander noch nicht einmal bewußt. Wie ganz anders hatten sich Frau Karoline und ihr neuester Anbeter gegen einander benommen!

„Weißt du noch, Christian?“ sagte endlich Pauline, ihr lächelndes Gesicht zu ihrem Begleiter wendend. „Vor zehn Jahren sind wir Sonntags auch allemal in den Wald gegangen, aber in den schönen Wald unserer Heimath, wo die Vögel alle Morgen und Mittag und Abends Concert gaben. Ach, wie schön und lustig war's damals!“

„Ja,“ entgegnete Christian, „und dann jagten wir Schmetterlinge und sammelten Blumen, und du wandest uns ein Sträußchen und wir steckten's auf die Mützen und ich stellte einen Conscribirten vor, der von seinem Schatz Abschied nimmt, und der Schatz warst du.“

Abermals trat eine augenblickliche Stille ein, denn die letzten Worte Christians, die ihm unwillkührlich in den Mund kamen, versetzten Beide in so große Verlegenheit, daß ihre Blicke den Boden suchten, als fürchteten sie sich, einander zu begegnen.

„Einmal aber wäre es mir fast schlecht ergangen,“ fuhr endlich Pauline fort, und ward schon durch die Erinnerung bleich. „Weißt du noch, wo wir in das kalte Loch hinabsteigen wollten, und ich ausklitschte und ganz gewiß die Felsen hinabgestürzt wäre, wenn du mir nicht nachgesprungen und mich gehalten hättest. Ach Christian, du hast damals dein Leben für mich auf's Spiel gesetzt!“

„Und zu jeder Stunde, zu jeder Minute würde ich's wieder auf's Spiel setzen,“ rief der junge Mann feurig und seine

Augen glänzten dabei, wie zwei helle funkelnde Sterne. „Gieb mir Gelegenheit, Pauline, daß ich's dir beweise."

„Und weißt du noch, wie du mir die Eier aus dem Vogelneste herabholtest?" fuhr Pauline eifrig fort, indem alles Blut in ihre Wangen trat. „Das Nestchen war auf einem schwanken Aste und ich hab' jetzt noch Angst, wenn ich dran denke, wie leicht der dünne Ast hätte brechen können. Ich war doch immer ein recht ausgelassenes, dummes Ding, daß ich solche Sachen von dir verlangte. Du mußt oft recht böse auf mich gewesen seyn!"

„Du warst in meinen Augen stets das lieblichste Wesen auf der Welt," rief nun Christian mit aufschwellendem Gefühl, „und wenn ich mir die Engel im Himmel dachte, so dachte ich sie mir mit deinen Augen und deiner Stimme. Ach Pauline, du weißt nicht, wie mir's war, als ich diese langen drei Jahre hier zubrachte, ohne dich einmal sehen zu können, ja ohne nur einen Gruß von dir zu bekommen!"

„Glaubst du, ich hätte nicht auch an dich gedacht?" eiferte Pauline. „Vielleicht mehr, als du an mich. Und wie ich so gar arg weinen mußte, als wir von unserer schönen Heimath Abschied nahmen, da hat mich fast nur Eines getröstet, der Gedanke, dir wieder zu begegnen."

„Bist du mir wirklich ein wenig gut?" flüsterte jetzt Christian und wagte es, die Hand seiner Begleiterin zu ergreifen. „Wenn ich nur nicht ein gar zu armer Bursche wäre! Und doch wenn ich dran denke, daß vielleicht die Zeit kommt, wo wir uns abermals trennen müssen, ich glaub' kaum, daß ich's durchmache."

„Wir sind ja jetzt in einem Lande, wo Jeder dem Andern

gleich steht,“ versetzte Pauline noch leiser. „Und der Oheim und mein Bruder lieben dich wie einen Bruder und Vetter.“

„Aber dein Vater, Pauline?“ entgegnete Christian.

Kaum hatte er dieß Wort mehr gedacht, als geflüstert, so fuhren die beiden Liebenden wie entsetzt auseinander, denn der Vater Paulinens stand vor ihnen. Sie hatten ihn nicht kommen hören, nicht kommen sehen, so vertieft waren sie in sich selber! Sie waren sich keines Unrechts bewußt und doch standen sie, als hätten sie ein schweres Verbrechen begangen!

„Elender,“ rief der Bürgermeister mit vor Zorn bebender Stimme. „So vergiltst du meine Freundschaft? Hinter meinem Rücken verführst du mir die Tochter?“

„Vater, du thust ihm Unrecht,“ entgegnete Pauline, sich gegen den Bürgermeister aufrichtend. „Christian hat nie was Böses gedacht, noch viel weniger gethan.“

„Schweig still, ungerathene Dirne,“ fuhr der Bürgermeister immer zorniger werdend fort. „Packe dich fort, nach dem Hause. Ich werde nachher ein Wort mit dir reden.“

„Nein, Vater,“ rief diese mit fester Stimme, obgleich blaß wie der Tod. „Nein ich gehe nicht. Du darfst nicht im Jähzorn handeln, sonst gereut's dich nachher, was du gethan.“

„Herr Bürgermeister,“ entgegnete jetzt Christian, indem seine Wangen anfingen, sich höher zu färben. „Ich bin kein Elender, wie Sie mich eben genannt haben. Ich habe vielleicht Unrecht gethan, daß ich es wagte, meine Augen zu Ihrer Tochter zu erheben, aber mein Gefühl hat mich hingerissen. Ich weiß, ich bin arm und unangesehen, nur des Dorfschützen Sohn; aber ich habe darnach gestrebt, den Mangel durch Fleiß und Arbeit auszugleichen. Seyen Sie nicht hart und streng

gegen uns. Ich will mich mühen, empor zu kommen und vielleicht gelingt mir's durch das, was ich gelernt, mit der Zeit den Mackel meiner Armuth und Geburt auszugleichen. Lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, daß ich dereinst noch die erringen kann, die ich von ganzer Seele liebe."

Er sprach sanft und bescheiden, fast wehmüthig. Aber auf den stolzen Bürgermeister machten seine Worte keinen Eindruck. Im Gegentheil, dieser lachte hell auf, wie wenn ihm der Gedanke an eine solche Möglichkeit schon als ein Wahnsinn erschienen wäre!

„Du denkst im Ernste daran, mein Tochtermann zu werden?" höhnte er. „Du meines früheren Schützen ärmlicher Bube, du der Tochtermann des Bürgermeisters! Bei Gott, das müßte eine lustige Nachricht für die draußen in Deutschland seyn! Die würden die Nase rümpfen und sich den Bauch halten vor Lachen! Aber freilich du bist ja schon ein paar Jahre länger im Lande, als ich! Du hast all' die Unverschämtheit dieses Gesindels schon angenommen! Freilich, ich dachte nicht gleich daran, erst gestern hat noch der alte Narr von Farmer, im Thale drunten, dich hoch bevorzugt vor uns Allen! Natürlich, ich muß am Ende froh seyn, daß du mich nur der Ehre würdigst, in meine Familie eintreten zu wollen! Nein, mein Bursche," fuhr er mit erhobener, vom Zorne fast erstickter Stimme fort, „du bleibst was du bist und ich bleibe was ich bin. Ich habe dir nicht gerufen, zu uns auf Germania zu kommen, du hast dich uns aufgedrängt. Also mach, daß du wieder fortkommst, oder ich werde dir den Weg mit der Hundspeitsche weisen."

„So ist es gemeint?" erwiederte Christian leise, kaum

hörbar, indem sich alles Blut zu seinem Herzen drängte, daß er meinte umsinken zu müssen. „Ich gehe, Herr Bürgermeister, ich gehe gleich heute. Mögen Sie Ihre harten Worte nie gereuen!"

„Je schneller, desto besser!" fuhr der Bürgermeister fort, der sich gewissermaßen immer ärger in Wuth hineinredete. „Aber du sollst dich nicht nachher rühmen, mir umsonst Dienste gethan zu haben. Rechne es aus, wie viel ich dir schulde. Ich werde nicht knickern, wenn ich dich nur nicht mehr sehe."

„Herr!" sagte jetzt Christian, und seine Augen fingen an zu leuchten. „Alles hat seine Grenzen. Harte Worte konnte ich ertragen, aber Demüthigung, Herabwürdigung! Nehmen Sie Ihre Worte zurück, daß ich mich nicht vergesse."

„Mein Herr Schwager übt sich, wie es scheint, in Stylübungen über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit," ertönte plötzlich eine Stimme hinter ihnen. Sie gehörte dem Förster an, der dem Christian mit Ferdinand gefolgt war und schon eine Zeit lang dem Donnerwetter zuhörte, das der Bürgermeister in diesem Augenblicke aufzuführen beliebte. „Geh' mit Pauline nach Hause, Ferdinand," fuhr der Förster fort. „Und du Pauline, weine nicht; es wird noch Alles recht werden. Darauf verpfände ich dir mein Wort."

„Und ich das meinige," setzte Ferdinand mit fester Stimme hinzu. „Christian, du gehst nicht, bis wir mit einander gesprochen haben. Wir bleiben Freunde, es mag kommen, was da wolle."

Mit diesen Worten gab er seiner Schwester den Arm und führte sie der Heimath zu. Es trat nun eine augenblickliche

Pause ein, welche weder Christian noch der Bürgermeister zu unterbrechen versuchten.

„Sag' einmal, Schwager,“ sagte endlich der Förster, „warum bist du denn nicht lieber in Deutschland geblieben? Glaubst du denn, hier frage Einer einen Pfifferling darnach, ob du früher der reiche Bürgermeister von So und So gewesen bist oder nicht? Meinst du denn, hier sey es ein Verbrechen, wenn ein geschickter junger Mann, er mag nun ein Taglöhners Sohn seyn oder einst, sein Auge zu einem Mädchen erhebt, dessen Vater einst höher stand, als sein Vater? Pfui, Henker, ich schäme mich für dich, Schwager. Und wenn nun das Mädchen hergeht und heirathet den Christian, du magst dein Jawort geben oder nicht, was willst du denn machen? Nichts kannst du machen, denn sie hat volle Freiheit, dieß zu thun, nach hiesigen Gesetzen.“

„Aber sie wird's nicht thun,“ erwiederte der Bürgermeister. „Dazu kenne ich sie zu gut.“

„Ich glaub's auch nicht,“ meinte der Förster. „Sie ist zu gut dazu erzogen, wenigstens nach deutschen Begriffen. Aber dir geschähe es schon recht, wenn sie's thäte, denn dein dummer Standeshochmuth wird und muß doch noch gestraft werden. Es wäre was anders, wenn du sagen könntest, der Christian sey ihr nicht gleich an Bildung und Kenntnissen, denn solche ungleiche Paare werden immer unglücklich. Aber gerade das Gegentheil! Jetzt sehe ich's übrigens ein, daß der alte Farmer aus Pensylvanien recht hatte, wenn er mir gestern sagte, wir Deutsche passen in der ersten Generation gewöhnlich nicht nach Amerika, denn entweder werden wir roh und gemein, weil uns keine Polizei daran hindert und weil wir doch die „Freiheit“ nützen müssen, oder

aber behalten wir unsere mit der Milch eingesogenen Vorurtheile und spielen den Vornehmen gegen die, so mit uns nicht auf gleicher Stufe stehen. Erst mit der zweiten Generation amerikanisiren wir uns, oder auch, wenn wir ganz jung herüber kommen, oder noch öfter, wenn uns das Unglück dazu treibt und nöthigt, daß wir den Kopf tüchtig verstoßen, wozu die Herren Eingebornen nicht unterlassen, das ihrige redlich beizutragen. So nun weißt, wie mir's zu Muthe ist, Schwager, und nun komm', Christian, hier kannst du nach dem, was vorgefallen, nicht bleiben, sondern du mußt uns unserem Schicksal überlassen. Zurückkehren kannst du erst, wenn dich der gestrenge Herr hier selbst dazu auffordert. Also komm'. Ich hab' dich hierher gebracht, ich will dich auch wieder fortführen."

Der Bürgermeister ging allein nach Hause. Noch nie seit seiner Abreise aus Deutschland hatte er sich so verstimmt, so unzufrieden mit sich selbst gefühlt.

Der Streit und in Folge dessen die Veruneinigung des Christian Rau mit dem Bürgermeister hatte in der kleinen Colonie die größte Aufregung hervorgerufen. Manche waren allerdings unter den Colonisten, welche mit Lust und Freude dem bevorstehenden Abgang des jungen Mannes entgegensahen, denn sie hatten sich immer über sein ruhiges, festes Wirken geärgert, wie es denn die Eigenschaft gemeiner Seelen zu sein pflegt, den Edeldenkenden und Edelhandelnden mit stetem Neide zu betrachten. Die Meisten aber fühlten in der beleidigenden Art, mit welcher der Christian behandelt worden war, eine Beleidigung gegen sich selbst. Darum gab es den ganzen Abend

heftige Discussionen und viele harte Worte fielen gegen den Mann, der so schnell mit dem bisherigen Leiter und Anordner ihrer Neubauten gebrochen hatte. Einige waren sogar entschlossen, die Colonie ebenfalls Knall und Fall zu verlassen, und würden ihren Entschluß sofort zur Ausführung gebracht haben, wenn ihnen nicht Christian Rau selbst entgegengetreten wäre.

„Ihr faßt die Sache ganz falsch auf, Ihr Leute," sagte ihnen Christian. „Das, was der Bürgermeister gegen mich hat, ist eine reine Privatsache und keine öffentliche Angelegenheit der Colonie. Ihr dürft diese beiden Dinge nicht mit einander verwechseln. An meine Stelle wird ein Anderer eintreten, der das Bauwesen vielleicht schneller und besser zu Ende bringt, als ich es zu thun vermocht hätte. Harret also ruhig aus und habt keinen Unfrieden mit einander. Je treuer und friedlicher Ihr zu einander haltet, um so bälder kommt Ihr dazu, daß Jeder sein eigenes Anwesen für sich hat, und dann fällt ohnehin jeder Grund zum Zwiespalte weg."

So ließen sich die Leute nach und nach beruhigen, und um zehn Uhr Nachts lag dieselbe Stille über der Ansiedlung, wie in den Tagen ihrer größten Einigkeit. Wenige Stunden darauf aber erhob sich Christian, um seine Wanderung anzutreten. Sein Koffer war schon den Abend zuvor gepackt und der Förster wollte ihn mit dem Wagen bis an den Ort seiner Bestimmung führen, um dann wieder wie gewöhnlich Bretter und andere nöthige Dinge als Rückfracht zu nehmen. In der Nacht aber wollte Christian abreisen, um sich die Thränen des Abschieds zu ersparen, und um nicht von Neuem Veranlassung zu heftigen Aeußerungen zu geben. In der That war der Förster schon vor ihm aufgestanden und die Pferde standen

schon eingeschirrt, als er zu dem Wagen trat, um seinen Koffer aufzuladen. Nur einmal noch wandte Christian sein Auge gegen das Zelt, worunter die Frauen schliefen, allein hier, wie unter dem Männerzelte war Alles still und todt. Eine Thräne trat ihm in's Auge, als er den Blick abwandte, aber keine Silbe der Klage kam über seine Lippen. Schweigend bestieg er den Wagen, schweigend fuhren sie von dannen. Nur der Mond, der hoch am Himmel stand, gab ihnen das Geleite; die Menschen, mit denen er seit Wochen zusammengelebt, für die er gedacht, für die er gearbeitet, für die er Entsagungen getragen, — sie hatten ihn Alle vergessen, denn sie schliefen. Auch Ferdinand? Auch *sie*?

Sie waren eine Strecke weit gefahren, da mußten sie wegen des Busches, der hier sich dicht verzweigte, links abbiegen. Hierher hatte er oft mit *ihr* seine Schritte gelenkt, wenn sie Abends nach Sonnenuntergang noch eine Weile der traulichen Unterhaltung pflegten. Abermals traten ihm Thränen in die Augen, als sie an diese Stelle kamen.

„Christian," rief es plötzlich leise aus dem Gebüsche, wo er für Pauline eine kleine Rasenbank errichtet hatte. Und aus dem Gebüsche heraus trat Ferdinand und seine Schwester. Sie wollten dem Scheidenden noch einmal die Hand reichen. Wie schnell sprang Christian vom Wagen herab und an die Seite der Geliebten?

„Kinder, macht's kurz, und du Pauline weine mir nicht zu viel," rief der Förster. „Ich kann das Flennen um mein Leben nicht leiden."

„O, Oheim, ich flenne gar nicht," erwiederte Pauline mit einer Stimme, die ruhig und fest sein sollte, der man

aber doch die Weinerlichkeit ein wenig anmerkte. „Ich will ihm blos sagen, daß er mich immer lieb und im Herzen tragen solle, wie ich's gegen ihn thue. Und für's Uebrige, da lassen wir Gott walten."

„Es bleibt also dabei, wie wir's verabredet haben," sprach nun Ferdinand dazwischen. „Und nächsten Sonntag besuche ich dich und bringe der Pauline Nachricht. Es ist vielleicht gut, daß Alles so gegangen ist, ob's gleich der Onkel den Haupt- und Niednagel nennt, der in den Sarg von Germania geschlagen worden sey."

„Macht's kurz, sage ich," rief jetzt wieder der Förster vom Wagen herab. „Es liegt mir daran, den alten Farmer zu Hause zu treffen, und der ist keiner von denen, die Morgens lange in den Federn bleiben. Thut Ihr ja doch, als ob's eine Trennung auf Zeit und Ewigkeit wäre, während sich's nur darum handelt, daß Christian ein anderes Quartier bezieht, und ein geschickter gelegenes, als er bisher hatte!"

Noch einen Kuß, noch einen Händedruck, und sie schieden. Christian aber war nun ein anderer Mann, denn wenige Minuten zuvor. Die alte Heiterkeit, die alte Energie war zurückgekehrt. Er wußte nun, daß sie *sein* war!

Der alte Farmer Kornmann saß eben beim Frühstück, als der Förster mit dem Christian vor dem Farmhause anfuhr, denn es war kaum sechs Uhr in der Frühe. Neben ihm rund um den Tisch hatte die Familie des Hauses mit den Knechten Platz genommen, denn auf dem Lande in Amerika gibt's nur einen Tisch für alle Hausbewohner. Christian und der Förster mußten sich gleich mit an den Tisch setzen und an dem Frühstück Theil nehmen. Nach dem Frühstücke traf der Farmer

seine Anordnungen und sandte seine Leute nach den von ihm bezeichneten Plätzen, Jedem sein Geschäft anweisend. Jetzt erst wandte er sich an seine Gäste.

„Sag Euch meinen herzlichen Willkomm, Ihr zwei Beiden," sprach er in seiner kurzen eigenthümlichen Ausdrucksweise, „ob Ihr nun auf kurzen oder längern Besuch kommt. Lieb wär mir's freilich, wenn der Junge da lieber gleich ganz bei uns bliebe, denn wir Farmer alle könnten ihn mehr als gut brauchen! In Euerm Sumpfnest, in den Büschen oben, kann er doch nichts machen! Sag' Euch, werdet's bereuen, mir nicht gefolgt und die Niederlassung gleich jetzt ganz aufgegeben zu haben. Besser ein schneller Schaden, als ein langes Siechthum!"

„Mit dem Dableiben des Jungen hier könnt's wohl seine Richtigkeit haben," meinte der Förster, „wenn wir mit einander übereinkommen."

„Wirklich?" rief der alte Farmer sichtlich erfreut. „Willst bei uns bleiben, Junge? 's soll dich wahrhaftig nicht gereuen; 's ist da die beste Wasserkraft auf hundert Meilen und liegt gänzlich unbenützt! 's fehlte bisher nur der rechte Mann, um sie auszubeuten, und den hätten wir, glaub' ich, an dir gefunden. Weißt was? Der alte Kornmann ist kein Mann von leeren Redensarten, sondern was er sagt, hält er. Nimm einmal den Weg zwischen die Füße und geh' den Fluß aufwärts an der Grocerie vorbei und sieh dir den Platz an, der dir am besten zu einer Mühle gefällt. Wir zwei Alten schlendern hintendrein und dann wollen wir sehen, ob wir mit einander in's Reine kommen."

Sie traten vor das Farmhaus. Welcher Gegensatz zwi=

schen dieser Gegend und der Gegend, in welcher sich der Bürgermeister mit seinen Leuten angesiedelt hatte! Dort oben eine sumpfigte, mit Busch durchschnittene, traurige Oede, und hier ein helles, saftiges, grünes Thal, durch das ein rascher Fluß dahin eilte! Wiesen, Felder und Wald wechselten bunt mit einander ab und ringsum, wenn auch in ziemlicher Entfernung, sah man menschliche Wohnungen. Der Fluß war für kleinere Barken bis in diese Gegend her schiffbar und in der That sah man auch ein solches Schiffchen in der Ferne verschwinden.

„Sieh' das ist ein Land, wo man sich niederlassen kann," meinte der alte Farmer, mit dem Förster langsam das Thal hinauf gehend. „Hier ist fruchtbarer Boden, hier ist ein Fluß, um seine Waaren zu verschiffen, hier ist eine Zukunft. Hab' mir den Platz erst vor einigen Jahren auserlesen. Vordem wohnte noch kein Mensch weit und breit. Jetzt bin ich schon ringsum von Farmen umgeben und in zehn Jahren ist die ganze Gegend angesettelt und angebaut. Und weißt du, wo das Städtchen hinkommt, das sich immer inmitten von vielen Bauernhöfen von selbst bildet? Siehst du die kleinen Wasserfälle dort oben? Dort hört der Fluß auf schiffbar zu seyn, und gerade unter den Fällen steht eine Grocerie. Ich habe sie erst dieses Jahr für meinen Tochtermann erbaut, und doch ist sie schon im besten Gange. Und weißt warum? Weil sie ein Bedürfniß ist. Und weißt nun, wohin das Städtchen kommt? Dahin, wo die Grocerie steht. Die Farmer haben nicht Zeit, alle Wochen zwanzig Meilen weit zu fahren. Darum kommen sie zum Grocer, und kaufen von ihm ihre Bedürfnisse an Werkzeug, Kleidung, Schuhen, Getränken und Haushaltungsgegenständen. Bald, wirst du sehen, setzt sich neben dem Grocer

ein Schmied fest, dann ein Schneider, dann ein Gastwirth, und so geht das Ding fort. Dann finden die Farmer um die Grocerie herum, daß eine Schule sich ganz gut da ausnehmen würde, weil der Platz in der Mitte liegt und die Kinder doch was lernen müssen. Neben die Schule oder vielmehr über die Schule baut man die Kirche, dann siedelt sich ein Doktor an und eben so schnell ein Advokat, der aber lieber wegbliebe, denn er ist für keine Ansiedlung ein Glück, und so lang ich lebe, soll mir kein solcher Prozeßerzeuger in die Nähe kommen. Sieh, so macht sich eine amerikanische Niederlassung ganz von selbst, weil sie naturgemäß ist. Eure Colonie aber — und bis jetzt ist's noch bei allen mir bekannten Niederlassungen von frisch Eingewanderten gerade ebenso ergangen, — ist eine künstliche, gemachte; darum gedeiht sie nicht. Ihr habt schlechten Boden und keinen Fluß, und statt mit Gewinnung von Handwerksleuten anzufangen, habt ihr mit der Kirche begonnen. Betrogen wird Jeder, der grün in das Land kommt. Einem Amerikaner ging's unter denselben Verhältnissen in Deutschland auch so. Darüber könnt Ihr Euch also nicht beklagen, wohl aber darüber, daß Ihr so dumm und eingebildet gewesen seyd, gleich zusammen in einem fremden Lande eine Stadt gründen zu wollen, statt daß Jeder einzeln vorher ein paar Jahre lang sich Mühe gab, das Land und die Leute und die Verhältnisse durch eigene Erfahrung kennen zu lernen."

Hier machte der alte Mann eine Pause, indem er einigen seiner Leute, an denen sie vorbeikamen, verschiedene Weisungen gab.

„Ich hab' mich ganz heißer gesprochen vorhin," fuhr er dann fort. „Wirst denken: ist auch ein alter Narr, sich so um

andrer Leut' Sachen bekümmern, die ihn nichts angehen! Aber mein's gut. Mein's auch mit dem Jungen gut, wenn ich ihm rathe, bei uns zu bleiben. Sieh, 's wird jetzt schon viel in der Nachbarschaft gebaut und wenn einmal das Städtchen begonnen wird, wird noch mehr gebaut werden. Da braucht man nun Bretter und Latten, die wir bisher von weiter Ferne beziehen mußten, gerade wie Ihr auch. Meinst also nicht, daß eine Sägmühle sich rentiren müßte? Dann ist noch was Anderes da. Sieh', wir erzeugen viel Korn und Waizen, und handeln damit, und doch müssen wir das Mehl kaufen, denn wir haben keine Mahlmühle. Meinst du nicht, es wäre profitabler, das Korn und den Waizen bei uns zu mahlen und als Mehl zu verkaufen? Sag' dir eine Sägmühle wie eine Mahlmühle macht ein mächtig gut Geschäft bei uns, und wenn der Junge seine Sache versteht, so will ich ihm auch unter die Arme greifen und meine Nachbarn thun's ebenfalls. Wir brauchen nothwendig eine Mühle, werden ihm also das Bauholz fast umsonst geben! Oder er kann den Wald dort ober den Wasserfällen kaufen! Ist feil, ich glaub' der Acker zu fünf Thalern. Mächtig schöner Wald, prächtige Stämme drinn, kein Busch wie bei Euch!"

„Ich hätte eine Bitte an Euch, Freund Kornmann," sagte jetzt der Förster. „Doch Ihr wißt noch nicht, warum mein junger Freund von unserer Colonie fortgeht?"

„Ich brauch's eigentlich nicht zu wissen," versetzte der alte Farmer. „'S geht mich nichts an. Jedenfalls ist keine Schlechtigkeit die Ursach! Das sieht man dem Jungen im Gesicht an."

Der Förster hielt es aber doch für nothwendig, den Farmer von dem, was vorgefallen, zu unterrichten, und vielfach

war das Kopfschütteln des derben Pensylvaniers, wie er die Handlungsweise des Bürgermeisters erfuhr. „Seht, so verhält sich die Sache," fuhr der Förster fort, als er mit seiner Erzählung fertig war. „Ich fürchte nur, der Junge möchte zu stolz seyn, von mir ein Darlehen anzunehmen. Drum möchte ich Euch eine Summe Gelds übergeben, und ihr könntet dann dem tüchtigen Burschen damit aushelfen, wie wenn's ein Anlehen aus Eurer Tasche wäre. Der Junge hat ein paar hundert Thaler erspart, aber das langt nicht zu seinem Bau; denn wenn er eine Mühle hier errichtet, so soll er eine rechte herstellen. Aber mit zwölf hundert oder fünfzehn hundert Thalern kann man schon was anfangen, wenn der Platz und das Holz nicht zu theuer ist. Somit, — nun da habt Ihr einstweilen tausend Thaler, damit Ihr sie dem Jungen nach Bedarf überreicht. Ich betracht' das Geld als ein Heirathgut, das ich dem Mädel mitgebe, wenn sie einander dereinst nehmen. Und langt's nicht, nun so greif' ich eben noch einmal in die Tasche. Sie und der Ferdinand bekommen ja späterhin doch Alles."

„Will's thun," erwiederte der Farmer, indem er die Banknoten, die ihm der Förster hinhielt, bedächtig zählte, und dann sorgfältig in sein Taschenbuch schob. „Und damit ich die Wahrheit sage, ich thu's eigentlich mächtig gern! Hoffe, die Noten sind gut! Und sieh', was für ein prächtiger Bursch der Junge ist! Mißt wahrhaftig den Platz schon aus! Oho, Junge," schrie er laut, daß es im nahen Walde widerhallte. „Bist schon dran? Hab' ich dir nicht gesagt, daß es ein mächtig guter Platz sey? Ist's nicht eine Wasserkraft, wie du nicht leicht eine zweite findest?"

Sie waren in dieser Zeit ganz in die Nähe der Wasserfälle gekommen, von denen der Farmer vorhin gesprochen hatte. Ober denselben stand Christian und maß in der That bereits den Platz, durch den er den Mühlkanal zu führen gedachte. Er gestand es sich selbst, nicht leicht eine günstigere Gelegenheit zu Errichtung von Mühlwerken, die die ganze Gegend versehen konnten, finden zu können. Der Platz war wie dazu gemacht. Der Fall, den das Wasser hatte, die Leichtigkeit, einen Canal zu bauen, die Nähe des schlagbaren Holzes, der schiffbare Fluß gleich unten, man konnte es nicht besser beisammenfinden! Die große Nutzbarkeit sprang in die Augen. Dazu kam noch die Schönheit der Gegend und die Nähe von Germania. Somit war der Handel bald abgeschlossen, als der alte Farmer seinen Preis nannte und gleich den andern Tag wollte Christian in die nahe Stadt, um sich wo möglich einen oder zwei Leute zu miethen, die ihn bei seinem Bau unterstützen sollten.

„So, das wäre abgemacht,“ sagte der alte Farmer, „und den Wald dort drüben, den kaufe ich dir auf Credit und bin Bürge dafür. Wirst in ein paar Jahren ein gemachter Mann seyn, Christian Rau. Möcht' dich in zehn Jahren nicht für zehntausend Thaler auskaufen. Gib' Acht, wie froh der Bürgermeister noch an dir ist? Und nun kommt in die Grocerie; wollen Eins nehmen auf den Handel hin. 'S ist sonst kein Glück und Segen darin, wenn man nicht einen Schluck drauf setzt.“

Sie gingen nun der Grocerie zu, die am Flusse, hart unter den Fällen am Landungsplatze der kleinen Schiffe lag. Hier kreuzten sich zugleich zwei Plankroads, d. i., zwei aus Holzstämmen hergerichtete Straßen, die in's Innere des Landes führten.

Der Grocer auf dem Lande ist Wirth und Krämer zugleich. Er führt alle nur irgend denkbare Haushaltungsgegenstände (Möbel ausgenommen) vom Zucker und Kaffee bis zum Salz und Pfeffer, von fertigen Kleidern und Hemden bis zum Besen und der Bratpfanne. Dabei vergißt er aber auch nicht die Dinge, welche Leib und Seele zusammenhalten, und an diesen profitirt er oft mehr, als an allen seinen übrigen Waaren. Seine Hauptspeisen sind Schinken, Käse und geräucherte Häringe, sein Hauptgetränke ist Schnaps und zwar Whiskey (Kornbranntwein) und nachgemachter Brändi (Cognak). Das Wirthschaftslokal ist zugleich das Waarenverkaufslokal, das Ganze ist nur ein Store, d. i. ein großes Zimmer, in welchem die Waaren in Kisten und Fässern an den Wänden herum aufgestapelt sind und durch welches eine große Bar, d. i. ein Schenktisch hindurch läuft, auf welchem links die Schnapsgläser prangen und wo rechts die Waage für den Käse und den Zucker und die sonstigen Waaren sich befinden, denn die Bar ist nicht blos Schenk- sondern auch Ladentisch. Natürlich ist ein solcher Landstore und Grocerieladen der Sammelplatz für die ganze Nachbarschaft auf eine Runde von neun oder zehn Meilen. Von hier aus werden alle Bedürfnisse bezogen, also findet man auch hier immer Gesellschaft. Hier werden alle Neuigkeiten besprochen, und hier ist der Ort, wo über politische Streitfragen discutirt und über Staats- und andere Wahlen entschieden wird. Sommers stellen sich die Gäste die breiten hölzernen Armstühle vor die Ladenthüre auf den mit Brettern belegten Vorplatz, und gehen nur hie und da in Compagnie in's Innre, um ihre trockene Zunge mit einem Trunk anzufeuchten. Winters sitzt Alles um den großen Ofen herum,

kaut Tabak und spritzt den braunen Saft in die helle Kohlengluth hinein. So ist es Sitte im Lande Amerika.

Heute war der Store ziemlich leer, wenigstens waren keine oder fast keine Trinker da. Nur ein einzelnes Individium saß in einem der Lehnstühle am offenen Fenster, durch welches es seine dünnen Beine lang hinaus in's Freie streckte, während sein Oberkörper ganz zurücklehnte und der etwas abgeschabene und stark mitgenommene Hut so auf dem Hinterkopfe herumbalancirte, daß eine große Geschicklichkeit dazu gehörte, denselben im Nacken festzuhalten. Der alte Farmer trat zum Schenktische, hinter welchem sich der rührige Wirth und Grocer bereits aufgepflanzt hatte.

„Guten Morgen, ihr Herren," rief der Letztere. „Auch schon auf den Beinen, Schwiegervater?"

„Ja," erwiederte der Letztere, „und bereits ein mächtig gut Morgengeschäft abgemacht. Wirst auch deinen Nutzen davon haben und nicht den kleinsten. Der Bretterhandel und die Mahlmühle werden mächtig viel Leute herführen. 's gibt einen Geschäftsplatz. In fünf Jahren haben wir eine Stadt hier. Doch, wollen das Trinken nicht vergessen. Was nehmt Ihr Leute? Brändi oder Whiskey? Mir gib einen Tropfen Gin (Wachholderbranntwein) mit heiß Wasser und Zucker. Trinkst auch eins mit, Freund?"

Die letzten Worte waren an das Individuum mit den dünnen Beinen und dem schäbigen Hute gerichtet, denn wenn in Amerika ein Gast in eine Wirthsstube tritt und seinen Mitkommenden tractirt, d. h. regalirt, so erfordert es die Höflichkeit, alle übrigen Anwesenden, selbst den Wirth nicht ausgenommen, ebenfalls zu einem Trunke einzuladen.

„Versteht sich," rief der Fremde aufspringend und sein Primchen (den Kautabak) aus dem Munde nehmend. „Gib mir Whiskey, aber ohne Wasser. Lieb' das Wasser nicht. Ist zu naß für meine Constitution. Fremd hier?" wandte er sich dann an den Förster und seinen Freund Christian. „Grün aus Deutschland herübergekommen, eh? Wohinaus? Land kaufen? Weiß eine ganz prächtige Gelegenheit. Nicht? Schon angekauft? Wo?"

Alle diese Fragen wurden in Einem Athemzuge herausgestoßen, und kaum wartete der Mann die Antwort des Försters ab, so war er schon wieder mit neuen Fragen bereit.

„Germania?" fuhr er fort. „Pompöser Titel! Europa wär' am Ende noch besser gewesen. Oder Universum! Werd' Euch besuchen. Schon ein Doktor da? Ja? Auch ein Pfarrer? Bin schon Alles gewesen, nur noch nicht Pfarrer. Werd' aber auch dieses noch versuchen. Auch schon da? Oder Baumeister? Kann was in dem Fach leisten. Oder Advocat? Ganz mein Element. Komm' schon in den nächsten Tagen. Sollt meine Dienste haben. Bin zwanzig Jahre im Land. So gut wie eingeboren. Werd' Euch mit meiner Person beglücken!"

Mit diesen Worten biß er sich ein neues Primchen ab, schob es in den großen Mund und ging zur Thüre hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen.

„Wer ist das?" rief der erstaunte Förster. „Ein solches Individuum ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen."

„Du wirst noch viel erleben", lächelte der alte Farmer, „wenn du länger im Lande bist. Der da ist eine von den vielen Landplagen, die man wohl thut, sich so fern als möglich

zu halten. Ist wahrscheinlich in Deutschland ein Schreiber oder so was gewesen und treibt sich nun im Lande herum und liebt es besonders neue Ansiedlungen aufzusuchen. Heut' ist er Quacksalber und verkauft Pillen, die gegen alle Schäden gut sind. Morgen fungirt er als Prediger, am dritten Tag als Gesetzverdreher; dann macht er sein Leben weiter als Schauspieler, und weiterhin als Landagent oder als Büchercolporteur, oder als Zeitungsschreiber oder als Stumpredner für einen politischen Candidaten. 's treiben sich viele solcher Schwindler und Lumpen im Lande herum, mächtig viele, mehr als wir brauchen können. Doch kommt, wollen noch einen nehmen. Auf die Wohlfahrt der Mühle!"

Nun schieden sie. Der Farmer ging seinen Geschäften nach, Christian machte sich auf in die nächste Stadt, um seine Vorbereitungen zum Baue zu treffen, und der Förster fuhr nach dem entlegenen Platze, von wo die Colonie Germania ihre Bretter bezog.

Es ist in der That außerordentlich, welche große Veränderung in einer Gesellschaft oft durch den Abgang eines Einzelnen oder umgekehrt durch den Eintritt eines Andern hervor gebracht wird. Es war nur ein Einzelner, der von der Colonie Germania abging, und wiederum nur Einer, der in dieselbe eintrat, und doch wurde die Physiognomie des ganzen Anwesens dadurch eine andere. Freilich waren die Charakterzüge, die nun in der Colonie zu Tage traten, Eigenschaften, die längst vorhanden waren, Eigenschaften, die nur schlummerten und eines gar kleinen Anstoßes brauchten, um ganz fertig und entwickelt auf dem Schauplatz des Lebens aufzutreten.

Allein wäre Christian nicht von Germania abgegangen und wäre ein gewisses anderes Individuum nicht für ihn eingetreten, so wäre es vielleicht doch möglich gewesen, jene Eigenschaften und Charakterzüge entweder ganz zu unterdrücken oder doch noch eine gute Zeitlang zurückzuhalten. So wie aber die Sachen nunmehr standen, hatte das Schicksal, welches der Colonie früher oder später blühte (weil nicht allein ihre Gründung nicht auf einem natürlichen Bedürfniß beruhte, sondern auch weil ihre Einrichtung und Auftackelung aller Erfahrung entbehrte und von Leuten gemacht war, die mit den amerikanischen Verhältnissen ganz und gar nicht vertraut waren), einen ganz schnellen Verlauf.

Schon gleich den andern Tag nach dem Abgang Christians zeigte sich eine bedeutende Mißstimmung unter den Colonisten. Der Bürgermeister that zwar, als bemerke er Nichts, allein die Sache trat zu auffallend hervor, als daß er sich die Wichtigkeit derselben hätte verheimlichen können. Doch dachte er, es sey wohl am gerathensten, die erste Aufregung verdampfen zu lassen, ehe er einen Schritt zur Beruhigung thue. Somit ließ er die Leute gewähren, wenn sie müßig umherstanden oder sich in Gruppen unterhielten, ohne an irgend eine Arbeit zu denken, und beschäftigte sich selbst damit, seine Kisten und deren Inhalt in sein neues Haus zu schaffen und dieses so comfortabel, als es gehen wollte, einzurichten. Besonders thätig erwies sich dabei Frau Karoline Heringen, an welche natürlich gleich von Anfang an die Bitte gestellt worden war, mit Pauline das für diese bestimmte Schlafzimmer zu theilen, einer Bitte, welcher die schöne Wittwe auf's bereitwilligste entsprach. Das andere Schlafzimmer war ein für den Bürgermeister und seinen Sohn gemeinsames, denn der Förster hatte es

in der ersten Stunde schon ausgeschlagen, der Dritte im Bunde zu seyn. Er wollte bei den Uebrigen unter dem Zelte wohnen bleiben, bis Alle mit Häusern versehen wären. Auch Ferdinand hätte sich lieber zu dem großen Haufen gehalten, wenn ihn nicht der Machtspruch seines Vaters genöthigt hätte, im Hause zu wohnen.

So standen die Sachen am ersten Tage nach dem Abgang Christians. Kein Mensch arbeitete in dem neu angelegten Garten, noch dachte Jemand daran, Holz zu hauen, um dasselbe zu den weiter zu erbauenden Häusern herzurichten. Der Förster war eben erst mit einer Fuhre Bretter zurückgekehrt und wurde mit Fragen nach Christians neuem Aufenthaltsorte überhäuft.

„Der hat den besten Theil erwählt," riefen Einige.

„Mich soll dieser und jener, wenn ich nicht auch bald davon laufe," murmelten Andere.

Die Meisten sagten gar nichts, sondern überlegten die Sache blos in ihrem Innern, denn eine „Freude" an ihrer Niederlassung und besonders an dem „Ort" ihrer Niederlassung hatte fast keiner mehr, seit der alte Farmer so „unverblümt" gesprochen hatte. Ueberdieß wer sollte nun dafür sorgen, daß sie Alle vor Eintritt des Winters unter Dach und in ihre eigene Behausung kämen, da der Einzige, welcher zur Leitung ihrer Bauanstalten geeignet war, sie gezwungener Weise verlassen hatte? Sollte man einen Baumeister und Zimmermann kommen lassen? Aber woher? Der junge Ferdinand verstand zwar auch Etwas von der Sache, aber doch nur so viel, daß er als Beirath und Ballier gelten konnte, nicht aber als Meister und Vorsteher. Dazu gehörte eine energische und besonders vor Allem eine erfahrene Persönlichkeit, welche die amerika=

nische Manier „sich in allen Lagen selbst zu helfen" los hatte. Somit hielten Viele ihre Lage für nicht ganz unbedenklich, besonders, wenn es wahr war (woran sie übrigens fast nicht zweifeln konnten), daß der Winter in dieser Gegend schon im Oktober beginne und vor Ende oder doch Mitte Mai selten sein Ende erreiche. Das waren böse Aussichten!

Den Tag darauf blieben fast Alle nach dem Frühstück noch eine Weile sitzen und überlegten sich, was zu thun sei; da sahen sie eine lange, dürre Gestalt mit mächtig ausholenden Schritten auf die Colonie zusteigen. Es war ein Mann vielleicht in den vierziger Jahren, mit runzelvollem Gesicht und grauem Haare. Sein abgeschabener Hut saß ihm schief auf dem Hinterkopfe, und sein halb zerrissener und schäbiger Rock schlotterte um einen dürren Leib herum. Der Förster erkannte den Mann augenblicklich, denn es war dasselbe Individuum, welches in der Grocerie seine Verwunderung erregt hatte. Der Mann erkannte auch ihn im Augenblicke wieder, ging ungenirt auf ihn zu, streckte ihm die Hand hin und grüßte sodann die ganze Gesellschaft höchst herablassend und freundlich.

„Da bin ich," sagte er. „Hab's versprochen und halt' mein Wort. Josua Schneider hält' immer sein Wort, wenn er nicht gerade im Gefängniß sitzt. Wie steht's, Jungen? Kommt Ihr ordentlich vorwärts? Wie weit seid Ihr? Zelte? Ein Haus wohl? Dacht' mir's. Bringt's nicht zu Stande, wenn Euch der Josua Schneider nicht hilft! Ist keine Ordnung im Ganzen, kein Styl. Werd' mächtig viel zu thun haben, bis Alles im Blei ist. Vorderhand will ich frühstücken."

Er setzte sich nun ganz ungenirt an den Frühstücktisch und

langte tüchtig zu, ohne daß ihm Jemand zuzureden brauchte. Die Leute standen ganz verwundert umher und sperrten den Mund auf. Sie wußten nicht, was sie aus dem Mann machen sollten.

„Fleisch nicht übel," sprach der Fremde, indem er sich abermals mit einem tüchtigen Stücke versah, nachdem er das erste mit Lust verzehrt hatte. „Brod? Nichts werth. Kein Bäcker da? Kein Gemeindebackofen? Werd's gleich heute noch abändern? Wo ist der Brändi? Was? Kein Brändi? Aber doch einen Schluck Whiskey? Auch kein Whiskey? Höllenelement, ist d i e s e Colonie vernachläßigt! Milch und Wasser? Gott sei uns gnädig, bis ich hier Alles in Ordnung habe! Werd' aber gleich Morgen ein Sechziggallonenfaß verschreiben. Höchst nothwendig, schon aus Gesundheits-Rücksichten!"

So schwadronirte der Mann in Einem fort und aß dazu, daß es eine wahre Lust war. Inzwischen war auch der Bürgermeister dazu getreten und verwunderte sich nicht weniger, als die Uebrigen, über dieß sonderbare Gebahren.

„Wer sind Sie, Herr?" fragte endlich der Bürgermeister, als der Fremde endlich eine Pause in seine Mahlzeit treten ließ und sich nun bequem auf der Bank zurücklehnte, seine Füße auf den Tisch legend, und in seinen Mund ein Primchen steckend.

„Wer ich bin?" entgegnete der Andere kaltblütig. „Wer sind Sie? Squire, oder so was? Gemeinde-Vorstand, eh? Freies Land hier. Lieb' keine Inquisition. Kann Jeder treiben, was er will. Werd' mich nicht durch Fragen chikaniren lassen."

„Aber Sie werden doch einen Zweck gehabt haben, als Sie hieher kamen?" meinte nun wieder der Bürgermeister.

„Zweck?“ rief der Fremde. „Versteht sich, hatt' ich einen Zweck. Hab' immer einen, wenn nicht zwei Zwecke. Werd' Eure Prozesse führen. Könnt' keinen bessern Advokaten finden. Was? Keine Prozesse? Kleinigkeit. Werd's schon richten. Nichts leichter, als das. Soll Morgen schon einer da seyn. Einstweilen werd' ich das Uebrige in Ordnung bringen. Den Häuserbau zum Beispiel.“

„Wie, Sie sind Zimmermeister?“ versetzte jetzt Einer der Colonisten, die mit steigender Verwunderung die abgebrochenen Sätze des Mannes mitanhörten. „Da wäre uns ja auf einmal geholfen.“

„Zimmermeister?“ rief dieser, verächtlich mit den Achseln zuckend. „Baumeister bin ich! Ist mein Hauptfach. Bin passionirt dafür. Hab' die halbe Union erbaut. Alle größeren Städte des Westens rühren von mir her. Karthago, Rom, Florenz und Athen! Lauter Schöpfungen von mir. Haben Sie die Cityhall in Chicago gesehen? Hab' ich gemacht. Jedermann kennt den Josua Schneider. Darf sagen, hab' einen Ruf, einen Weltruf.“

„Unter solchen Umständen,“ erwiederte der Förster, welcher das Urtheil des alten Farmers nicht vergessen hatte, und den aufdringlichen Menschen los seyn wollte. „Unter solchen Umständen können wir arme Colonisten hier freilich keine Ansprüche machen, daß Sie uns Ihre Hülfe als Baumeister angedeihen lassen. Einen solch' berühmten Mann wüßten wir nicht würdig zu belohnen. Und da wir nebendem keine Prozesse haben, so dürfte Germania kein Aufenthalt für Sie seyn.“

„Keine Ansprüche?“ versetzte der neue Ankömmling, die paar Worte aus der Ansprache des Försters herausreißend und

die übrigen Worte ganz übersehend. „Ausgezeichnet gegeben! Mache durchaus keine Ansprüche. Bin der bescheidenste Mensch von der Welt. Ausnehmend berühmt wegen meiner Anspruchslosigkeit. Begnüge mich bis auf Weiteres mit Essen und Trinken. Alles Andere wird sich finden. Abgemacht also. Werde den Häuserbau leiten."

Inzwischen hatte der Bürgermeister mit seinem Schwager leise Rücksprache genommen und war in Folge dessen fest entschlossen, den Abenteurer abzuweisen. Allein die übrigen Colonisten, oder wenigstens der größte Theil derselben, waren anderer Meinung. Die Großsprecherei des Fremden hatte nicht verfehlt, ihre Wirkung zu thun und man sah es den Leuten an, daß sie gesonnen seyen, wenigstens eine Probe mit ihm zu machen. Geschehen mußte doch Etwas, warum also nicht nach der Hülfe greifen, welche sich so unerwartet darbot? Der Mann verlangte ja keine Bezahlung, somit war Nichts mit ihm riskirt! Der Bürgermeister überzeugte sich bald von dieser Stimmung der Colonisten, und da er sich bewußt war, durch die gewaltthätige Entfernung Christians die Leute vor den Kopf gestoßen zu haben, so beschloß er, diesen Fehler wieder gut zu machen und sich der allgemeinen Meinung zu unterwerfen. Hiedurch hoffte er, sich wieder in dem früher genossenen Ansehen festzusetzen. Somit ward denn dem Ansinnen Josua Schneiders willfahrt und derselbe mit der Oberleitung des Bauwesens betraut. Derselbe ging auch alsobald in das Geschäft ein und zog mit einem Theil der Colonisten in den Busch ab, um an's Holzschlagen zu gehen. Hierum war es ihm aber offenbar weniger zu thun, als darum, diese Leute für sich zu gewinnen, und sich zugleich in Kenntniß von Allem zu setzen, was auf

der Colonie bisher vorgegangen war. Wußte er erst dieses, kannte er erst die Verhältnisse, genoß er erst das Vertrauen der Mehrzahl, dann war ihm der Weg von selbst vorgezeichnet, den er zu gehen hatte! Josua Schneider war nicht der Mann, der sich eine Gelegenheit entschlürfen ließ, auf anderer Leute Kosten zu leben und sich vergnügte Tage zu machen. Nebenbei konnte er vielleicht so viel „baar machen," daß er nachher Jahrelang von dem Profit seines „Geschäftchens" zehren konnte!

Die Richtigkeit dieser Argumentation zeigte sich noch an demselbigen Tage; denn Josua Schneider liebte es nicht, langsam und schleichend seinem Ziele nachzugehen. Im Gegentheil, er schoß förmlich im Sturmschritt d'rauf los, wie der Habicht auf seine Beute. Er wußte, daß er den Leuten nicht Zeit lassen durfte, seinen Charakter zu studieren. Darum pflegte er die Gewohnheit zu haben, die Festungen durch Ueberrumpelung zu attaquiren.

„Männer," sagte er, als sie Abends bei einander saßen. „Muß mehr Ordnung in die Colonie. Gefällt mir ausnehmend gut hier und wird mir noch besser gefallen, wenn einmal der Whiskey da ist. Aber es ist keine Ordnung. Müssen ein Comité haben, ein vom Volk gewähltes Comité. Volk ist souverän. Reich oder arm, kein Unterschied. Laß mich von keinem dominiren, der kein Recht dazu hat. Recht hiezu bekommt er erst, wenn vom souveränen Volk gewählt. Also denkt darüber nach, ein Comité zu bilden. Wen wollen wir drein wählen? Wer soll Präsident, wer Sekretär, wer Schatzmeister werden? Schatzmeistersstelle würde mir ausnehmend conveniren. Aber wollen nicht vorgreifen. Wollen die Sache nicht über's Knie abbrechen!"

Durch solche und ähnliche Reden weckte er Gedanken in den Colonisten, die bisher in ihrem Innersten begraben lagen und ohne ihn vielleicht noch lange dort geschlummert hätten. Und je mehr der Bürgermeister, angeeckelt von diesem Thun und Treiben und indignirt von der Undankbarkeit der Leute, die meist auf seine Kosten lebten, sich in sein Haus zurückzog und von den Andern absonderte, um so größer wurde die Kluft, welche sich zwischen ihm und seinen Leuten bereits zu öffnen angefangen hatte. Es mußte dieß Jedem klar werden, der mit ungetrübtem Auge die Verhältnisse besah; am allerklarsten aber war es von Anfang an der Wittwe Heringen. Sie hatte sich, während Alle um den neuen Baumeister beschäftigt waren, leise fortgeschlichen und der Vikarius war ihr alsbald auf Umwegen gefolgt.

„Es geht schneller zu Ende," sagte sie, als sie Beide in dem Dickicht vor allen Blicken verborgen bei einander saßen. „Viel schneller geht's, als ich mir dachte. Wir müssen uns auf den letzten Akt vorbereiten. Sonst entgeht uns die Beute, ehe wir's uns versehen. Der Bürgermeister ist im Stande, die ganze Colonie aufzugeben und Knall und Fall weiter zu ziehen. Dann gute Nacht Reichthum! Eine solche geschickte Gelegenheit, wie auf diesem einsamen Ort hier, wo zudem kein Mensch auf uns Verdacht haben kann, finden wir nie wieder."

„Aber der Kerl, der Baumeister!" warf der Vikarius ein. „Den hat der Teufel hiehergeführt; denn der Bursche ist klüger, als er sich stellt, und seinen Luchsaugen entgeht Nichts."

„Pah!" meinte die Wittwe. „Mit fünfzig Thalern ist er auf unserer Seite. Wir können ihn für unsern Zweck benützen, ohne uns von ihm in die Karten sehen zu lassen.

Sollte je nur ein Schatten von Verdacht auf uns fallen, so schwört er um's Geld tausend Eide zu unseren Gunsten. Aber — lassen Sie nur mich machen. Aller Verdacht soll Einen treffen, der dem Bürgermeister ohnehin ein Dorn im Auge ist."

„Sie wollen Gewalt anwenden?" fragte der Vikar, unwillkührlich erblassend.

„Und davor erschrecken Sie, wie ein Kind?" lächelte die Wittwe höhnisch. „Oh, Ihr feigherzigen Männer! Ihr meinet, das starke Geschlecht zu seyn und bebt vor einem Aderlaß zurück! Doch seyn Sie ruhig. Zum Aeußersten schreiten wir nur im dringendsten Nothfall. Allein wir haben keine Zeit zu verlieren. Ich will Ihnen meinen Plan auseinandersetzen."

Sie sprachen nun lange und leise zusammen; je weiter aber das schöne Weib in ihrem Vorschlage kam, um so zufriedener leuchteten die gierigen Blicke des Vikarius.

„Wie wollen Sie sich jedoch die Dinge verschaffen?" meinte endlich der Letztere. „Der Christian wird nicht hierherkommen und Ihnen sein Messer und sein Halstuch und dergleichen überliefern. Man müßte ihm die Sachen abnehmen, ohne daß er's merkt!"

„Dafür lassen Sie nur mich sorgen," flüsterte die Wittwe. „Ich werde Ihnen Alles zu rechter Zeit überliefern, und Christian soll als der Dieb und Einbrecher gelten und sogar als solcher überwiesen werden. Sorgen Sie nur für den Schlaftrunk, und vor Allem für das Fuhrwerk, damit wir nach der That nicht gehindert sind, uns schnell unsichtbar zu machen; denn ich möchte nicht vor den Gerichten herumgezogen werden, wenn auch nur als Zeuge. Hier sind die Schmucksachen," fuhr sie fort, aus ihrem Busen eine schwere goldene Uhr mit

Kette und andere Kleinodien ziehend. „Hier hätte sie Niemand gesucht, wenn man vor vier Wochen den Diebstahl an dem Förster, wo Sie den dummen Mißgriff begingen, mit einer Haussuchung beendigt hätte.“

„Oh, ein Mißgriff war's allerdings,“ grinste der Vikar, „daß ich die Kisten verwechselte. Aber ein Meisterstreich war's, den Juden in Verdacht zu bringen.“

„Sey'n Sie vorsichtig im Verkauf,“ ermahnte die Wittwe, sich zum Heimgehen anschickend. „Und vergessen Sie nicht, sich nach dem nächsten Dampfboote zu erkundigen, das in den Süden fährt. Haben wir das Geld des Bürgermeisters, so muß der Schauplatz unseres Auftretens weit von hier seyn, wo uns kein Mensch kennt.“

Sie suchten den Heimweg. Den andern Tag in aller Frühe war der Vikar auf einige Tage verreist. Er wollte, wie er sagte, in der nächsten Stadt Briefschaften besorgen und zugleich einige Einkäufe machen; denn da er Hoffnung habe, von einer andern Ansiedlung in ziemlich weiter Entfernung ebenfalls als Seelsorger angenommen zu werden, so brauche er nothwendig ein Wägelchen, um beiden Gemeinden gerecht zu werden.

Es war um einige Tage später. Der Bürgermeister ging unruhvoll in seinem Zimmer auf und ab. Der Förster war mit Ferdinand auf die Jagd gegangen, um dem Treiben hier aus dem Wege zu gehen. Pauline saß still und nähte, und die schöne Wittwe folgte dem unstäten Gang des Bürgermeisters mit lauernden Blicken. Es war aber kein Wunder, daß der Letztere so unruhvoll aussah; denn sein ganzer Traum von

einem glücklichen „Germania" schien in Nichts aufgehen zu wollen. Zwar hatte sich äußerlich nur wenig verändert. Die Arbeiten gingen ihren Gang vor sich, aber man konnte kein Resultat sehen. Der neue Baumeister war entweder sehr saumselig oder griff er die Sache falsch an; denn von der Errichtung eines neuen Hauses war offenbar noch lange keine Rede, und wenn es so fortging, so hatten sie den Winter vor der Thüre, ehe noch für das nur Allernothwendigste gesorgt war. Kein Wunder, daß die Leute mißmuthig wurden, und daß der Bürgermeister selbst anfing, weniger zutrauensvoll in die Zukunft zu sehen! — Es war eine fast unheimliche Stille, denn jede der drei Personen, die hier beisammen waren, hing ihren eigenen Gedanken nach. Plötzlich ging die Thüre auf und vier Männer traten herein, in ihre Sonntags-Gewande gekleidet. Sie mußten wohl was Besonderes auf dem Herzen haben, da sie sich so festtäglich angezogen hatten! Dem Bürgermeister fuhr es, wie ein Stich, durch's Herz, als er die Männer erblickte; denn er errieth schon aus ihren Gesichtern, was sie wollten. Und doch waren gerade diese vier Familienväter die Besten unter den Colonisten, die Besten sowohl was das Vermögen und die äußern Verhältnisse, als auch, was die Gesinnung und die Erziehung anbelangte!

„Was führt Euch zu mir, Freunde?" fragte der Bürgermeister, sich zu einem schwachen Lächeln zwingend. „Ist was Besonderes vorgefallen, daß Ihr so festlich angethan seyd?"

„Bürgermeister," erwiederte Einer von ihnen, der dazu erwählt worden war, das Wort zu führen. „Wir wollen nicht lange hinter dem Berge halten, wir kommen, um Abschied zu nehmen; denn wir haben uns entschlossen, weiter zu ziehen."

„Also, wie ich mir's dachte," seufzte der geplagte Mann. „Habt Ihr Euern Schritt auch wohl überlegt?" setzte er dann laut hinzu.

„Wir haben," entgegnete der vorige Redner. „Es ist Alles wohl erwogen und bedacht; denn wir konnten uns nur mit schwerem Herzen dazu entschließen, Euch zu verlassen, Bürgermeister. Aber es geht nicht anders! Seht, das Land hier ist nicht das beste. Der Vikar mag nun uns betrogen haben oder selbst betrogen worden seyn, das wollen wir nicht untersuchen; aber — dadurch wird das Land nicht besser. Dann weiter, die Wirthschaft, wie sie wirklich geführt wird, will uns nicht behagen. Ihr seyd ein Bischen zu barsch und hitzig gewesen, Bürgermeister, als Ihr den Christian fortschicktet. Er verstand sein Sach' und wir verstanden ihn. Den neuen Baumeister verstehen wir nicht und halten dafür, daß nicht viel hinter ihm steckt, außer preußischer Windbeutelei, an die wir uns nicht gewöhnen können. Dann kommen auch unsere Weiber mit in's Spiel. Die sind des Zusammenwirthschaftens herzlich satt und möchten gerne Jede wieder für sich seyn. Wir gehören gewiß nicht unter die, welche große Ansprüche machen, aber sein eigenes Stübchen will halt Jedermann. Also nichts für ungut, Bürgermeister. Wir wünschen Euch alles Glück und viel Segen, aber wir wollen's nun jeder aparte für sich probiren und denken, als Handlanger und Taglöhner schon so viel verdienen, daß wir unser Leben durchschlagen. Die paar Thaler, die Ihr für uns in der gemeinschaftlichen Kasse liegen habt, wollen wir vorderhand nicht angreifen, sondern uns lieber abmühen und quälen, bis wir ein Bischen Erfahrung haben. Dann sind wir doch sicher, daß wir, wenn wir uns dann an=

kaufen, das Geld besser anlegen, als wir hier auf „Germania" thun würden. Von dem, was bisher verbraucht worden ist, zieht unsern Part ab, und gebt uns den Rest heraus. Es wird uns freilich nicht allzuviel bleiben, aber wir müssen halt diesen Verlust als Lehrgeld betrachten."

Der Bürgermeister sagte keine Silbe, sondern wie er die Männer so fest entschlossen fand, ergriff er Feder und Tinte, nahm sein Buch zur Hand, worin alle Ein= und Ausgaben verrechnet waren und zahlte den vier Colonisten den Rest ihrer Einlage heraus.

„Wo werdet Ihr hinziehen?" fragte Pauline, „oder habt Ihr Euch noch keinen Ort erwählt?"

„Ei freilich," entgegneten die Männer. „Wir ziehen in's Thal hinab, wo wirklich die Mühle gebaut wird. Da giebt's den ganzen Herbst und Winter zu thun und so viel wir wissen, ist auch ein Häuschen da, welches uns der alte Farmer über= lassen will."

Dem Bürgermeister war alles Blut in den Kopf gestiegen, wie er hörte, wohin die vier Familienväter zu ziehen gedachten. „So, der Christian zieht Euch an sich?" rief er. „Es ist also eine abgekartete Sache? Der Bursche will Germania ruiniren, weil ich ihm meine Tochter nicht gegeben habe! Geht nur, aber sagt ihm, eine solch' kleinlichte Rache zeige mir, wie recht ich gehabt habe, ihn fortzujagen."

„Bürgermeister," erwiederte der Sprecher der vier Männer, „Ihr urtheilt halt immer zu voreilig, und 's ist kein Wunder, wenn man Euch hoffärtig und stolz heißt. Dem Christian thut Ihr ein ganz schwer Unrecht an, denn nicht nur lockte uns der nicht fort, sondern er weiß sogar keine Silbe davon, daß wir

nur gehen. Seit er von hier fort ist, haben wir ihn mit keinem Auge gesehen, und ich glaube grad' umgekehrt, wenn er wüßte, was wir im Schilde führen, so würde er uns zureden, hier zu bleiben; so redlich und ehrlich denkt er gegen Euch, Bürgermeister, ganz anders, als Ihr gegen ihn denkt. Wenn Ihr aber wissen wollt, warum wir trotz allem dem in's Thal hinabziehen und uns beim Mühlenbau verwenden lassen wollen, so kann ich's Euch sagen. Euer eigener Schwager, der Förster, hat uns die Gegend dort so schön und fruchtbar geschildert und uns so viel von dem geschäftigen Leben, das dort sich ausbilde, erzählt, daß in uns der Entschluß fest wurde, dahin zu gehen und uns vielleicht auch später dort ganz anzusiedeln. Dieß ist die lautere Wahrheit."

Abermals war der Bürgermeister genöthigt, stille zu schweigen, denn er fühlte, daß der Mann nicht Unrecht hatte. So nahmen denn die Viere Abschied und baten sich's nur als letzte Gunst aus, den Wagen zum fortführen ihrer Kisten benützen zu dürfen. Gerade wie sie gingen, trat der Doktor in's Zimmer.

„Eine Abschiedsscene, wie ich vermuthe?" sagte der Letztere. „Es macht sich Eines nach dem Andern weg und wenn's eine Zeitlang so fortgeht, so wird die „Einigkeit" Germanias bald praktisch darzustellen seyn, denn dann bleiben nur wir zurück. Ich kann aber kaum sagen „wir"; denn auch ich bin genöthigt, meinen Hauptwohnsitz im Thale unten aufzuschlagen; ob ich gleich natürlich jede Woche hieher reiten oder fahren werde."

„Auch Sie, Doktor, wollen mich verlassen," rief der Bürgermeister schmerzlich bewegt. „So bin ich denn dazu verdammt, alle Menschen von mir abzustoßen!"

„Nicht doch, Bürgermeister," erwiederte der Arzt. „Sie fassen die Sache ganz falsch auf. Bei mir handelt es sich nur um Verlegung meines Wohnsitzes in's Centrum meiner Praxis, statt daß ich denselben bisher am äußersten Ende derselben gehabt habe. Es läßt sich nicht läugnen, daß die Ansiedelungen bei Littlefalls sich bedeutend mehren und jetzt schon eine ziemliche Anzahl Farmen repräsentiren, die alle in einem Umkreis von zwanzig und mehr Meilen zu meinen Kunden gehören. So bin ich wohl oder übel gezwungen, mich in die Mitte dieser Farmen und Niederlassungen zu postiren, damit ich Jedem genügen kann. Und da ich auf der Grocerie dort unten Wohnung und Stallung zugleich fand, so besann ich mich nicht lange, zuzusagen. Uebrigens Abschied nehmen wir deßwegen keinen; wir sehen uns hoffentlich alle Wochen, auch wenn keine Kranken auf Germania sind."

„Man spricht seit ein Paar Tagen von Nichts, als von dem Littlefalls und dem Thale dort," meinte nun die Wittwe Heringen, „so daß man ganz begierig wird, das Ding nur auch einmal zu sehen. Ist's denn ein Handelsplatz? Oder was ist sonst so anziehungswerthes daran, daß Alles dahinzieht?"

„Ein Handelsplatz kann's vielleicht einmal werden," lachte der Doktor. „Vorderhand besteht aber derselbe aus einem einzelnen Kaufmannshause, in welchem man jedoch in der That vielerlei haben kann, denn so ein Grocer führt Tausenderlei. Sie würden staunen, wenn Sie es sähen!"

„Auch Schuhe und Bänder und Schnüre?" fragte die Wittwe. „Ich könnte in der That Verschiedenes brauchen, und wenn Sie mich einmal mitnähmen, so wäre ich Ihnen sehr verbunden, Doktor."

Das war nun bald abgemacht, denn der Doktor wollte schon heute Mittag hinfahren, um sein neues Logis soviel möglich in Stand zu bringen, damit er es den Tag darauf beziehen könnte. Der Bürgermeister sah zwar nicht gut dazu, daß Frau Karoline mit dem Doktor in der Welt herumfahre; allein diese ließ sich dadurch nicht irre machen. Sie wollte einmal die neue Niederlassung sehen und zugleich ihre kleinen Einkäufe besorgen. So fuhren sie denn gleich nach dem Essen ab. Pauline aber hatte sich nicht bewegen lassen, ihr auch nur einen Gruß an Christian aufzugeben. Es war Etwas in ihr, das sie vor der Wittwe warnte.

In der That war es wohl der Mühe werth, die kleine Tour zu machen, denn schon nach einer Fahrt von wenigen Stunden änderte sich das ganze Aussehen der Natur. Dort, wo Germania stand: Busch und Sumpf, hier Wald und Wiese und Fluß. Dort eine öde Verlassenheit, eine Stille zum Verzweifeltwerden, hier in der ganzen Runde rauchende Kamine und Heerden von Vieh auf den Thalabhängen. Es war eine ganz andere Gegend!

„Die Leute haben so Unrecht nicht, wenn sie dieses Thal unserem Germania vorziehen," meinte Frau Karoline, die Scenerie mit prüfendem Auge betrachtend.

„Ich meine sogar, der Bürgermeister würde gut daran thun," setzte der Doktor hinzu, „die ganze Colonie aufzugeben, und sich hier anzusiedeln. Es kommt doch nur Schaden und Zeitverlust dabei heraus, wenn er auf seinem Eigensinn beharrt, Germania zu cultiviren. Wollten Sie nicht Ihren Einfluß auf den Mann zu dem Ende verwenden? Ich sehe gut," fuhr der Doktor lächelnd fort, „und mein Beruf schon bringt es mit

sich, Beobachtungen zu machen, wo andere Leute gleichgültig hinwegsehen. Sie dürfen deßhalb nicht böse seyn, wenn ich von diesem Ihrem Einflusse spreche, und wenn ich Sie sogar bitte, denselben dazu zu verwenden, daß eine Aussöhnung zwischen dem Vater Paulinens und ihrem Geliebten stattfindet. Sie können es dahin bringen, wenn Sie nur wollen. Und sollte es Sie nicht glücklich machen, das Glück Anderer begründet zu haben?"

Frau Heringen gab keine Antwort. Ein sonderbares Lächeln glitt über ihre Züge. Ihre Gedanken waren offenbar mit etwas ganz Anderem beschäftigt, als mit dem Vorsatze, Glück, Liebe und Segen in einer Familie einheimisch zu machen, in welche sie sich eindrängen zu wollen den Anschein gab.

„Ha, was ist das!" rief sie plötzlich, auf einen Gegenstand deutend, der sich mit rasender Schnelligkeit vor ihnen hinbewegte. Es war, so viel man aus dieser Ferne entdecken konnte, ein Wagen mit zwei Pferden, die offenbar scheu geworden über Stock und Stein dahinrannten. Plötzlich stürzten sie zusammen und Wagen und Pferde lagen auf einem Haufen. Wahrscheinlich waren sie an einem Hindernisse angerannt und hatten so sich mitsammt dem Gefährte zu Boden gerissen. Der Doktor trieb sein Pferd zu größter Eile an, denn daß hier ein Unglück geschehen sey, war gar deutlich wahrzunehmen. In wenigen Minuten waren sie an Ort und Stelle.

Es war in der That ein zweispänniger Wagen, ganz so aufgetackelt, wie es bei den Hausirern Brauch und Sitte ist. Die Pferde, durch irgend eine (dem Doktor unbekannte) Ursache scheu geworden, hatten sich in einem Graben überstürzt und in ihre eigenen Stränge verwickelt, so daß sie nicht weiter

konnten. Der Wagen lag umgeworfen und neben ihm der Eigenthümer, den die Pferde bis hieher geschleppt hatten. Derselbe blutete aus mehreren Wunden und lag bewußtlos, wenn nicht todt neben den Pferden.

Der Doktor sprang aus seinem leichten Wägelchen und war im Nu bei dem bewußtlosen Menschen, der schwer verletzt zu seyn schien. Er richtete ihn auf, um nachzusehen, wo die Hauptverletzungen liegen oder ob in der That das Leben bereits entflohen sey. Der Puls schlug übrigens noch und die Bewußtlosigkeit schien mehr eine Betäubung zu seyn, die in Folge eines Schlages gegen den Vorderkopf eingetreten war.

„Ich glaube, der Mann kann gerettet werden," sagte der Doktor nach genauer Untersuchung. „Helfen Sie mir ein wenig; so richten wir seinen Wagen auf und führen ihn dann behutsam weiter. Zum Glück sind wir kaum mehr eine Viertelstunde von der Grocerie entfernt. Doch sonderbar, des Mannes Gesicht hier kommt mir bekannt vor, und doch kann ich mich nicht erinnern, wo ich denselben früher gesehen haben sollte."

Die Wittwe war ebenfalls abgestiegen, um dem Doktor behülflich zu seyn, den umgeworfenen Wagen wieder aufzurichten. Nunmehr betrachtete auch sie den Verunglückten näher. Gleich darauf wandte sie sich mit einer Gebärde des Abscheues oder vielmehr des Schreckens ab.

„Es ist der Jude," sagte sie, „der vor einigen Wochen Germania besuchte und als Dieb fortgejagt wurde. Lassen wir ihn liegen; der Mensch ist nicht mehr werth, als auf dem Felde zu verfaulen."

„Weil's ein Jude ist?" fragte der Arzt, seine Begleiterin mit einem Blicke messend, der ihr nicht recht gefallen wollte.

„Für mich ist jeder Mensch ein Mensch, seine Religion mag seyn, welche sie wolle."

„Aber dieser nicht," versetzte das Weib trotzig. „Er hat ja gestohlen!"

Der Doktor gab keine Antwort mehr, sondern richtete den Wagen des Peddlers (denn dieser war es wirklich) so gut als möglich her. Dann löste er die Stränge, in welchen sich die Pferde gefangen hatten und machte denselben das Aufspringen möglich. Als er hiemit fertig war, mußte ihm Frau Karoline behülflich seyn, den Juden, der immer noch nicht zum Leben erwacht war, aufzuheben und auf den Wagen zu legen. Nunmehr band der Doktor sein eigen Fuhrwerk und Pferd an den Peddlerswagen an, und die Reise ging langsam weiter. Der Doktor trug Sorge, daß der Verwundete, so wenig als möglich erschüttert werde, denn er hatte noch keinen eigentlichen Verband anlegen können, und somit drang bei jedem Stoße Blut aus den Wunden. Zum Glück war der Weg eben und Hülfe nahe. In einer Viertelstunde hielten sie vor der Grocerie.

„Bringt ihn in mein Zimmer," rief der Doktor, als der Grocer und seine Leute herbeieilten. Es lag dieses neben dem des Christian Rau, der sich während des Baues seiner Mühle ebenfalls hier eingemiethet hatte und in voller Thätigkeit begriffen war. Als er übrigens von dem Unglück hörte, sprang er ebenfalls herbei, um seine Hülfe anzubieten, denn es war nur wenige hundert Schritte von der Grocerie bis auf seinen Bauplatz.

Man zog dem Verunglückten Rock und Weste ab, denn die meisten Wunden befanden sich am Oberkörper, während der

Unterkörper ganz unversehrt war. Die Weste war aber an das Unterleibchen festgenäht, so daß beide erst getrennt werden mußten. Jetzt zeigte sich ein Päckchen, das in diesem Zwischenraume wohl versteckt gelegen hatte. Das Päckchen, seiner Schnur entledigt, ging auf und eine schwere goldene Uhr mit Kette, verschiedene Ringe und andere Schmucksachen fielen zu Boden.

„Ha," rief Christian, „das ist des Försters Uhr! Bei Gott, all' das Geschmeide, das vor vier Wochen auf Germania gestohlen wurde!"

„So wäre der Jude doch der Dieb gewesen?" sagte der Doktor. „Ich hatte immer daran gezweifelt; allein jetzt freilich ist er überwiesen."

Frau Karoline war leichenblaß geworden, als sie der Uhr und des goldenen Geschmeides ansichtig wurde. Sie mußte sich an der Wand festhalten, um nicht umzusinken. Allein bald faßte sie sich wieder, noch ehe Jemand ihre tiefe Bewegung wahrnehmen konnte, da Alle mit dem Peddler beschäftigt waren.

„Sagt ich's Ihnen nicht, Doktor," rief sie, „wir wollten ihn liegen lassen? Der Mensch ist wahrhaftig der Theilnahme nicht werth, die Sie ihm erweisen."

„Im Gegentheil," meinte der Doktor. „Jetzt gerade werde ich ihm meine gedoppelte Theilnahme zuwenden; denn wenn er den Diebstahl beging, so soll er als Dieb gestraft werden. Und um dieß zu ermöglichen, werde ich ihn vorher herstellen. Christian, gehe auf dein Zimmer, und hole mir etwas getragene Leinwand. Du hast vielleicht noch ein Stück von Deutschland her; denn in dem verdammten Lande hier trägt man ja nur baumwollene Hemden! Und Ihr, Grocer,

macht, daß schnell warm Wasser heraufkommt und Essig. So nunmehr hoffe ich, den Burschen bald so weit zu haben, daß man ihn in's Zuchthaus sperren kann."

Alles stand dem Doktor in seinem Eifer, den Peddler zu verbinden, bei. So fand Frau Karoline Gelegenheit, sich leise hinaus zu machen aus der Patientenstube. „Sie habe das Metzgerhandwerk nie leiden mögen," sagte sie, „und ein Doktor sey doch eigentlich nichts anders, als ein Stück von einem Metzger!" Kaum stand sie außen, so betrachtete sie sich die hier befindlichen Thüren. Die nächste mußte in das Zimmer Christian Rau's führen, denn sie hatte ihn mit der Leinwand hier heraus kommen sehen. Sie lauschte aufmerksam. Kein Tritt ließ sich hören. Sie trat in die Stube, denn die Thüre war nur angelehnt. In der Eile hatte wohl Christian sie zu schließen vergessen. Sie schaute sich schnell um. Eine Junggesellenwirthschaft blickte ihr entgegen. An der Wand hing ein seidenes Halstuch, das, wie sie sich erinnerte, Christian einst von Pauline geschenkt bekommen hatte. Sie steckte es zu sich. Auf einem Tische lagen ein Paar Handschuhe, die Christian schon in Germania getragen hatte. Auch diese verschwanden in ihrer Tasche. Jetzt spähten ihre Augen nach etwas Anderem. Es war eine Art Dolchmesser, das in der Wand neben dem Bette stack. Schnell riß sie es heraus, wickelte es in Papier und verbarg es an ihrem Leibe. „Gelungen, gelungen!" flüsterte sie jetzt. „Der elende Peddler hat mir doch so viel genützt, daß ich nicht zu einer andern List greifen mußte." Rasch schlüpfte sie wieder aus dem Zimmer, von Jedermann unbemerkt, wie sie wähnte. Und doch nicht ganz unbemerkt, denn der Doktor trat gerade aus der Krankenstube, wie sie die Schwelle

von Christians Zimmer überschritt. Auch sie bemerkte jetzt den Doktor, der sie verwundert anschaute.

„Fast hätte ich die Zimmerthüre verfehlt,“ sagte sie so unbefangen, als möglich. „Wie steht's mit dem Menschen? Hoffentlich wird er seine Wunden nicht überleben, Doktor. Es wäre wahrhaftig eine Gnade für ihn, wenn man ihn sterben ließe, denn er hat ja doch nur Schmach und Gefängniß vor sich.“

„Ich kann noch nicht sagen, wie es geht,“ erwiederte der Doktor. „Bei Besinnung ist er noch nicht und wird auch nicht so bald dazu kommen, denn die Nervenerschütterung war jedenfalls groß, wenn nicht zu groß. Ich fürchte fast den Trepan mit ihm vornehmen zu müssen. Natürlich bleibe ich hier, bis sich sein Schicksal entschieden hat. Wie machen wir's nun mit Ihnen? Am besten ist's wohl, der Grocer gibt Ihnen einen seiner Leute mit, der Sie heimführt, denn wir müssen jedenfalls den Förster benachrichtigen, daß seine gestohlenen Sachen gefunden sind, und — Sie thun uns wohl den Gefallen und übernehmen diese Pflicht. Natürlich müßten Sie dem Förster bedeuten, sogleich hierher zu eilen.“

Frau Karoline erklärte sich bereit dazu. Sie kaufte noch Einiges bei dem Grocer und fuhr dann der Heimath zu, wo sie erst spät in der Nacht wieder ankam. Die ganze Tour über hatte sie keine Silbe gesprochen, so sehr war sie mit sich selbst beschäftigt gewesen.

„Der Thor,“ dachte sie in ihrem Innern, „der schreckliche Einfaltspinsel! Wie man nur so unbesonnen sein kann! Verkauft die Uhr und die Ringe an denselben Peddler, den er vorher des Diebstahls beschuldigt hat! Oder auf welch' andere

Art könnte dieser Jude in ihren Besitz gekommen seyn? Es ist zum wahnsinnig werden! Wenn jetzt der Kerl nicht stirbt! Wenn er erzählt, wer ihm die Uhr und das andere Zeug verkauft habe! Wenn's herauskömmt, wer der eigentliche Dieb war! Aber es darf nicht herauskommen. Wenigstens müssen wir mit unserem Vorhaben zu Ende seyn, ehe noch Jemand einen Verdacht auf uns wirft. Er wird vielleicht heute schon zurückgekehrt seyn; wenn nicht, so kommt er morgen zeitlich genug an. Und Morgen Nacht muß es geschehen! Halt wie machen wir's? Der Förster ist bereits aus dem Wege denn der eilt gleich in der Frühe nach der Grocerie in Littlefalls. Ich will schon dafür sorgen, daß auch der Ferdinand dahin abgeht. Dann muß die Pauline unter irgend einem Vorwande entfernt werden. O, ich will's schon machen, daß ich ihn allein bekomme, meinen Herrn Bürgermeister. Dann frischweg die ganze That dem Christian in die Schuhe geschoben, der Bürgermeister glaubt selbst zuerst daran, wenn er von seinem Schlaf erwacht. Und zudem, die Beweise liegen ja vor! Ja, so geht's; so muß es gehen!"

So spät auch den Tag zuvor Frau Karoline vor ihrem Ausflug nach der Grocerie in Littlefalls zurückgekehrt war, so früh war sie doch den andern Morgen auf den Beinen. Sie hatte am Abend noch erfahren, daß der Vikar ebenfalls zurückgekehrt sey, und sie mußte ihn sogleich sprechen.

„Ich will für die erkrankte Agathe einige Kräuter sammeln," sagte sie zu Paulinen, welche ihr verwundert zusah, daß sie sich jetzt schon zum Ausgehen anschickte. „Ich verstehe ein bischen Etwas von der Medicin und meine Hausmittel

haben schon oft geholfen. Ohnehin wird der Doktor, wie er mir sagte, vor morgen nicht kommen können, weil ihn sein Patient in Littlefalls zurückhält." — So ging sie.

„Sie ist am Ende doch besser, als ich bisher von ihr dachte," meinte Pauline, der Wittwe nachsehend. „Sie fühlt doch wenigstens Mitleid, und denkt also nicht bloß an sich selbst, wie ich bisher annahm."

Eine der Frauen der Colonisten war nämlich schon seit längerer Zeit unwohl, und dieses Unwohlsein hatte sich seit gestern zu einer dem Anschein nach gefährlicheren Krankheit gesteigert.

Pauline ging ruhig an ihre Tagesarbeit, dem Vater das Frühstück zu bereiten. Sie bat der Wittwe im Stillen das Unrecht ab, das sie ihr angethan habe. Diese aber schritt hastig dem Busche zu und ganz andere Gedanken wogten in ihrem Busen, als ihr das gutmüthige Mädchen zugeschrieben hatte. Im Vorbeigehen an der „Kirche" hatte sie dem Vikarius das unter ihnen verabredete Zeichen gegeben und gleich darauf verließ auch er seine Wohnung, und wandte sich dem abgelegenen Plätzchen zu, welches so oft schon stiller Zeuge der Pläne gewesen war, die von dem verbrecherischen Paare entworfen wurden und nun ihrer Ausführung nahe waren.

„Wie soll ich Sie nennen, Vikar?" fuhr ihn das Weib an, ihre sonstige kalte Ruhe ganz vergessend. „Ihre unverzeihliche Kurzsichtigkeit setzt unsere ganze Existenz auf's Spiel."

„Wie?" entgegnete dieser, sie verwundert anstarrend. „Ich verstehe Sie nicht. Alles steht vortrefflich. Ich habe jede Kleinigkeit nach Vorschrift ausgeführt."

„Versteht sich, ganz vortrefflich steht Alles!" höhnte die

Frau und ihre schönen Züge verzerrten sich in ein häßliches Grinsen. „Aber ich wenigstens will nicht auch unter Ihrer Thorheit leiden. Wenn der Diebstahl auf Sie erwiesen wird, so wasche ich meine Hände in Unschuld. Niemand kann auch nur vermuthen, daß ich mitbetheiligt war. An wen haben Sie die Uhr und die Kleinodien verkauft?"

Des Vikars verblüfftes Gesicht drückte immer mehr wachsendes Staunen aus! „Ich verstehe Sie immer noch nicht," versetzte er. „Die Uhr und die andern Dinge verkaufte ich an den sichersten Mann in ganz Bellowspring. Ich erkundigte mich vorher so genau, daß ich nicht fehlgehen konnte. Es ist ein Jude, der vielfach derlei Geschäfte macht. Er verwerthet solcherlei Gegenstände nicht unmittelbar, sondern gibt sie immer wieder an Glaubensgenossen ab, welche damit im fernen Westen hausiren. Derlei Menschen sind so verschwiegen, wie das Grab, um so mehr, als ein solches Geschäft sehr lucrativ zu seyn pflegt. Man sagte mir, daß diese Juden Verbindungen durch die ganze Union, ja noch über dieselbe hinausheben. Von dieser Seite also haben wir nichts zu befürchten."

„Und wissen Sie, in wessen Händen nun die Uhr und die Schmucksachen sind?" erwiederte das Weib, nur wenig von der Auseinandersetzung des Vikars befriedigt. „In keinen andern, als in denen des jüdischen Peddlers, auf den Sie damals den Diebstahl schoben. Ich habe sie selbst in seinem Besitze gesehen."

Sie erzählte ihm nun das gestrige Erlebniß und mit jedem Worte wuchs seine Beklemmniß. „Hab," rief er endlich. „Sollte das Unternehmen an seinem Endpunkte noch scheitern? Doch nein," setzte er gleich darauf beruhigter hinzu.

„Der Peddler hat die Sachen offenbar eingehandelt, um sie auf seiner Tour, die ihn weitweg von hier führt, wieder zu verkaufen. Er weiß wohl gar nicht, woher die Goldsachen stammen und noch viel weniger denkt er daran, uns zu verrathen. Wir sind in einer ganz unnöthigen Angst."

„Aber ich mußte doch dem Förster sagen, daß sein gestohlenes Eigenthum gefunden ist?" meinte die Frau immer noch nicht ganz beruhigt. „Er hat natürlich keinen Augenblick gezaudert, nach Littlefalls zu gehen, um seine Sachen zu reclamiren, denn Christian hat dieselben bereits als das Eigenthum des Försters erkannt. Wie denn nun? Wird nicht der Peddler seine Bezugsquelle angeben müssen und sind wir dann nicht verkauft und verloren?"

„Oh, dafür lassen wir die Juden sorgen, wie sie sich aus dem Handel herausreißen," erwiederte der Vikar wegwerfend. „Die wissen immer Wege und Schliche, an die wir nicht denken. Ueberdieß, so viel ich weiß, kennt mich der Käufer der gestohlenen Waaren gar nicht und wenn er seine Mähr' von dem Unbekannten erzählt, von dem er Alles bekommen und erhandelt haben will, so glaubt ihm kein Mensch, sondern Jedermann hält's für eine fein ersonnene Geschichte, um sich aus der Patsche herauszureißen. Im schlimmsten Falle könnte nur aus einer Personalbeschreibung auf meine Person geschlossen werden, und — wenn's so weit kommt, so gilt mein Wort wohl so viel, als das Wort des jüdischen Kaufmanns."

Der fromme Herr sprach so zuversichtlich, so voller Ueberzeugung, daß das Weib unwillkürlich sich davon anstecken ließ, und doch war ein Etwas in ihr, das sie nicht ganz zur Beruhigung kommen lassen wollte. Auch die verhärtetsten Sünder

haben Augenblicke, in denen sich ihr Gewissen regt, und ihnen Vorahnungen zuflüstert, die sie mit Schrecken und Furcht erfüllen.

„Ich erkenne Sie heute gar nicht, „fuhr der Vikar fort, als er ihres Zustandes gewahr wurde. „Sehen Sie denn nicht ein, daß wir längst geborgen und in Sicherheit sind, bis eine gerichtliche Untersuchung des Diebstahls auch nur beginnen kann? Wir sind jetzt nicht mehr in Deutschland mit seiner geordneten Polizei, wir sind in Amerika. Ist unser Vorhaben gelungen und ist Christian Rau als der Thäter festgesetzt, so werden wir nicht hier warten, bis die Gerichte sich der Sache bemächtigt haben. In zwei Tagen sind wir auf der Eisenbahn und am dritten schwimmen wir auf einem jener gigantischen Dampfboote des Missisippi der großen Stadt Neworleans zu. Dort tauchen wir als neue Menschen auf, ich als reicher Fremdling, Sie als mein schöne, Alles bezaubernde Schwester. Wir führen einen Namen, der unsere edle Abkunft verräth und kein Mensch soll mehr in mir den früheren Vikar Nänz, in Ihnen Frau Karoline Heringen erkennen. Was haben wir dann zu fürchten? Ehe zwei Monate um sind, ist die ganze Diebstahlsgeschichte vergessen und zu den Todten begraben. Also Muth, meine theure Karoline. Verlieren Sie im letzten Augenblicke die Energie nicht, die Sie sonst immer beseelte. Oder wollten Sie wegen einer kleinlichten Angst das ganze so lange gepflegte Unternehmen aufgeben? Wollten Sie wegen einer Regung Ihres Gewissens oder vielmehr wegen Zitterns Ihrer schwachen Nerven unsere ganze Zukunft auf's Spiel setzen und den Augenblick versäumen, der uns allein vorwärts bringen kann?"

„Es ist bereits vorbei," sagte die Wittwe, sich gewalt=

sam aus ihrer gedrückten Stimmung emporarbeitend. „Wir haben dießmal unsere Rollen getauscht, und statt Ihrer war ich die Aengstliche; von nun an aber sollen Sie mich nie mehr schwach sehen. Haben Sie das Opium? Oder konnten Sie keines auftreiben?"

„Hier ist es," versetzte der Vikar, ihr ein kleines Fläschchen reichend. „Ich konnte eine ganze Karrenladung bekommen, wenn ich wollte. Kein Mensch beaufsichtigt hier die Apotheker."

Die Frau betrachtete das Fläschchen lang und tief nachsinnend. „Heute Nacht muß Alles geschehen," flüsterte sie endlich kaum hörbar. „Und vielleicht werden der kranken Agathe ein paar Tropfen auch nicht schaden. Sie erscheint dann beim Aufwachen fieberhafter und kränker, und Pauline muß es über sich nehmen, bei ihr zu wachen."

Sie flüsterten nun noch lange und leise zusammen. Jeder Umstand ward erwogen und jeder Zufall berechnet. Auf die Mitternacht ward die That bestimmt! Sie wollten sich zwar heute Abend noch vorher beim Bürgermeister treffen, aber nur um den Mann in Sicherheit zu wiegen, nicht um sich zu besprechen, denn vor ihm, wie vor allen Uebrigen hatten sie bisher der Vorsicht halber so gethan, als ob sie sich gegenseitig fremd, wenn nicht abhold wären. Darum mußte der Plan jetzt schon bis in die kleinste Kleinigkeit hinein abgemacht seyn! — Als sie sich trennten, war das Gesicht der Frau wieder so freundlich glänzend, wie immer. Kein Mensch konnte ahnen, welcher Teufel unter dieser glatten, zierlichen Oberfläche schlummerte. Der Vikar aber machte einen weiten Umweg, um seine aufgeregten Nerven wieder zu beruhigen, damit er seinen Mitmenschen gegenüber dasselbe ruhige und heilige Gesicht zeigen konnte, das man an ihm zu sehen gewohnt war.

Beide hätten übrigens nicht nöthig gehabt, ihre Züge so sehr in Acht zu nehmen, den der heutige Tag war zu stürmisch für die junge Colonie, als daß Jemand Zeit gefunden hätte, sich lange mit Beobachtung der Uebrigen abzugeben. Die vier Familien, welche gestern schon beim Bürgermeister ihren Austritt erklärt und von ihm Abschied genommen hatten, hatten jetzt ihre Koffer gepackt und auf den Wagen geladen. Sie waren im Begriff abzugehen. Der Bürgermeister hatte sich eingeschlossen und ließ sich nicht sehen. Der Förster war abwesend, denn er war alsobald, auf die Nachricht hin, welche ihm Frau Karoline gebracht, auf des Doktors Wägelchen fortgefahren. Der Vikar blieb ebenfalls ferne; er wollte mit der Sache nichts zu thun haben. Nur Ferdinand und Pauline schüttelten Jedem der Davonziehenden die Hand und letztere blieb auch stehen, bis der Wagen aus ihrem Gesichte verschwunden war, während Ferdinand es sich nicht nehmen ließ, die Abgehenden bis an Ort und Stelle ihrer neuen Niederlassung zu begleiten, um zugleich seinen Freund Christian wieder zu sehen. Natürlich waren, wie Pauline und Ferdinand, so auch alle übrigen Colonisten auf den Beinen und nicht gering war die Aufregung, die sich derselben bei dem Abzug so zu sagen ihrer besten Kräfte bemächtigt hatte. Mehrere weinten und schluchzten laut, andere ergingen sich in Verwünschungen und Flüchen, die Meisten waren über die Trennung tief betrübt, und wünschten Nichts, als ebenfalls die Mittel zu besitzen, mit den Davongehenden sich wieder vereinigen zu können; denn leider stand es mit der Colonie nun so, daß die Zurückgebliebenen — kaum mehr die Hälfte der ursprünglich Betheiligten — lauter notorisch Arme waren, die rein auf die Kosten und

die Vorschüsse des Bürgermeisters hin die Reise nach Amerika zu machen vermocht hatten. Auch seither hatten sie von seinen Vorschüssen gelebt und waren demnach gänzlich von ihm abhängig. Dieses Gefühl der Abhängigkeit, verbunden mit dem Gefühl der Armuth und Verlassenheit mußte die Lage dieser Colonisten natürlich noch unbehaglicher machen, als sie ohnehin schon war. Zwar standen sie nicht auf der Bildungsstufe, daß sie sich des Grundes dieses ihres Gefühls bewußt gewesen wären, denn sie gehörten sämmtlich dem niedersten Stande des Volkes an; allein der Instinkt lehrte sie, daß sie nunmehr gänzlich in den Händen des Mannes seyen, der sie ernährte; und eben die niedere Stufe der Bildung, auf der sie standen, machte, daß die Unbehaglichkeit, welche sie über diese ihre Abhängigkeit fühlten, bälder oder später auf eine rohe Weise sich äußern mußte. Man findet daher in der Regel in Amerika, daß die ungebildete Klasse der eingewanderten Deutschen sich durch eine Gemeinheit, Rohheit und Brutalität auszeichnet, die man an denselben Leuten in Deutschland früher nicht beobachtet hatte.

Endlich war der Wagen abgefahren und die abziehenden Colonisten gingen zu Fuße neben her. Endlich war auch die letzte Spur der Abgegangenen verschwunden; aber noch immer zerstreuten sich die Zurückgebliebenen nicht, sondern standen in ein paar Gruppen bei einander, das Ereigniß besprechend.

„Hört, Ihr Leute,“ rief endlich Einer. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich länger bleibe, und für Nichts und wieder Nichts den ganzen Tag arbeite. Wir wollen zum Bürgermeister gehen und ihm rund heraus erklären, daß er uns Geld geben muß, damit wir auch fort können.“

„Oder wenigstens muß noch Jemand her, der uns Häuser baut," schrie ein Anderer, „damit wir bald abtheilen können, und Jeder sein eigen Gütchen bepflanzt."

„Nein," rief ein Anderer. „Ich will nichts vom Abtheilen. Er soll nur mit seinem Vikar das schlechte Land da behalten. Aber wenn ich weiter arbeiten soll, so will ich auch meine Bezahlung. Jeder Taglöhner ist seinen Thaler nebst Kost täglich werth, und dieß Geld muß er herauszahlen."

Auch die Weiber legten sich darein und schrieen wo möglich noch ärger, als die Männer. Bald brachten sie es auch dahin, daß man vor die Wohnung des Bürgermeisters zog, um diesem die gemeinsamen Beschwerden vorzutragen. Es war aber keine Klage oder Beschwerde, die da laut wurde, sondern ein heftiges Geschrei und ein Durcheinander, die einer Revolte so ähnlich sah, wie ein Ei dem andern.

Der Bürgermeister sah wohl ein, daß er es dießmal nur mit solchen Menschen zu thun hatte, die einer vernünftigen Vorstellung nicht leicht Gehör geben; aber dennoch versuchte er es. Er bezwang sogar seinen von Natur heftigen Charakter (der übrigens durch die Vorgänge der letzten Zeit viel von seinem heißen Blute verloren hatte), und antwortete den Leuten ruhig und kalt. Allein je ruhiger er war, um so mehr überzeugten sich die rohen Menschen, daß sie im Recht seyen und er im Unrecht, und das Geschrei wurde wieder ärger, denn zuvor.

„Ihr Undankbaren," rief endlich der Bürgermeister. „Habe ich Euch nicht schon in Deutschland Alles auseinandergesetzt? Habe ich Euch nicht dort schon erklärt, daß es Jahre dauern werde, bis Ihr Euer Eigenthum von Schulden freigemacht und so im Stande haben könnet, daß es einem Bauerngute gleich-

stehe? Wußtet Ihr das nicht Alles, und doch beklagt Ihr Euch jetzt darüber? Oder habe ich es an Etwas von meiner Seite fehlen lassen? Habe ich Euch nicht immer vorgestreckt, was Ihr brauchtet? Habt Ihr nicht seither Euer Essen gehabt und mehr Fleisch, als Ihr in Deutschland in einem Jahre sahet?"

„Ja," schrien Einige, „aber wo blieb das Trinken? In Deutschland hatten wir doch Bier oder Most und hier haben wir gar nichts, als Wasser, und das ist nicht einmal gut. Ihr hättet uns in Deutschland lassen sollen. Ihr wollt ja gescheidter, als andere Leute, seyn; also hättet Ihr auch voraussehen können, daß der ganze Plan von Anfang an nichts taugte, weil er nicht auszuführen ist!"

„Der Bürgermeister hat gut schwätzen," riefen Andere. „Der hat bereits sein eigen Haus und führt seine eigene Küche. Wir aber müssen unter Zelten schlafen und wenn Eins krank wird, so ist nicht einmal ein Doktor da. Da ist's doch in Deutschland ein Anderes. Warum hat er uns weggelockt? Jetzt wollen wir wenigstens in eine Gegend, wo Menschen wohnen, und bleiben nicht mehr in dieser Wildniß."

Jetzt stieg doch dem Bürgermeister die Galle. „Wie?" rief er. „Ihr werft mir vor, daß ich zuerst ein Haus habe? Soll ich vielleicht ausziehen, und Einem von Euch Platz machen? Oder habe ich sonst Etwas vor Euch voraus? Habe ich nicht dieselbe Kost, dasselbe Getränk? Seyd Ihr denn in Deutschland auf Rosen gebettet gewesen und im Ueberflusse geschwommen? Habe ich Euch verlockt, mit mir zu kommen, oder seyd Ihr mir immer im Ohre gelegen, Euch mitzunehmen? Und jetzt wollt Ihr mich dafür steinigen, wofür Ihr

mir nur Dank schuldig seyd? Geht, Ihr seyd ein erbärmlich Volk. Macht, daß Ihr Alle fortkommt. Ich schenk' Euch Alles, was Ihr mir schuldet; aber von nun an macht keine Ansprüche mehr an mich. Je bälder Ihr von Germania verschwunden seyd, um so besser für mich. Ich will schon ohne Euch fertig werden."

Wie die Leute den Ernst sahen, wurden sie doch verlegen und kratzten sich hinter den Ohren. „So ist's nicht gemeint, Bürgermeister," sagte Einer, gleichsam im Namen Aller. „Ihr nehmt Alles zu schief. Wir wollen schon unsere Pflicht thun, nur meinen wir, es wäre gut, wenn Jeder bald sein eigen Hauswesen hätte, denn unsere Weiber wollen nicht mehr länger gut thun."

Der Bürgermeister gab keine Antwort, sondern kehrte still und in sich gekehrt in sein Zimmer zurück; die Leute aber gingen auf's Feld, um an der Herstellung des Gartens zu arbeiten. Sie waren auf die letzte Rede des Bürgermeisters doch etwas stutzig geworden; denn was sollten sie anfangen, wenn er sie fortjagte? Wie sollten sie ohne einen Cent Reisegeld Weib und Kind erhalten? — Es fragte sich nur, wie lange diese Stimmung anhielt.

Während dieser ganzen vorigen Scene hatte der neue „Baumeister" ganz ruhig unter einem der Zelte gesessen. Er hatte sich's bequem gemacht nach der Sitte der Amerikaner; denn ein Deutscher, der „schon lange im Land ist," wie er sich stolz ausdrückt, liebt es gar sehr, den äußeren Typus der Amerikaner nachzuahmen. Er glaubt mit der Nachäffung äußerer Sitten und Sonderbarkeiten der Eingebornen selbst eine Art Eingeborner geworden zu seyn. So war es auch bei diesem

Mann. Somit lehnte er sich bequem auf der Bank gegen einen Pfeiler zurück, ließ den Kopf den Rücken hinabhängen und streckte die Füße hoch über der Kopfeshöhe auf den Tisch. In dieser behaglichen Lage betrachtete er sich das Schauspiel, das die Einwanderer vor ihm zu seiner großen Belustigung aufführten. Natürlich wälzte er dabei seinen Kautabak im Munde herum und spritzte nur hie und da, so etwa jede halbe Minute, den braunen Saft gegen ein vorgestecktes Ziel aus, das er auch selten verfehlte.

„Verdammt dummes Volk, das!" murmelte er vor sich hin. „Wissen nicht, was sie wollen. Keine Energie! Noch viel zu deutsch! Kann nichts mit ihnen anfangen. Der Bürgermeister? Wird viel Haar lassen müssen! Zäh, wie der Satan, und hochmüthig, wie ein Aldermann. Muß Demuth lernen! Hätte Lust, den Lehrmeister zu machen! Will aber nicht anbeißen. Das saubere Weibsstück? Weiß nicht, was die hier thut. Paßt nicht in die Wirthschaft. Muß was Apartes bezwecken. Wär' sonst längst fort! Könnt' ihr Glück in New-York machen, besser noch in San-Francisko. Würd' in einem californischen Spielhaus eine Menge Leute herbeiziehen. Wär' ein famoser Lockvogel. Werd's ihr proponiren, wenn wir besser bekannt sind. Muß aber vorher wissen, was sie hier will! Der Pfarrer? Sehr fromm. Augen immer auf dem Boden oder am Himmel. Kenne das. Sieht gerad' aus, wie Einer, den ich am Galgen sterben sah. Möcht' wissen, wie die Beiden mit einander stehen, das Weibsstück und der Heilige! Thun, als kennten sie einander nicht. Könnt einen Andern damit anführen, aber mich nicht."

Während er so meditirte, legte sich eine leichte Hand auf

seine Achsel. Er drehte den Kopf, ohne seine übrige Stellung zu verändern und erblickte die junge Wittwe, mit der er sich eben in seinen Gedanken beschäftigte, neben sich.

„Wollen Sie zehn Thaler verdienen?“ sagte die Wittwe leise.

„Denk', ich will,“ war die kurze Antwort.

„Wissen Sie, wo Littlefalls liegt?“ fuhr die Fragerin fort.

„Denk', ich weiß,“ erwiederte der Mann lakonisch.

„Können Sie eine verschwiegene Botschaft besorgen?“ frug Frau Karoline weiter. „Oh,“ setzte sie hinzu, ohne ihn antworten zu lassen; „Sie brauchen mich nicht so von der Seite anzusehen. Die Botschaft soll für Sie kein Geheimniß seyn, so wenig als für Jeden, der hier lebt, denn Morgen kommt doch Alles zu Tage. Das Geheimniß ist blos für den, der die Botschaft erhält. Der Bürgermeister — aber Sie dürfen mich um keinen Preis verrathen — sieht ein, daß er gegen den Christian Rau übereilt gehandelt hat und möchte es gerne wieder gut machen. Wenn nun der Christian sich ungesäumt auf den Weg machte und bis Morgen in aller Frühe hieher käme, so stehe ich dafür, daß die Gesinnung des Bürgermeisters bis dahin sich noch nicht geändert hätte. Allein wir möchten gerne dem Christian eine Ueberraschung bereiten, darum hat ihm Pauline hier nur geschrieben, er soll Morgen kommen, weil sie mit ihm zu sprechen habe. Den wahren Grund aber hat sie ihm verschwiegen, um seine Freude desto größer zu machen. Also verrathen Sie nichts davon, wenn Sie dem Christian dieß Zettelchen überreichen.“

„Denk', ich kann schweigen,“ erwiederte der „Baumeister.“

„Wie bald werden Sie in Littlefalls eintreffen?“ frug jetzt

die Wittwe weiter. „Auf den Abend, denke ich. Wenn dann Christian ein wenig vor Mitternacht fortgeht, so kommt er gerade noch zur Frühstückszeit hier an. Sie selbst brauchen sich mit Ihrer Rückkehr nicht so zu beeilen. Denn — vielleicht könnten Sie mir noch einen Gefallen thun," setzte sie etwas stockend hinzu.

„Sechs für Einen," versetzte der Baumeister, der zwar keine Miene verzog, dem aber deßwegen doch keine Regung verloren ging, die sich auf dem Gesicht der Wittwe zeigte. „Galantrie stets eine Hauptpassion von mir."

„Sie haben davon gehört," fuhr Frau Karoline fort, eine ziemlich gleichgültige Miene annehmend, „daß gestern ein Peddler bei Littlefalls verunglückt ist. Ich möchte nun nur wissen, ob er vielleicht starb, oder, wenn nicht, was . . . was sonst mit ihm verging. Und dann, — dann liebte ich's sehr, wenn der Doktor, der sich bei dem Patienten befindet, die Nacht über bei ihm bliebe und der Sohn des Bürgermeisters, der Ferdinand, ebenfalls. Es hängt dieß auch mit der Ueberraschung zusammen und natürlich dürfen die Beiden von dem Briefe hier an den Christian nichts erfahren."

„Junger Mann, der Peddler?" frug nun seinerseits der Baumeister.

„Nein, nein," lächelte die Wittwe. „Es ist ein älterer Mann und ein Jude."

„Ach, ich verstehe," versetzte der Baumeister. „Nichts am Peddler gelegen! Aber der Doktor und der Ferdinand sollten nicht vor Morgen hierher kommen wegen der Ueberraschung! Vertrauensauftrag, das! Macht weitere zehn Thaler."

„Wie?" sagte die Wittwe. „Ich dächte, wir wären um

zehn Thaler übereingekommen, und nun verlangen Sie das Doppelte?"

„Nro. 1. Brief!" erwiederte der Mann trocken. „Macht zehn Thaler. Nro. 2. Vertrauensauftrag. Macht wieder zehn Thaler. Noch einen Auftrag? Keinen mehr? Hätt' für den dritten blos fünf Thaler verrechnet."

Die Wittwe lächelte. „Hier sind die zwanzig Thaler," sagte sie, „aber nur unter der Bedingung, daß Sie jetzt sogleich, wie Sie gehen und stehen, ohne sich nur umzusehen, und ohne ein Wort mit Jemanden zu wechseln, den Weg unter die Füße nehmen."

Der Mann schob das Goldstück ein, stand auf, stülpte seinen Hut etwas fester auf den Hinterkopf, schob ein neues Stück Kautabak in den Mund und entfernte sich in der Richtung nach Littlefalls, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, ja ohne sich einmal umzusehen.

Er war ungefähr eine halbe Stunde weit gegangen und wußte nun, daß er nicht mehr gesehen werden konnte. Er setzte sich also unter einen Baum nieder, zog den Brief hervor und erbrach ihn, ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen. Er war richtig „Pauline" unterschrieben und diese bat darin den Christian Rau, „wenn er sie je lieb gehabt habe, so schnell als möglich zu ihr zu eilen," denn der rechte Augenblick sei jetzt gekommen. „Wenn er tüchtig ausschreite, so könne er gut in aller Frühe bei ihr seyn."

Der Baumeister faltete den Brief wieder sorgfältig zusammen, befeuchtete die Oblate von Neuem und schloß ihn wieder so gut, daß kein Mensch den Mißbrauch ahnen konnte, den er mit demselben getrieben hatte.

„Sonderbar, sehr sonderbar, äußerst sonderbar," murmelte der Baumeister. „Glaube keine Sylbe von allem, was mir die Wittwe sagte. Wollte sie mich vielleicht aus dem Wege haben? Werde bälder wieder zurück seyn, als sie denkt. Oder was hat sie sonst vor? Was geht sie der alte Jude an? Warum will sie den Christian hier und den Doktor und Ferdinand dort haben? Sehr sonderbar, äußerst sonderbar! Aber — werd's erfahren, denke ich, und wo dieß Zwanzigthalerstück hier steckte, stecken noch mehr! Will sie schon bekommen, die Goldfüchse!"

Mit diesen Worten eilte er Littlefalls zu. Auf Germania fiel Niemanden seine Entfernung auf. Nur die Paar, mit denen er Holz zu schlagen pflegte, fragten nach ihm, als er beim Nachtessen fehlte. Sie kannten aber seine eigenthümlichen Manieren schon zu sehr, als daß sie sich viel darum bekümmert hätten.

Wir müssen uns nunmehr nochmals nach der Grocerie in Littlefalls wenden. Der jüdische Peddler lag wohl versorgt und wohl gebettet, so weit dieß in solchen der Kultur kaum zugänglich gemachten Gegenden, möglich war, in dem Stübchen, das sich der Doktor gemiethet hatte. Eben hatte der Letztere eine tiefe Wunde am Kopfe mit der Sonde untersucht, und so schmerzhaft auch diese Operation seyn mochte, so machte der Kranke doch kaum eine Bewegung, viel weniger schlug er die Augen auf. Der Doktor schüttelte mit dem Kopfe.

„Glaubst du, daß er mit dem Leben davon kommt?" fragte Christian.

Der Doktor zuckte die Achseln. „Wenn ich die Wahrheit

gestehen soll," erwiederte er, „so weiß ich es selbst nicht. Morgen wird sich's zeigen, ob ich trepaniren muß, oder nicht. Im erstern Fall ist er unter zehnmal neunmal verloren; im letztern Fall muß die Natur das Meiste thun. Ich kann Nichts anwenden, als Ruhe und nochmals Ruhe."

Es trat eine augenblickliche Pause ein. Der Doktor beobachtete den Kranken und Christian überließ sich seinem Nachdenken.

„Bist du der Ansicht, daß der Peddler den Diebstahl begangen hat?" fragte Christian das Gespräch wieder erneuernd. „Der Augenschein ist gegen ihn, und doch weiß ich nicht, warum ich mich nie mit dem Gedanken vertraut machen konnte. Ich hatte damals meinen Verdacht ganz wo anders hingeworfen, aber ich scheute mich, ihn laut werden zu lassen."

„Es hat schon Fälle gegeben, wo Juden Einbrecher waren," antwortete der Arzt. „Allein solche Fälle stehen sehr vereinzelt. Der Jude ist von Natur feige. Seine Erziehung seit Jahrhunderten hat ihn dazu gemacht. Ein Hund, der von frühster Jugend auf Schläge bekommt, wird nie aufhören, beim geringsten Anlaß, und wenn du nur einen Stein aufhebst, den Schwanz einzuziehen. Er paßt höchstens dazu, von der Ferne zu bellen, aber dann auch recht tüchtig zu bellen und immer um so lauter, je feigherziger er ist. Gerade so ergeht's dem Juden. Natürlich Ausnahmen finden immer statt."

„Und glaubst du nun, daß dießmal und bei diesem Juden eine Ausnahme stattgefunden hat?" fragte Christian weiter. „Meinst du wirklich, dieser, der hier vor uns liegt, habe damals sich bei Nacht in die Kirche und den hintern Verschlag geschlichen, um des Försters Kisten mit einem Brecheisen zu öffnen?"

„Ich muß dir mit einer Frage antworten," sagte der Doktor. „Warum bist du so hartnäckig, meine Meinung zu hören? Was liegt daran, ob ich den Juden für schuldig halte oder nicht?"

„Wenn du gegen ihn zeugst," erwiederte Christian ernst, „so muß er hängen. Hältst du es nun nicht für das Schrecklichste, als Unschuldiger den Tod des Schuldigen zu sterben? Ist es ja schon schrecklich genug, einen Unschuldigen, Einen, von dem man wenigstens überzeugt ist, daß er unschuldig ist, verurtheilt zu sehen, wie viel qualvoller muß es seyn, die Rolle eines solchen Verurtheilten selbst spielen zu müssen! Und ich für meinen Theil gestehe dir offen, ich halte den Juden für unschuldig, mag gegen ihn sprechen, was da will. Mein Verdacht, den ich von Anfang an auf einen Andern warf, mag ein ungerechter seyn, und deßwegen will ich ihn auch für mich behalten; der Jude aber that's nicht, und deßwegen soll er auch nicht hängen, wenn ich es hindern kann."

„Es ist ein ungerechtes Vorurtheil, das wir gegen die Juden haben," sagte der Doktor; „ich weiß es, daß es ungerecht ist, und doch theile auch ich es. Das kommt wohl daher, ich habe in meiner Praxis zwar schon manchen ehrlichen Juden gefunden, aber noch keinen edel denkenden. Ehrlich sind sie hie und da, theils aus Gewohnheit, theils aus Angst vor der Strafe diesseits und jenseits, aber .... Doch lassen wir das. Vielleicht, wenn die Juden und Christen anfangen, sich zu vermischen, was ja hier in diesem Lande angeht, verliert sich der kriechende Diebs= und Hehlersinn der Ersteren und die Letzteren lernen von den Juden rechnen und speculiren, und Geschäfte machen."

Er ging einige Male stillschweigend auf und ab. Plötzlich blieb er hart vor Christian stehen. „Du meinst der Vikarius sey der Dieb," sagte er dann fest und zuversichtlich.

„Und wenn ich so denke, wirst du mir Unrecht geben?" erwiederte der junge Mann mit eben so entschiedenem Tone. „Es ist ein falscher, niedrig denkender, heuchlerischer Schurke, dieser Pfarrer, und er allein ist es, der den Bürgermeister auf den unrechten Weg gebracht hat, auf dem dieser gegenwärtig wandelt."

„Du hast nicht Unrecht," entgegnete der Doktor. „Aber noch gefährlicher, als der Vikarius, ist die glatte Schlange, die Wittwe Heringen. Ich wollte, wir könnten den Bürgermeister aus den Händen dieses Paares retten; aber ich fürchte, es gehört ein tüchtiger Schlag dazu, um ihm die Augen zu öffnen. Der Mann gehört nicht zu der Raçe, welche langsam und mit ruhiger Ueberlegung zu einem Entschlusse kommt. Bei ihm geht's sprungweise, und eben jetzt ist er, fürchte ich, auf dem Sprunge, einen bösen, sehr bösen Entschluß auszuführen. Ich wollte, wir könnten es hindern."

Wiederum trat eine Stille ein.

„Doktor," sagte Christian nach einer Pause. „Wenn der Vikar der wirklich Schuldige ist, so wird er Allem aufbieten, daß der Jude hier, als des Diebstahls überwiesen, die Strafe des Diebs erleidet. Und wie leicht ist diese Ueberweisung? Fand man ja doch die gestohlenen Sachen bei ihm! Wir müssen also den armen Menschen ihren Klauen entreissen. Wir müssen ihn verbergen, bis er wieder genesen ist und sich wenigstens verantworten kann."

„Warten wir, bis der Förster morgen kommt," meinte

der Doktor. „Er soll entscheiden. Aber nun komm, ich bin begierig, wie weit du mit deinem Bau vorgeschritten bist.“

„Die Mühlräder klappern noch nicht,“ lächelte Christian, „aber über vierzehn Tage hoffe ich, soll der erste Stamm gesägt werden. Es fehlen mir blos Hände zum arbeiten, sonst ginge es noch schneller vorwärts. Es sollte jetzt schon Holz auf ein Jahr hinein gefällt und behauen werden.“

„Oh,“ meinte der Doktor, „an Händen wird's dir bald nicht mehr fehlen, denn in wenigen Tagen wandert vollends ganz Germania zu dir herüber. Der Trupp, der Morgen kommt, ist nur der Anfang vom Ende.“

„Ich wollte, ich hätte es hindern können,“ erwiederte Christian. „Die Kluft zwischen mir und dem Bürgermeister wird dadurch nur um so tiefer. Und Pauline“ setzte er mit traurigem Blicke hinzu, „wird nie die Meine ohne die Einwilligung ihres Vaters.“

„Die Eiche biegt sich nicht, aber sie bricht,“ sagte der Doktor ernst. „Der Wille des Bürgermeisters muß gebrochen werden, sonst wird er nie der Mann, wie man ihn mit Freuden in der menschlichen Gesellschaft begrüßt.“

Den andern Tag zu guter Stunde kam der Förster an. In dem Befinden des unglücklichen Peddlers war aber keine merkliche Aenderung eingetreten. Er lebte zwar, und den Symptomen nach, die sich zeigten, war auch eine Besserung zu erwarten, ohne daß eine weitere Operation nöthig gewesen wäre, aber zum Bewußtseyn seiner selbst war er nicht nur noch nicht gekommen, sondern der Doktor erklärte auch, daß er dazu vor mehreren Tagen nicht kommen werde, und daß sogar, wenn es so weit gekommen sey, der Kranke noch längere Zeit

aufs Aeußerste geschont werden müsse und man ihn mit anstrengenden Fragen nicht belästigen dürfe. So war es also unmöglich, aus dem Peddler herauszubringen, wie er in den Besitz der Waaren gekommen sey, und die drei Männer standen ziemlich unentschlossen zusammen.

„Was thun wir, Jungen?“ sagte endlich der Förster. „Die Uhr ist die meinige und die Ringe und die andere Sachen sind die meinigen. Darüber ist kein Zweifel, aber wie kam der arme Tropf da in ihren Besitz? Man suchte ja damals Alles aus, und fand Nichts. Es müßte nur der Vikar mit seiner Vermuthung recht gehabt haben, wenn er damals meinte, der Jude habe die Goldwaaren vergraben und werde sie bei Gelegenheit schon holen! Allein ich habe meine besondere Gründe, dem Vikar mit keiner Sylbe zu trauen. Darum glaube ich auch nicht, daß der Jude den Diebstahl beging, und zwar gerade, weil der Vikar ihn desselben beschuldigte.“

„Die Frage ist wohl die, ob wir den Juden den Gerichten übergeben sollen oder nicht,“ meinte der Doktor. „Aber in dem Zustande, in dem sich der Mann befindet, wäre eine solche Uebergabe sicherer Tod.“

„Die Frage ist einfach,“ unterbrach ihn der Förster, „ob ich die gestohlenen Sachen ohne Weiteres zu mir stecken soll, ohne eine Anzeige zu machen, oder nicht. Ich wäre fast dafür, uns nicht weiter mit den Gerichten zu belästigen. Es macht nichts als Kosten und Zeitverlust. Und ich habe wahrhaftig keine Zeit zu verlieren. Ich sag' Euch, es geht Etwas vor auf Germania und ich will daher nicht zu lange davon abwesend seyn. Ihr wißt, was ich Euch einmal von einer heimlichen Zusammenkunft zwischen dem Vikar und der Wittwe

gesagt habe? Nun gut, diese Zusammenkunft hat sich repetirt, erst heute früh repetirt. Die Leutchen glaubten ganz pfiffig zu Werke zu gehen, ausnehmend pfiffig, aber einen alten Waidmann täuscht man so leicht nicht. Gehört habe ich freilich nicht, was sie sich erzählten, denn ich konnte nicht so nahe hinschleichen, ohne mich zu verrathen; aber daß sie einen wichtigen Entschluß faßten, dessen bin ich aus ihren Mienen sicher. Jedenfalls steht das als eine Thatsache fest, daß sie heimliche Verbündete sind, während sie öffentlich so thun, als ob sie einander nicht riechen könnten. Dahinter steckt was. Und auf wen könnten sie es gemünzt haben, als auf meinen Schwager? Die Wittwe scharwenzelt ja um ihn herum, als wenn's ein Zwanziger wäre! Gebt Acht, das soll eine schnelle Heirath abgeben, und eine heimliche dazu! Der Bürgermeister schämt sich offen mit dem Projekte hervorzutreten, wenn's aber eine vollendete Thatsache ist, meint er vielleicht, könne Niemand Etwas dagegen einwenden. Deßwegen möchte ich nicht allzulange von Germania entfernt seyn, um doch wenigstens den dümmsten aller dummen Streiche von seinem Haupte abzuwenden. Der Schlange ist's ja doch nur um sein Geld zu thun, und wenn sie einmal den Schlüssel dazu hat, wird sie bald genug damit in Begleitung des Herrn Vikar verschwunden seyn. Das ist meine Meinung von der Sache, was haltet Ihr davon?"

„Ich meine," erwiederte Christian, „wir sollten den Fall dem alten Farmer zur Entscheidung vorlegen. Er hat mehr Erfahrung, als wir alle zusammen."

Dieß leuchtete ihnen allen ein und so erzählten sie denn dem alten Manne die Geschichte; verschwiegen ihm auch nicht, daß man den Peddler ausgesucht und nichts bei ihm gefunden

habe, und gestanden sogar zuletzt, daß sie einen ganz Andern im Verdacht gehabt hätten, als den Peddler.

„Seid doch ein unpraktisches Volk, Ihr frisch eingewanderten Deutschen," sagte der alte Mann nach einigem Besinnen. „Und du Christian hast zu lange in der Stadt gelebt, um gleich auf den rechten Faden zu kommen. Das ist doch eine sehr einfache Sache, das! Kommt, müssen einmal die Waaren des Mannes durchkustern. Wir werden dann bald wissen, wo wir daran sind."

Die Kisten und Kistchen des Peddlers waren alle beim Grocer aufgestellt. Es brauchten aber blos Einige geöffnet zu werden, so war der alte Mann seiner Sache schon gewiß. Er verglich nämlich die Geheimzeichen, die sich an den Waaren vorfanden, mit den Zeichen in dem Notizbuche des Peddlers, das sich in dessen Rocktasche gefunden hatte. Zum Ueberfluß fand er noch in diesem Notizbuche einen angefangenen Brief, an welchem blos der Schluß und die Adresse fehlte, der aber sonst deutlich genug war.

„Fahre nach Bellowsprings am See oben," sagte nun der alte Farmer zum Förster. „Frage darnach, welchen Kaufmanns Firma mit P. C. T. anfängt, geh' zu diesem, weise ihm die gestohlenen Waaren und er wird dir sagen, von wem er sie gekauft hat."

„Aber wie ist es denn möglich, daß Ihr dieß wißt?" fragte der Förster erstaunt.

„Das ist ganz einfach," erwiederte der alte Mann mit gutmüthigem Lachen. „Die Peddlers haben immer eine vortreffliche Buchführung, besonders die jüdischen. Sie stehlen selten, aber sie verkaufen viel Gestohlenes. Sie haben immer

einen Kaufmann zur Hand, der irgendwo stabil ansäßig ist und sind meist associrt mit diesem. Der stabil Ansäßige kauft ein, Gestohlenes und Ungestohlenes, wie's ihm unter die Hände kommt, aber er verkauft nie selbst das Gestohlene an Ort und Stelle, sondern sein Partner, der Peddler, verkauft's in der Ferne. Dieser muß aber mit seinem Associé, dem Stabilen, abrechnen. Darum ist genaue Buchführung nöthig: über Einkaufspreis wie Verkaufspreis. Beim Einkaufspreis aber steht immer der Anfangsbuchstabe der Firma, von der die Waare bezogen wurde, damit kein Irrthum vorkommt. So jetzt weißt du, was das P. C. T. da bei den Zahlen hier bedeutet. Es sind die Anfangsbuchstaben der Firma, mit welcher der Peddler in Verbindung steht, und von der er seine Hauptwaaren bezieht."

„Aber wie kommt Ihr dann auf Bellowsprings?" fragte der Doktor.

„Sieh' einmal auf die Schachteln da," lächelte der Alte. „Der Buchbinder, der sie machte, hat überall seinen Wohnort und seinen Namen drauf gedruckt, damit man ihn nicht vergesse."

Die scharfen Augen des alten Farmers hatten dieß entdeckt, ehe die Andern nur eine Spur davon fanden. Freilich wußte er auch, daß die Schachtelmacher gewohnt sind, auf diese Art ihr Geschäft dem Publikum zu empfehlen.

„Wo liegt Bellowsprings?" fragte der Förster.

„Oh, es nimmt nur einen halben Tag weg dahin zu fahren," erwiederte der Alte. „Es geht eine ziemlich gute Plankroad hin. Doch kommt, der Grocer kann bessere Auskunft geben. Wollen einen nehmen."

Sie gingen nun in die Grocerie und der alte Mann ließ sich's nicht nehmen, seine Gefährten zu regaliren.

„Kennst eine Firma P. C. T. in Bellowsprings?" fragte der Farmer.

„Peter Charles Tieman," erwiederte der Grocer. „Sehr respectables Haus, d. h. steht in guten Vermögensverhältnissen. Beziehe meine fertigen Kleider von daher."

„Christ oder Jude?" fragte der Farmer weiter.

„Jude," sagte der Grocer trocken.

„Sieh, jetzt kann's nicht mehr fehlen," meinte der Farmer. „Du bist überzeugt, daß der Peddler den Diebstahl nicht selbst begangen hat; also hat ihn ein Anderer begangen. Dieser Andere hat das Gestohlene bei Peter Charles Tieman in Bellowsprings verkauft und der Peddler hat's zum Vermauscheln überkommen. Daß er aber wußte, daß die Waaren gestohlen waren, das kannst du daraus ersehen, daß er sie nicht offen bei den andern Waaren liegen hatte, sondern verborgen eingenäht bei sich trug."

„Kann ich ein Pferd hier gelehnt bekommen?" fragte der Förster entschlossen.

„Nimm meines," erwiederte der Doktor.

„Nein," entgegnete der Förster, „du brauchst es selbst, denn du mußt mir versprechen, heute noch nach Germania hinüberzufahren. Der Ferdinand wird mit den Leuten, die hierher übersiedeln, herüberkommen. Den nimmst du auch wieder mit, denn ich möchte den bewußten zwei Beiden in Germania nicht zu lange freien Spielraum lassen. Habt ein sorgsames Auge, daß in meiner Abwesenheit kein Unschick geschieht. Denn ich bin fest entschlossen, nach Bellowsprings zu gehen, um's

herauszubringen, wer der eigentliche Dieb ist. Ist's der, den ich vermuthe — und Ihr könnt Euch wohl denken, wen ich meine —, so wird dem Bürgermeister auf einmal ein Licht aufgehen und mein Freund Christian hat glücklichere Tage zu erwarten. Morgen früh, wo möglich, will ich wieder in Germania seyn, denn wenn's blos sechs Stunden zum Fahren ist, wie Freund Kornmann sagt, so bin ich heut' noch vor Nacht droben, und kann nach ein paar Stunden Rast für den Gaul wieder abfahren. 's ist ja Mondschein und der Weg nicht schlecht. Aber wo bekomm' ich ein Pferd her?"

„Nimmst des Peddlers seine," sagte der alte Farmer. „Der braucht sie jetzt doch nicht und dann hast du den Vortheil, daß du den Weg nicht suchen mußt, denn die wissen ihn von selbst. Haben ihn ja erst gestern gemacht!"

Wenige Minuten darauf fuhr der Förster in raschem Trabe dem Städtchen Bellowsprings zu, das am nächsten See oben lag. Der Doktor begab sich wieder zu seinem Patienten und mußte gleich darauf auf einer nahen Farm vorsprechen, wohin er wegen eines Krankheitsfalls gerufen wurde. Doch hoffte er zu rechter Zeit zurück zu seyn, um mit Ferdinand noch an demselben Abend auf Germania zu fahren.

Christian Rau hatte alle Hände voll zu thun, denn wenige Stunden nach dem Abgang des Försters trafen die vier Familien von Germania in Begleitung Ferdinands ein, und diese Leute mußten nun doch eine Unterkunft bekommen. Der alte Farmer war es hier wieder, der mit seiner ruhigen, klaren Besonnenheit Rath schaffte. An einer neuen Behausung, oder gar einer Behausung für jede einzelne Familie, fehlte es natürlich, obgleich von Christian die Einleitung getroffen war,

daß solche Wohnungen gleich nach der Herrichtung der Sägmühle erbaut werden konnten, wozu dann wegen des Bretter- und Holzvorrathes verhältnißmäßig nur sehr wenig Zeit erforderlich war. Man mußte sich also damit begnügen, einen großen Früchteschober, den der Farmer aus rohen Balken neben seinem Wohnhause aufgerichtet hatte, in eine temporäre Wohnung umzuwandeln. Zum Glücke war die Haupterndte erst vor der Thüre; somit war der Schober für jetzt wenig gefüllt und die darin befindlichen Vorräthe konnten einstweilen im Freien aufgestappelt werden, wenn man sie so gut es ging bedeckte, damit sie gegen Wind und Wetter geschützt waren. In Deutschland hätte eine solche extemporisirte Umwandlung eines finstern, fensterlosen Vorrathshauses in eine menschliche Wohnstätte viele Umstände gemacht, allein in Amerika ist man unter den praktischen Landbewohner schnell damit fertig. Der Boden wird statt mit Brettern mit kurzem Stroh bedeckt, die offene Thüre dient zugleich dazu, um Luft und Licht einströmen zu lassen, und gekocht wird im Freien in einem Kessel, der von einer in vier Querhölzern ruhenden Stange getragen wird. Ringsum häuft man zum Schutze des Feuers Steine an und — in einer Stunde ist eine Mahlzeit fertig, da sie ja nur aus gekochtem Fleische besteht!

Natürlich dauerte es aber doch eine geraume Zeit, bis die Leute untergebracht waren. Mancher Haushaltungsgegenstand mußte vom alten Kornmann entlehnt werden, bis die fertige Sägmühle es möglich machte, Tische und Stühle, Bettladen und Kästen selbst zusammenzuzimmern. Die Lebensmittel lieferte der Grocer, der, wie seine übrigen Collegen auf dem Lande, an geräucherten Schinken Ueberfluß hatte. So wurde

es Abend, bis Alles zur Nothdurft eingerichtet war; allein die Leute fühlten sich doch weit behaglicher, als auf Germania, denn nicht nur waren sie in einem geschlossenen Hause, wenn man die Blockhütte so nennen konnte, sondern, was die Hauptsache, sie sollten gleich den andern Tag mit ihrer Arbeit beginnen und allwöchentlich für dieselbe bezahlt werden. Allerdings war's eine harte Arbeit, die ihnen bevorstand: Bäume fällen und am Mühlkanal graben, allein sie wußten nun, warum sie arbeiteten, denn sie sollten für sich arbeiten. Der Lohn reichte hin, um die Ihrigen mit Nahrungsmitteln zu versehen und gab noch soviel Ueberfluß, daß sie in Jahresfrist im Stande sein mußten, ihre in wenigen Wochen zu errichtenden eigenen Wohnhäuschen schuldenfrei zu besitzen, ja daß sogar jede Familie dann nicht blos allein wohnen konnte, sondern auch noch ein Stück Feld besaß, auf dem sie das zum Hausbedarf nöthige Getreide ziehen mochte. Das waren doch andere Aussichten als auf der Colonie Germania, die zu entlegen war, als daß sie hoffen konnten, vor vielen Jahren mit in den Weltverkehr eintreten zu können! Andere Aussichten, als dort, wo aller Nebenverdienst zum Voraus abgeschnitten war und man kaum nach Jahresfrist erwarten konnte, so viel zu erzeugen, um nothdürftig davon leben zu können! Andere Aussichten, als dort, wo sie ihr Lebenlang dem Bürgermeister, der das Hauptgeld vorschoß, dienstpflichtig gewesen wären, und wo der sumpfige Boden und die übrigen climatischen Verhältnisse früher oder später Krankheiten erzeugen mußten, die hier in dem gesunden, waldbewachsenen Thale zur Unmöglichkeit gehörten!

Es war schon ziemlich spät geworden, bis der Doktor und Ferdinand endlich abkommen konnten und der Colonie zufuhren.

Doch hofften sie dieselbe noch, wenn sie das Pferd antrieben, vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

Zur selben Zeit, als sie in Littlefalls damit beschäftigt waren, die Neuangekommenen unterzubringen, saß der Bürgermeister unthätig in seiner Wohnstube. Es war ein trüber Abend, und die Düsterheit der Atmosphäre schien sich auch auf den Geist des Gründers der Colonie Germania übergetragen zu haben. Auch Pauline, seine Tochter, die sich mit einer weiblichen Arbeit beschäftigte, war schweigsam. Der Bürgermeister hatte in den wenigen Wochen, seit er die Ansiedlung begonnen, um fast so viele Jahre gealtert und der sonst so fröhliche Sinn des Mädchens hatte einem düstern Grübeln Platz gemacht. Jetzt trat Frau Karoline ein.

„Die Agathe ist viel schlechter geworden," sagte sie. „Sie hat Fieber und klagt über einen unauslöschlichen Durst. Ich fürchte es steht schlimm mit ihr."

„Auch das noch!" seufzte der Bürgermeister. „Gewiß werden die Leute, wenn die Krankheit einen schlimmen Ausgang nimmt, auch hievon die Schuld mir aufbürden. Und gerade jetzt muß der Doktor abwesend seyn!" — „Ist der Vikarius bei ihr?" setzte er nach einer Weile hinzu.

Eben trat dieser ins Zimmer, um die Frage selbst zu beantworten.

„Gottes Zorn liegt schwer auf uns," sagte derselbe, die Augen fromm gen Himmel richtend. „Er züchtiget uns in seinem Grimme, damit wir in uns gehen und Buße thun. Was hilft menschlich Sinnen und Dichten, wenn der Herr Zebaoth seine Zuchtruthe schwingt?"

„Mit dem Tage, da der Peddler bei uns mauschelte,“ fuhr der Bürgermeister fort, „begann auch unser Unglück. Von selbiger Stunde an war das Mißtrauen eingekehrt, und es folgte Kleinmuth und Trotz zugleich, um unser Beginnen schon im Keime zu vernichten. Wäre jener Diebstahl nicht geschehen, es stünde jetzt ganz anders um die Colonie Germania.“

„Du vergißt, Vater,“ warf Pauline schüchtern ein, „daß schon in New-York ein Theil der Leute abtrünnig wurde. Ich glaube, wir müssen die Schuld unserer fehlgeschlagenen Hoffnungen mehr in uns selbst und in dem Charakter der Menschen suchen, als in einem zufälligen äußeren Umstande.“

„In uns selbst?“ erwiederte der Bürgermeister mit einem zornigen Blicke. „Du willst wohl sagen in mir? Ich verstehe den Vorwurf wohl, der in deinen Worten liegt, du spielst immer und ewig auf die Entfernung des Christian an und machst es wie die Andern, welche unser Unglück von jenem Tage an datiren. Mein eigen Fleisch und Blut kehrt sich wider mich, und ich werde bald Niemand mehr haben, an den ich mich halten kann.“

„Du bist ungerecht, Vater,“ entgegnete die Tochter sanft. „Vielleicht wird noch die Zeit kommen, wo du einsiehst, daß Niemand treuer und inniger an dir hing als ich und der Ferdinand und — und der Christian. Nicht wir haben uns von dir gewendet, sondern du hast deinen Sinn gegen uns gekehrt. Fremde Menschen haben sich in dein Herz eingenistet und dasselbe für die Liebe der Deinen erkältet. Blicke nicht so zornig, du wirst mir noch Recht geben. Aber ich will dich nicht weiter aufreitzen, sondern mich lieber entfernen. Ich bin

ja doch überflüssig hier! Wenn du nichts dagegen hast, Vater, so wache ich heute Nacht bei der kranken Agathe."

Mit diesen Worten stand sie auf und verließ das Gemach, ohne eine Antwort abzuwarten. Mühsam bezwang sich der Bürgermeister, daß er ihr nicht einen Fluch nachschickte.

„O Herr, gehe nicht mit ihnen in's Gericht, denn sie wissen nicht was sie thun," rief der Vikar, in heiligem Zorn erglühend. „Aber mit Feuer und Schwerdt will ich sie ausrotten, die Trotzigen und Uebermüthigen, spricht der Herr an andern Orten. Folge der Stimme des Herrn, stehet geschrieben, und so dich ein Glied ärgert, so reiße es aus und wirf es von dir."

Sonderbarer Weise hatte diese heftige Rede nicht die gewünschte Wirkung. Im Gegentheile der Zorn des Bürgermeisters legte sich fast plötzlich und machte einer tiefen Wehmuth Platz.

„Wie einsam und verlassen fühle ich mich," seufzte er.

Die Wittwe nahm ihren Stuhl und setzte sich hart neben ihn. „Wollen Sie auch mich zu denen zählen, die es nicht treu und innig mit Ihnen meinen," hauchte sie mit zärtlichem Blicke und ihre Linke fiel wie zufällig auf seine Rechte und drückte sie leise.

Er wandte den Blick nach ihr. Sie lehnte sich schmeichelnd an ihn.

„Ja," rief er jetzt erglühend und seine Rechte schlang sich um den vollen Leib der nachgiebigen Frau. „Ja, Sie meinen es gut mit mir, Sie allein sind mir treu und ergeben, und wenn ich Sie nicht hätte, Sie und den frommen Seelsorger hier, so müßte ich in meinem Schmerzgefühl vergehen. Und gerade

gegen Sie Beide, die allein ehrlich und redlich denken, steht der Sinn meiner Kinder, der Sinn meines Schwagers, der Sinn der ganzen Colonie."

„Aber der Herr der Heerschaaren ist mit uns," eiferte der Vikarius. „Ist es doch ein sichtbarlich Zeichen seines Willens, daß er gerade jetzt den Juden der den Diebstahl beging, in unsere Hände gegeben hat, Allen zum schlagenden Beweis, daß keine sündhafte That verborgen bleibt, auch wenn der Faden dazu in schweigender Nacht gesponnen wurde!"

Er wußte nicht, daß er die Wahrheit sprach, der scheinheilige Mann! Und doch sollte er es nur zu bald inne werden!

Die Nacht war herangerückt. Der Vikarius entfernte sich, um sich in seine Wohnung zurückzuziehen; Frau Karoline aber bereitete den Abendthee, den der Bürgermeister gewöhnt war, vor Bettgehen zu sich zu nehmen. Mit leuchtenden Augen folgte er den Bewegungen des schönen Weibes. Doch sah er es nicht, wie sie heimlich, ihm den Rücken kehrend, ein kleines Fläschchen aus dem Busen zog und dessen Inhalt in die Tasse goß, welche sie ihm gleich darauf kredenzte.

„Sie sind ein Engel an Schönheit und Güte," flüsterte er, sie an sich ziehend. „Wollen Sie morgen die Meine werden?"

Sie erwiederte die Umarmung, sie setzte ihn mit ihrem Kusse in Flammen! Er vermeinte, nun doch Ein Wesen gefunden zu haben, das ihm im Leben wie im Sterben ureigen angehörte! Was kümmerten ihn jetzt die spöttischen Einwürfe seines Schwagers, die traurigen Blicke seiner Kinder, die verwerfenden Urtheile der ganzen Colonie!

Immer tiefer sank die Nacht herab. Die schöne Wittwe hatte sich in ihr Gemach zurückgezogen, das sie mit Paulinen theilte. Aber diese war entfernt, um bei der kranken Agathe zu wachen. Auch der Bürgermeister hatte sein einsames Schlafzimmer betreten — einsam, denn sein Sohn Ferdinand war noch nicht von Littlefalls zurückgekehrt, obgleich er vor Abend hatte wieder da seyn wollen. Eine sonderbare Bangigkeit bemächtigte sich des sonst so furchtlosen Mannes. Es war Schlafsucht mit fieberhafter Aufregung gemischt. Diese beiden entgegengesetzten Elemente kämpften lange miteinander, bis endlich die Schlafsucht siegte und er sich unausgekleidet auf sein Bett warf, um alsbald in eine tiefe Lethargie zu verfallen. Und doch war sein Schlummer nicht fest und stetig, sondern voll Unruhe und Bangigkeit warf er sich von Zeit zu Zeit in die Höhe und seine Augen öffneten sich, wie mit einer schrecklichen Angst kämpfend. Hie und da meinte er, ein Geräusch neben sich zu hören, wie wenn Jemand seinen Schlummer bewachte, und er fuhr auf und starrte in die Dunkelheit, aber dann war es wieder still und ruhig und er konnte Nichts erblicken. Endlich gegen Morgen wurde sein Schlaf ruhiger und er athmete in regelmäßigen Zügen. War vielleicht die Dosis zu stark gewesen, welche ihm die schöne Wittwe in seinen Thee gemischt hatte?

Mitternacht war längst vorüber und noch hatte dieß Weib kein Auge geschlossen. Leise erhob sie sich und schlich sich zum Schlafzimmer des Bürgermeisters. Lautlos war ihr Tritt, lautlos öffnete sie die Thüre. Aber trotz der Lautlosigkeit mußte der Mann ihre Anwesenheit bemerkt haben, denn er erhob sich mit halbem Leibe und starrte mit glänzenden Augen nach ihr,

daß diese in der Finsterniß fast Funken sprühten. Die Dosis mußte in der That zu stark gewesen seyn, sonst hätte sie diese Aufgeregtheit nicht hervorbringen können! Das Weib schlich sich eben so leise wieder zurück, als sie gekommen war, um nach Verfluß von einiger Zeit den Versuch mit demselben Erfolge zu wiederholen.

Jetzt klopfte es leise an das Fenster, so leise, daß ein geübtes Ohr dazu gehörte, den Schall zu vernehmen. Die Wittwe schlich sich zur Hausthüre, die mit einem hölzernen Riegel verschlossen war. Sie schob den Riegel zurück und ein Mann schlüpfte herein, der in einen weiten Oberrock gehüllt war. Seinen Kopf bedeckte ein breitkrämpiger Hut, wie ihn die Farmer auf dem Lande zu tragen gewohnt sind.

„Schläft er?“ fragte der Mann mit leiser Stimme.

„Ja,“ flüsterte die Wittwe, „aber sein Schlaf ist noch zu unruhig, als daß wir Etwas wagen dürften. Sitzen Sie still und ruhig.“

Abermals schlich sich das Weib auf den Zehen in das Schlafzimmer des Bürgermeisters, und abermals kam sie zurück und schüttelte auf die Anfrage ihres Besuchers mit dem Kopfe.

Lautlos saßen sie lange Zeit. Die ganze Colonie lag in tiefes Schweigen begraben. Es war eine Stille, die Beiden anfing, unheimlich zu werden.

„Wir müssen es aufgeben für diese Nacht,“ flüsterte der Mann endlich, „wenn wir's jetzt nicht ausführen können. Der Morgen rückt heran und es könnte Einer oder der Andere erwachen. Die Uhr ist bereits drei vorüber.“

„Wir dürfen es nicht bis Morgen aufschieben,“ versetzte

das Weib finster. „Morgen ist es zu spät. Haben Sie den Peddler von Littlefalls vergessen?"

Jetzt schrack der Mann plötzlich heftig zusammen. Der Hahn in dem nahen Hühnerstalle krähte laut zum ersten Male.

„Es ist eine Warnung von oben," flüsterte er mit bebender Stimme; „wir müssen das Unternehmen aufgeben."

„Feigling," zischte das Weib hervor. „Ihr wollt das starke Geschlecht seyn, und schreckt vor einem Hahnenschrei zurück! Ich sage dir, Mann, heute Nacht und gleich jetzt müssen wir unser Ziel erreichen und sollten wir auch mit Gewalt dazu kommen müssen. Das Füllhorn des Glücks liegt vor uns, nur ein Thor oder eine Memme würde nicht zugreifen."

Abermals ging sie dem Schlafzimmer ihres Schlachtopfers zu, aber dießmal nicht schleichenden Trittes, sondern fest und mannhaft. Der Bürgermeister schlief jetzt ruhig und regelmäßig. Sie kehrte zurück und zündete ein Licht an.

„Um Gotteswillen, was machen Sie?" stieß der Mann hervor, in dem wir jetzt auf den ersten Blick den Vikarius erkennen, obwohl er einen Hut trägt, den wir sonst nicht an ihm gewohnt sind. Wahrscheinlich hatte er ihn von seiner letzten Reise mitgebracht. „Der Lichtschimmer muß uns verrathen."

„Wollen Sie denn das Geld im Finstern finden?" höhnte die Frau. „Er trägt es ja auf dem bloßen Leibe. Aber Ihre Angst läßt Sie nicht einmal sehen, daß die Fenster dicht verhüllt sind. Auf, Mann! Und zittern Sie nicht so! Man sollte meinen, es sey das erste Mal, daß Sie sich fremdes Gut aneignen."

Der Vikarius nahm sich gewaltsam zusammen. Er griff

in die Brusttasche und zog eine Flasche hervor, aus der er einen tiefen Zug that. Jetzt kehrte die Röthe auf seine Wangen zurück.

Die Frau schritt voran, mit dem Lichte in der Hand.

„Halt, noch Eins,“ sprach der Vikarius mit einer immer noch unsichern Stimme. „Was fangen wir an, wenn der Bürgermeister erwachen sollte? In diesem Falle wären wir verloren, denn er müßte uns auf den ersten Blick erkennen.“

„Er wird nicht erwachen,“ erwiederte das Weib in entschiedenem Tone. „Ich hab' ihm soviel Opium gegeben, daß es für Zweie genug gewesen wäre. Sollte aber das fast Unmögliche eintreffen und er uns sehen, dann sind nicht wir verloren, sondern er ist es. Wozu habe ich Ihnen denn das Messer gebracht? Mann, ich wollte, ich hätte einen Andern zu meinem Compagnon gemacht! Wenn Etwas uns verräth, so ist es Ihre Feigheit. Nehmen Sie noch einen tüchtigen Schluck, daß Ihre Lebensgeister erwachen; sonst versagt Ihnen am Ende die Hand den Dienst.“

Der Vikarius that, wie ihm geheißen worden war. Nochmals führte er die Flasche an den Mund und that einen langen und tiefen Zug. Dann bot er die Flasche seiner Begleiterin, aber diese schüttelte höhnend den Kopf. Sie brauchte keinen künstlichen Muth!

Jetzt betraten sie das Schlafzimmer des Bürgermeisters. Seine Augen waren fest geschlossen. Sie zuckten nicht, als das Licht voll auf sie fiel.

„Schnell, ziehen Sie ihm die Kleider ab,“ sagte die Wittwe.

„Vor Ihnen?“ erwiederte der Vikar mit einem wüsten Lächeln.

„Vor mir," versetzte das Weib mit fester Stimme. „Jetzt ist keine Zeit zu dummen Ziererеien, und ich gehöre nicht unter die Weiber, welche in Ohnmacht fallen, wenn sie einen entblößten Körper sehen. Vorwärts, ich helfe Ihnen."

Sie gingen nun Beide rüstig an's Werk, aber sie konnten nur langsam vorwärts kommen, denn sie durften es nicht wagen, ihn umzukehren oder überhaupt unsanft anzugreifen, aus Besorgniß ihn zu wecken.

„Warum muß der Mensch auch seinen Schatz auf dem bloßen Leibe tragen!" flüsterte jetzt das Weib, vor Aufregung zitternd. „Nehmen Sie Ihr Messer und schneiden Sie die Kleider durch. Geradezu einen Riß von oben bis unten."

Der Vikarius zog das Dolchmesser, welches die Wittwe von Littlefalls mitgebracht hatte und schnitt die Kleider durch. Plötzlich aber, sey es weil seine Hand aus Feigheit zitterte, oder weil dem Messer irgend ein Hinderniß, ein Knopf oder dergleichen, entgegentrat, oder auch weil der Körper des Schlafenden sich unwillkürlich bewegte, — plötzlich glitt das Messer aus und ritzte dem Bürgermeister die Haut so tief, daß das helle Blut herausspritzte.

„Herr Gott im Himmel!" schrie der Vikar zurückfahrend und mit lautem Aufkreischen.

In demselben Augenblicke öffneten sich die Augen des Schlafenden. Der Schmerz der Wunde und der laute Ruf hatten ihn erweckt. Verwundert, erstaunt, entsetzt schaute er um sich. Vor ihm stand die Wittwe, an seinen Kleidern reißend, neben dieser der Vikarius mit dem blutgetränkten Messer! War es ein Gespenst, was er sah, oder war es die nackte Wirklichkeit? Er wollte sich aufrichten, um besser zu sehen; aber die

Wunde schmerzte ihn und unwillkürlich fuhr seine Hand darnach. Er zog sie zurück, in Blut gebadet. Jetzt kam er zum vollkommenen Bewußtseyn.

„Karoline," rief er, indem eine Todesblässe sein Gesicht überzog. Er sank zurück, wie wenn ihn der Schlag getroffen hätte.

„Schnell das Halstuch," zischte die Wittwe.

Der Vikar zog es hervor — es war dasselbe, das Frau Karoline aus dem Stübchen Christians entwendet hatte — sie riß es ihm aus den Händen und schlang es dem Bürgermeister um den Hals.

„Ziehen Sie," flüsterte sie mit heißerer Stimme. „Hurtig, ehe er wieder erwacht."

„Um Gottes Willen, Sie werden ihn doch nicht erwürgen wollen?" stöhnte der Vikar. „Ha, er kommt wieder zu sich."

In der That war es so. Der Bürgermeister war wohl von dem geistigen Schlage, der ihn getroffen, als er die Wittwe mit ihrem Verbündeten erkannte und auch die Absicht dieses Paares nicht mißkennen konnte, betäubt geworden, aber er war nicht ohnmächtig. Auch hatte zwar die Wittwe das Halstuch bereits fest um seinen Hals gezogen und einen mächtigen Knoten gebildet, aber ihre Hand war doch zu schwach gewesen, ihm den Athem zu entziehen. So kam er wirklich wieder zu sich und versuchte es aufzuspringen. Das Weib warf sich auf ihn, und suchte ihn niederzuhalten.

„Ausgeburt der Hölle!" stöhnte der Unglückliche. „Ihr Teufel in Menschengestalt!"

„Feiger Hund," zischte das Weib dem Vikarius zu.

„Brauche doch dein Messer. Willst du denn dich selbst dem Galgen überliefern?"

„Ich kann nicht," flüsterte der Vikar bebend. „Ich habe noch Niemand ermordet."

„So willst du dich morgen als Dieb festsetzen und in's Zuchthaus sperren lassen," erwiederte das Weib mit keuchender Stimme, denn der Bürgermeister fing an die Oberhand zu gewinnen. „Mach' die Augen zu, wenn du kein Blut sehen kannst; aber stoß zu oder wir sind verloren."

„So fahr zur Hölle!" schrie der Vikar und holte mit dem Dolchmesser tief aus. Tief drang dasselbe in den Körper des Bürgermeisters und ohne einen Schmerzenslaut sank er zurück. Die Augen waren zum Tode geschlossen.

Alles dieses war das Werk eines Augenblicks gewesen. Nun standen das Weib und der Mann vor ihrem Schlachtopfer, er mit weithervorquellenden Augen, sie mit kaltem ruhigem Blicke!

„Was beginnen wir mit dem Leichnam?" flüsterte er.

Sie gab ihm keine Antwort, sondern schritt rasch auf den Todten zu, riß ihm die Kleider vollends herunter und bemächtigte sich einer Gurte, die derselbe auf dem Leibe unter dem Hemde befestigt hatte. Um diese hervorzuziehen, mußte sie den leblosen Körper halb aufrichten, und sie that es ohne Schauder, ohne Zittern. Jetzt kam aber auch Leben in den Vikarius. Seine Augen fingen an zu leuchten, und seine Hände griffen krampfhaft nach der Gurte.

„Gold, Gold!" flüsterte er mit triumphirendem Lächeln. „Nichts als Gold und Werthpapiere!"

Das Weib sah ihn verächtlich an. „Kein Zoll von einem

Mann," murmelte sie. „Nichts als ein feiger, schuftiger, ehrloser Dieb!" — „Macht schnell," fügte sie dann laut hinzu. „Die Kleider abgestreift und die Gurte um den Leib geschnallt. Kommen Sie, ich will Ihnen helfen. Wir haben nun keine Minute Zeit mehr zu verlieren."

Sie griff rasch zu und war ihm behülflich, die schwere Gurte auf dem bloßen Leibe festzuschnallen. „So," sagte sie. „Nun die Handschuhe her. Wirf sie hier unter die Bettlade. Es muß aussehen, als ob sie zufällig verloren gegangen wären. Gut! das Halstuch, das Messer und die Handschuhe werden hinlänglich Zeugniß ablegen, wer den Mord begangen hat. Und nun Mann, nehmen Sie sich zusammen. Legen Sie sich ruhig in ihr Bett und thun Sie, als hätten Sie dasselbe heute Nacht gar nicht verlassen. In einer Viertelstunde mache ich Lärm, dann stürzen Sie heraus und geben den Leuten die Richtung an, in welcher der Dieb und Mörder entflohen. Man wird nicht verfehlen, den Christian, der sich auf dem Wege hierher befindet, zu treffen und einzubringen. Wir beschuldigen ihn geradezu der That und die bei der Leiche gefundenen Gegenstände werden unsere Aussage bestätigen. Dann halten Sie eine donnernde Strafrede, rufen den Zorn Gottes auf den fluchwürdigen Mörder herab, und schütteln den Staub von Ihren Füßen. In zwei Stunden treffen wir uns an dem bezeichneten Orte und dann fort, was das Pferd laufen kann, nach Bellowsprings, wo wir uns auf das nächste Dampfboot einschiffen. Fort nun, schnell und leise. Und vergessen Sie nicht, Ihre blutigen Hände zu waschen und das Wasser auszugießen."

Ruhig kalt und gemessen gab sie ihre Befehle. Es war, als ob ein ergrauter Feldherr seine Schlachtanordnungen träfe.

Und doch war es ein junges, üppiges Weib, das so sprach, ein Weib, das noch vor wenigen Stunden nichts als Liebe zu athmen schien, ein Weib, auf dessen Gesicht Gott den Stempel der Sanftmuth gedrückt hatte, ein Weib, das nur dazu geschaffen schien, durch den Zauber seiner Anmuth zu beglücken, zu beseeligen! Also muß das Bild des ersten gefallenen Engels geschaut haben!

Der Vikar eilte seiner Wohnung hinter der Kirche zu; das Weib aber verlor keine Zeit, seine letzten Anordnungen zu treffen. Den entseelten Körper ließ sie in der Lage, in welcher ihn der Mordstahl getroffen hatte: „das Messer blieb in der Wunde stecken, das seidene Tuch schlang sich fest um den Hals, die Blutlache gerann auf dem Boden.“ Nur unterließ sie nicht, die Taschen des Todten zu leeren und das Werthvollste davon zu sich zu stecken und unter ihren Kleidern zu verbergen. Dann verließ sie das Zimmer, wo der Mord begangen wurde, von dem Blute auf dem Boden nur so viel in der hohlen Hand auffassend, um bis an das eine der Fenster in der Wohnstube einzelne Tropfen fallen lassen zu können. Es sollte den Anschein haben, als ob sich der Mörder durch dieses Fenster zurückgezogen habe, wie er denn auch durch dasselbe in das Haus eingedrungen seyn mochte. Nunmehr wusch auch sie sich die Hände und vertilgte jede Spur, die etwa an ihr zum Verräther hätte werden können. Dann zog sie sich das Oberkleid ab, und versetzte sich in ein tiefes Negligé, als ob sie eben erst dem Bette entstiegen wäre und nur geschwind ein Unterkleid um sich geworfen hätte. Jetzt löschte sie das Licht, entfernte dann die Teppiche, welche sie über die beiden Fenster gehängt hatte, um keinen Lichtstrahl hinausdringen zu lassen, und öff-

nete das eine Fenster, zu welchem die Blutspuren hinführten. Nunmehr erst, als Alles zu ihrer Zufriedenheit vollendet war, erhob sie den grausigen Ruf: „Diebe, Diebe, Mörder! Mörder!" und mit aufgelösten Haaren, mit halboffenem Busen, die nackten Füße blos in Pantoffeln gesteckt, sprang sie zum Hause hinaus.

Schaurig klang der grausige Ruf durch die Nacht und erweckte die Schläfer unter den Zelten. Am schaurigsten klang er für Eine, die nicht schlief, sondern bei der kranken Frau Agathe wachte. Ein Stich ging dieser durch's Herz, als ob es von einem Pfeile durchbohrt wäre.

„Mörder, Mörder, der Bürgermeister ist ermordet!" erklang's abermals, und fuhr donnernd über die Schläfer hin.

„Mein Vater, mein Vater!" kreischte entsetzt die Tochter des Ermordeten.

In einem Momente hatten sich alle Colonisten erhoben.

„Wo? Wer?" schrie Alles bunt durcheinander, und stürzte sich dem Mordhause zu. Allen vorweg flog Pauline.

Jetzt sprang auch der Vikar aus der Kirche herbei. Er hatte nur einen Rock über seine Unterkleider geworfen, der seine Blöse kaum barg. Auch ihn schien der Schreckensruf aus dem Schlafe erweckt zu haben.

„Hier ist er hinausgesprungen," schrie er, „dort dem Walde zu, ich habe ihn ganz deutlich gesehen."

Eben fingen die Wolken an sich zu färben, wie immer wenn die Sonne im Aufgehen begriffen ist. Noch war es nicht Tag, aber es herrschte bereits jenes Halbdunkel, das dem Tage voranzugehen pflegt und in welchem man die Gegenstände zur Noth zu unterscheiden vermag.

Nun stürzten sie in's Haus. Es wurde Licht gemacht, um genauer sehen zu können. Da lag der Bürgermeister in seinem Blute. Die Kleider waren ihm halb vom Leibe gerissen. Das Messer steckte ihm in der Brust.

„Mein Vater, mein armer Vater," schrie Pauline und stürzte sich über den todten Körper. Ein Thränenstrom erschütterte krampfhaft ihren Körper, zugleich Schmerz und Erleichterung des Schmerzes bringend.

„Wer war's? Wer ist der Mörder? Wohin ist er entflohen?" schrieen die Colonisten zusammen. Zorn, Schmerz und Wuth mischten sich zu einem entsetzlichen Chor.

„Ich erwachte vor einer Minute," sprach Frau Karoline, an die jene Fragen gerichtet waren, weil sie allein außer dem Bürgermeister im Hause geschlafen hatte. „Ein sonderbares Geräusch drang in meine Ohren. Es war wie das Röcheln eines Sterbenden. Ich sprang aus meinem Bette, wie Ihr mich hier seht, und nun sah ich noch, so weit ich im Halbdunkel unterscheiden konnte, wie ein Mann sich durch jenes offene Fenster drückte und dann in der Ferne verschwand. Wie ich nun in die Kammer des Bürgermeisters drang, lag dieser da, wie Ihr ihn jetzt sehet."

„Wie sah der Mörder aus?" schrieen die Leute. „Habt Ihr ihn nicht erkannt?"

„Seine Gestalt kam mir bekannt vor," erwiederte die Wittwe zögernd, als scheue sie sich das Wort auszusprechen. „Er sah gerade aus, wie Christian Rau, aber ich kann mich im Halbdunkel getäuscht haben."

Pauline hatte bisher über der Leiche ihres Vaters gelegen. Sie hielt ihn krampfhaft umschlossen. Jetzt hörte sie den Na=

men „Christian Rau.“ Sie hatte nicht genau verstanden, was die Wittwe sagte, aber sie fühlte die Beschuldigung, die man auf ihren Geliebten häufte.

„Lügnerin, elende, erbärmliche Lügnerin,“ rief sie aufspringend und sich vor die erbleichende Wittwe stellend. „Glaubt's dem buhlerischen Weibe nicht. Wie könnte Christian solcher That fähig seyn? Wer wagt es, ihn auch nur des Gedankens an ein solches Verbrechen für fähig zu halten?“

„Er war es,“ unterbrach sie die Stimme des Vikars. „Der Satan schreitet einher, wie ein brüllender Löwe. Meine linke Hand wollt' ich drum geben, wenn diese ruchlose That nicht geschehen wäre, aber meine eigene Augen haben ihn erblickt; es war Christian Rau, der den Mord beging.“

„Seht hier das Messer, das in der Wunde steckt,“ schrie jetzt ein Anderer. „Es ist Christians Messer. Oft genug hab' ich es bei ihm gesehen, als er noch bei uns auf der Colonie war.“

„Und hier sind seine Handschuhe,“ rief ein Dritter. „Es kann keine Täuschung obwalten.“

„Und das ist sein Halstuch, das er dem Bürgermeister um den Hals geknüpft hat,“ schrie eines der Weiber. „Erkennst du's nicht Pauline? Du hast's ihm ja selbst gegeben.“

„Und wenn die ganze Welt gegen ihn zeugt, so ist er's nicht gewesen,“ schluchzte Pauline, von neuem an der Leiche ihres Vaters niedersinkend.

„Wehe, wehe, dreimal Wehe!“ erklangs feierlich aus dem Munde des Vikars. „Der Sohn hat den Vater erschlagen. Die Tage des letzten Gerichts sind vor der Thüre.“

„Ihm nach!“ riefen einige der Männer. „Er kann noch nicht

weit seyn, wir müssen ihn noch einholen. Dem Walde zu ist er gesprungen, sagte der Vikar."

Die Männer eilten mit lautem Geschrei davon und ließen den Vikar mit den Weibern bei der Leiche zurück. Auch der Vikar wollte sich jetzt leise bei Seite machen, da entstand unter den Weibern ein neues Geschrei. Ferdinand und der Doktor waren angekommen. Nunmehr mußte der Vikar bleiben, um kein Aufsehen zu erregen.

Daß der Doktor mit dem Ferdinand erst am frühen Morgen, statt schon am Abend zuvor auf Germania ankam, hatte seinen guten Grund, und Niemand anders trug die Schuld, als der berühmte Baumeister, genannt Josua Schneider.

Als nämlich dieses würdige Individuum Littlefalls zueilte, um den Auftrag der Frau Karoline, für den er so splendid bezahlt worden war, zu vollführen, sah er schon von weiter Ferne das Gefährt des Doktors auf sich zukommen. „Teufel," dachte der Baumeister, „ich soll es verhindern, daß der Doktor mit dem Ferdinand heute Nacht auf Germania zubringen, und hier eilen sie der Colonie zu, und werden dort eintreffen, ehe die Sonne ganz untergegangen!" Er blieb stehen und dachte eine Zeitlang nach, allein sein schöpferisches Gehirn erfand bald einen Ausweg. So setzte er sich denn hart an ein Gebüsch, an welchem, wie er wußte, die Reisenden vorbei fahren mußten. Er blieb ganz ruhig, bis das Gefährt des Doktors so in der Nähe war, daß er von diesen erkannt und sogar gehört werden konnte. Nunmehr fing er aber auf's kläglichste zu stöhnen an. Er beugte sich weit vor und hielt sich die

Seite mit beiden Händen. Seine Augen waren geschlossen und sein Gesicht verzog sich, wie im herbsten Schmerze.

„Hörst du Nichts, Doktor," rief Ferdinand, als sie ganz nahe gekommen waren. „Es klang gerade wie das Gestöhne eines Menschen, der schwer leidet."

„Ja, und hier sitzt der Leidende," erwiederte der Doktor. „Bei Gott, es ist der Baumeister. Was zum Kuckuck hat denn dieser?"

Sie hielten und stiegen ab. Der Baumeister schien sie nicht zu kennen, denn er krümmte sich so vor Schmerz, daß er die ganze Außenwelt darüber vergaß.

„Was ist Ihnen, Herr?" fragte der Doktor. „Wo schmerzt Sie's?"

„Ach, ach, oh, oh!" war die ganze Antwort.

Der Doktor griff nach der Hand des Patienten, um den Puls zu fühlen, und in der That ging dieser nicht ganz regelmäßig, denn der ehrliche Josua Schneider hielt schon seit einer Minute den Athem gewaltsam an sich.

„Ich glaube, ich habe Gift im Leibe," seufzte endlich der Baumeister. „Es brennt mich in meinen Eingeweiden, als ob die Hölle drin säße. Oh, oh!"

„Glauben Sie, Sie können es aushalten bis nach Germania?" fragte wieder der Doktor. „Ich denke, es ist das Beste, wir nehmen Sie in unserem Wägelchen dahin."

Aber der Kranke schüttelte mit dem Kopfe und winselte wo möglich noch kläglicher.

„Ferdinand," sagte nun endlich der Doktor, „hier ist nichts zu machen, als den armen Burschen nach Littlefalls zurückzuführen. Nach Germania ist's zu weit, auch habe ich

meinen Medicamentenkasten in Littlefalls. Im Ganzen werden wir nicht viel länger als eine Stunde Aufenthalt haben."

Es schien in der That kein anderer Ausweg möglich, wenn man die Menschlichkeit obwalten lassen wollte. So hoben sie denn den Baumeister auf, drehten dann das Gefährt und fuhren dem Orte wieder zu, den sie erst vor etwas mehr als einer halben Stunde verlassen hatten. Sonderbar aber, je mehr sie sich Littlefalls näherten, um so mehr besserte sich der Zustand des Patienten.

Jetzt waren sie vor der Grocerie angekommen. „Ich denke, Sie fühlen sich bedeutend besser," sagte der Doktor schnell vom Wägelchen springend, „ich will Ihnen nun ein kleines Brechmittel präpariren. Das wird die Sache vollends in Ordnung bringen."

Er eilte die Treppen hinauf und Ferdinand folgte ihm auf dem Fuße, um noch ein paar Worte mit Christian zu wechseln. Langsam stieg nun auch der Patient vom Wagen, schaute sich um, machte sich eine Zeitlang am Pferde vorn zu schaffen, so daß dieses sich aufbäumte und ausschlug, und trat dann in die Grocerie, nicht aber, um sich klagend und jammernd hin zu setzen, sondern einfach um einen Schluck Whiskey zu nehmen. Gerade schenkte er sich das zweite Glas voll, als der Doktor mit seiner Mixtur herab kam.

„Seid Ihr verrückt, Mensch?" rief dieser. „Der Whiskey kann Euch den Tod bringen."

„Calculire," erwiederte der Baumeister kaltblütig, „wird's gerade so gut thun, als Euer Rhabarber. Mächtig gutes Arzneimittel, der Branntwein! Setze voraus, ein drittes Glas wird mich vollends ganz kuriren."

Der Doktor sagte kein Wort mehr, sondern drehte sich auf den Absätzen herum und bestieg seinen Wagen, wohin ihm gleich darauf Ferdinand folgte. Sie fuhren abermals Germania zu.

„Der Schlingel hat uns zum Besten gehabt," sagte der Doktor. „Er war gar nie krank; wahrscheinlich wollte er blos nach Littlefalls gefahren seyn, um den Weg nicht zu Fuß machen zu müssen. Das soll mir eine Warnung für die Zukunft seyn, wenn einmal wieder solch' ein Landstreicher meine Hülfe in Anspruch nimmt."

Sie eilten rasch vorwärts, um die verlorene Zeit wieder einzubringen; allein kaum waren sie ein Paar hundert Schritte weit gefahren, so fing das Pferd an zu hinken und je weiter sie fuhren, um so bedenklicher schonte der Gaul seinen Fuß. Sie stiegen ab und untersuchten die Sache. Das Pferd mußte sich schwer verletzt haben, denn am hinteren linken Fuße war die Fessel wie mit einem scharfen Instrumente geschnitten. Natürlich blieb nun nichts übrig, als Schritt für Schritt vorwärts zu fahren. Ja am Ende mußten sie das Pferd ganz stehen lassen, da es nicht mehr weiter konnte. Sie machten sich nun zu Fuße nach Germania auf, um von da wo möglich Hülfe zu holen.

„Kapitalstreich, das!" lachte Josua Schneider, als der Doktor abgefahren war. „Ist wohl seine zehn Thaler werth! Wird ein schiefes Gesicht schneiden, wenn er den Putzen merkt. Werd' mich aber vor ihm künftig in Acht nehmen müssen!" — „Christian Rau hier in der Nähe?" fuhr er dann gegen den Grocer gewandt fort.

„Was willst du von mir?" antwortete Christian Rau

selbst. Denn dieser trat eben von dem Vorplatz, auf dem er noch mit Ferdinand gesprochen, in die Grocerie.

„Brief abgeben," versetzte der Baumeister mit seiner gewöhnlichen lakonischen Kürze.

Christian nahm den an ihn gerichteten Zettel in Empfang und ein freudiges Erröthen machte sich auf seinem Gesichte Platz, als er den Inhalt desselben las. Allein bald veränderte sich dieser Ausdruck wieder, nachdem er den Inhalt genauer geprüft hatte. Er besah bald das Schreiben, bald den Ueberbringer und konnte sich offenbar nicht Beides zusammenreimen. Wie kam Pauline zu diesem Briefträger? Oder war der Brief vielleicht gar nicht von Paulinen? Er kannte ja ihre Handschrift nicht!

„Von wem hast du diesen Brief?" frug Christian, seine Augen streng auf den Baumeister richtend. Aber dieser war nicht der Mann, durch einen Blick in Verlegenheit zu kommen.

„Frauenzimmer, denke ich," war die kurze Antwort.

„Kennst du die Briefschreiberin?" fuhr Christian fort zu inquiriren.

„Schätze wohl, ich thu's," versetzte der Inquisit lächelnd. „Baumeister auf Germania!"

„Also du bist dieses Individuum?" sagte nun Christian, den Mann verwundert betrachtend. „Ich habe von dir gehört."

Es wollte ihn doch schmerzlich berühren, daß dieser Mensch seine Stelle vertreten sollte! aber er hatte nunmehr keine Zeit, solchen Grübeleien nachzuhängen. Pauline schrieb ihm, unverzüglich nach Germania zu kommen, damit er dort in aller Frühe eintreffe. Er konnte sich keinen Grund denken,

warum er auf diese Art berufen wurde; allein eben so wenig war ihm eine Ursache einleuchtend, warum die Einladung nicht ächt seyn sollte. Gerade wollte er sich nochmals an den sonderbaren Boten wenden, um diesen näher auszufragen, als er sah, daß dieser die Grocerie bereits verlassen habe und mit mächtigen Schritten wieder Germania zueile. So beschloß er denn, der Einladung Folge zu leisten, möge nun der Brief von Paulinen herrühren oder nicht. „Ist der Brief unächt, und haben sie mir nur eine Falle bereitet," sagte er zu sich selbst, „um mich vielleicht beim Bürgermeister wegen meiner Aufdringlichkeit noch mehr anzuschwärzen, so muß ich's über mich ergehen lassen; umgekehrt aber, wenn der Brief ächt ist, würde ich es mir nie verzeihen, dem Rufe Paulinens nicht entsprochen zu haben." — So ging er denn zum alten Farmer, um Jemanden zu bitten, heute Nacht für ihn bei dem kranken Peddler zu wachen. Dann begab er sich auf sein Zimmer, um sich anders anzukleiden, und verwunderte sich nicht wenig, daß er seine Handschuhe und sein Halstuch nicht finden konnte, obgleich er gewiß wußte, daß er beides noch vor wenigen Tagen in den Händen gehabt habe. All' sein Suchen war jedoch vergeblich. So machte er sich denn auf den Weg, nachdem die Sonne längst hinab war.

Er schritt rüstig vorwärts, allein die Nacht war dunkel und von einem eigentlichen Wege keine Rede. Er kam daher nicht so schnell vorwärts, um noch vorher in Germania einzutreffen, ehe die ersten Morgenstrahlen hervorbrachen. Manchmal war es ihm, besonders je näher er zu der Colonie kam, als höre er ein Paar in nicht allzuweiter Entfernung vor ihm sich mit einander unterhalten; ja es dünkte ihn sogar einmal,

es gehören diese Stimmen dem Doktor und dem Ferdinand an; allein diese Beiden waren ja fast eine Stunde vor ihm abgegangen und gefahren. Wie konnte also er sie einholen, da er doch zu Fuße ging? Jetzt war er ganz nahe bei Germania. Was sollte dieß furchtbare Geschrei bedeuten, das sich plötzlich von da her erhob? Er eilte vorwärts, so schnell ihn seine Füße trugen? War Feuer ausgebrochen? Er konnte keines sehen. War vielleicht Jemand verunglückt? Sollte gar Pauline . . .? Er mochte nicht weiter denken! Jetzt eilten ihm Leute entgegen. Mit mächtigem Geschrei rannten diese gerade auf ihn zu.

„Was gibt es?“ rief Christian. „Ist Jemanden ein Unglück passirt?“

„Da ist er!“ schrieen die Männer ihm entgegen, die von Germania fortgeeilt waren, um den Mörder des Bürgermeisters zu fahen. „Hurrah, auf ihn, den Mörder!“

Die fünf oder sechs Männer stürzten nun über ihn her, rissen ihn mit einem Ruck zu Boden und fesselten ihm die Hände mit starken Stricken. Er wußte nicht, wie ihm geschah.

„Seid Ihr wahnsinnig, Ihr Leute?“ rief er endlich, sich fassend und sie einzeln beim Namen nennend. „Was habt Ihr denn mit mir vor? Oder sagt mir wenigstens, was vorgegangen ist?“

Die Männer nahmen jedoch keine Notiz von seinen Fragen, sondern schleppten ihn vorwärts, so schnell sie nur konnten. Sie waren in wenigen Minuten an Ort und Stelle.

„Wir haben ihn,“ schrie Einer, der vorauseilte. „Wir haben ihn. Der Mörder ist gefangen!“

„Da ist er,“ schrien die Weiber, die in Germania zu=

rückgeblieben waren und eben aus dem Hause des Bürgermeisters heraustraten. „Da ist der grausige Mörder! Fesselt ihn, daß er uns und unsere Kinder nicht auch umbringe."

Sie umringten ihn Alle. Sie schrieen auf ihn hinein, sie zerrten an ihm, sie rissen an ihm! Er wußte fast nichts mehr von sich, er war nahe daran, wahnsinnig zu werden!

Jetzt flog ein bleiches Mädchen herbei. Ihre aufgelösten Haare flatterten im Winde. „Christian, Christian!" rief sie, wild aufkreischend und sich dem gefesselten Manne an den Hals werfend. „Sie haben meinen Vater ermordet und sagen nun, du seiest der Mörder. Oh, die Teufel in Menschengestalt, die gräulichen, schrecklichen Mörder!"

Sie hing sich an ihn, als wollte sie ihn nie mehr loslassen. Man mußte sie mit Gewalt von ihm trennen! Dann legten sie sie auf den Boden, und einige der Weiber standen ihr zur Seite, denn eine tiefe Ohnmacht hatte sie umfangen.

„Kommt," rief Einer aus dem großen Haufen, „wir wollen Gericht über den Mörder halten. Die Amerikaner machen es auch so, und hängen Jeden auf der Stelle, wo er sein Verbrechen begangen hat."

Nunmehr erst kam Christian zum Bewußtseyn, dessen was man ihm vorwarf! Nunmehr erst ward ihm klar, was auf Germania vorgefallen sei!

„Ihr seid wahnsinnig," wandte er sich abermals an die wuthentbrannte Menge. „Ihr seid rein toll. Wie kann denn ich den Bürgermeister ermordet haben, der ich gerade von Littlefalls komme? Ihr bürdet mir ja eine pure Unmöglichkeit auf!"

„Oh, verleg' dich nur auf's Läugnen!" schrie Einer.

„Es steht dir gut an, wo man doch deine Handschuhe, dein Halstuch und dein Messer bei der Leiche gefunden hat!"

„Wir wollen kurzen Prozeß machen," riefen ein paar Andere. „Wir hängen ihn an den nächsten besten Baum."

„Nein," schrie ein Dritter, „wir wollen unpartheiisch und gerecht verfahren. Darum laßt uns den Gefangenen vor den Vikar führen, der soll über ihn richten, nachdem er seine Vertheidigung gehört hat. Der versteht jedenfalls so viel vom Recht, als irgend ein Friedensrichter hier."

Sie ergriffen nun den unseligen jungen Mann und schleppten ihn zur Kirche vor die Wohnung des Vikars, um ihn von diesem standrechtlich verurtheilen zu lassen.

Während dieß außen vorging, begab sich im Innern des Hauses, wo der Ermordete lag, und in welches so eben der Doktor mit Ferdinand getreten waren, eine ganz andere Scene.

Ferdinand hatte sich neben seiner Schwester niedergeworfen und konnte es kaum fassen, daß das, was er sah, Wirklichkeit seyn sollte. Der, den er gestern in voller Manneskraft verlassen hatte, lag hier entseelt vor ihm, das Messer in der Brust! Oft war ihm früher der Vater zu herrisch, zu durchgreifend, zu gewaltthätig vorgekommen, aber jetzt gedachte er blos der Liebe, mit der ihn der Ermordete von jeher überhäuft hatte! Und gerade diese Nacht mußte er abwesend seyn! Wäre er gestern Abend noch in Germania eingetroffen, so hätte der Mord gar nicht vorfallen können; denn er hätte dann ja das Schlafzimmer mit seinem Vater getheilt! Dieser Gedanke war es, der ihn überwältigte, und fast zur Tollheit trieb.

Ganz anders benahm sich der Doktor. Dieser schritt auf den Ermordeten zu, ohne nur einen Augenblick seine Besonnen-

heit zu verlieren, obgleich der erste Schreck über die Gräuelthat ihn mächtig erschüttert hatte. Die Weiber machten ihm Platz, daß er freien Raum vor dem Todten gewann. Zuerst entfernte er das Halstuch, das so fest um den Hals gezogen war, daß er es aufschneiden mußte. Er wollte sich nicht lange mit dem Lösen des Knotens aufhalten. Nun zog er das Messer aus der Wunde und augenblicklich strömte schwarzes Blut nach.

„Wasser und Leintücher," befahl er. Und augenblicklich sprang eine der Frauen nach einem offenen Koffer, in welchem die Leinwand des Bürgermeisters lag. Eine andere brachte ein Gefäß mit Wasser herbei.

Nun ergriff der Doktor seine Sonde und steckte sie in die Wunde. Einen Zoll tief fand er Widerstand. Ein eigenthümlicher Schatten flog über sein Gesicht.

„Halten Sie Ihre Hand hier über der Wunde," sagte er zum Vikarius, „und pressen Sie darauf, so stark Sie können."

Doch der Vikar war wie auf die Stelle gebannt. „Ich kann nicht," erwiederte er schaudernd.

„Erbärmliche Memme!" zischte eine Stimme hinter dem Doktor und Frau Karoline drängte sich vor, um den verlangten Dienst zu leisten. Doch bereits war Ferdinand aus seinem starren Schmerze erwacht und hatte gethan, was der Doktor verlangt hatte. Nunmehr machte dieser einen Verband zurecht und augenblicklich gelang es ihm, das Blut zu stillen. Wiederum flog jener eigenthümliche Schatten von vorhin über sein Gesicht.

Frau Karoline bewachte jeden Blick, jede Miene des Doktors. Sie war todesblaß geworden. „Glauben Sie denn, daß der Mann noch lebt?" flüsterte sie kaum hörbar. „Es ist

unmöglich, er hat zu viel Blut verloren und seine Augen sind schon gebrochen."

Der Doktor gab ihr keine Antwort, sondern befahl Allen, außer ihm und dem Sohne des Ermordeten, das Zimmer zu verlassen.

„Auch ich soll gehen?" flüsterte die Wittwe abermals, indem ihre Züge sich verzerrten.

„Auch Sie," erwiederte der Doktor streng.

Alle verließen das Zimmer. Auch Pauline ward hinausgeführt, denn man wollte sie aus dem Bereich des erschütternden Anblicks bringen. Es war gerade im Momente, wo die Männer den Christian Rau gefesselt eingebracht hatten. Die Weiber stürzten dem vermeintlichen Mörder entgegen. Frau Karoline aber hielt sich hart hinter dem Vikar.

„Eilen Sie," flüsterte sie diesem zu. „Bringen Sie Ihre Sachen auf Ihr Gefährt, und folgen Sie mir so schnell als möglich. Sie treffen mich am bekannten Orte. Jede Minute Verzug bringt Gefahr." — „Sehen Sie sich nicht um, Mann," setzte sie hastig hinzu, als der erschreckte Vikar sich nach ihr drehen wollte. „Thun Sie, als gehe ich und dieß Alles Sie gar nichts an. Nur machen Sie, daß Sie fortkommen."

Rasch wandte sie sich auf die entgegengesetzte Seite, und verschwand in ihrem Zimmer, während der Vikar seiner Wohnung zuschritt.

Aber nicht blos die Wittwe war den Blicken und Worten des Doktors mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt; auch Ferdinand hing an seinen Augen, an seinen Mienen.

„Glaubst du, es sei Hoffnung vorhanden?" flüsterte der Sohn, das Muskelspiel des Doktors ängstlich bewachend.

Auch ihm gab der Doktor keine Antwort; aber er warf ihm einen freundlichen, ermuthigenden Blick zu. Der Verband war fertig und der Bürgermeister zu Bette gebracht. Der Doktor hielt seine Hand und lauschte lange und aufmerksam, ob er keinen Pulsschlag fühlen könne. Er schüttelte mit dem Kopfe, denn auch nicht die leiseste Bewegung konnte er verspüren. Nunmehr machte er einen kleinen Einschnitt in das Kopfkissen und zog eine weiche Feder hervor. Er hielt sie dem Ermordeten vor den Mund. Sie bewegte sich leise, aber regelmäßig. Ein Lufthauch aus dem Munde des Bürgermeisters war es, der sie in Bewegung setzte.

„Siehst du es, Ferdinand?" rief nun der Doktor freudig. „Er lebt, und mit Gottes Hülfe gedenke ich ihn zu retten."

„Gott sei gepriesen!" jauchzte der Sohn, als er deutlich die Bewegung der Flaumfeder bemerkte, als er die beruhigenden Worte des Doktors hörte. Er fiel auf seine Kniee nieder und schickte ein Dankgebet gen Himmel. „Aber nun muß ich es meiner Schwester verkünden," rief er aufspringend und rasch der Thüre zueilend.

„Halt," rief der Doktor, horchend. „Hörst du das Geschrei? Haben sie vielleicht den Mörder gefangen? Ist mir's doch, als hätte ich bei meinem Eintritt schon Etwas davon gehört! Doch war ich zu sehr mit deinem Vater beschäftigt, als daß ich der Rede Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Hörst du's wieder? Sie kommen vielleicht mit ihm hieher. Das darf nicht seyn, unter keiner Bedingung. Dein Vater wird in kurzer Zeit zu sich kommen. Es ist kein edler Theil in ihm verletzt. Das Messer ist an der untern Rippe abgeglitten und nur in's Fleisch, nicht in die Lunge gedrungen. So ist es nur der große Blut=

verlust und die Heftigkeit der Erschütterung gewesen, die ihn wie todt niederstreckte. Aber nunmehr müssen wir vorsichtig seyn. Die geringste Aufregung könnte ihm den Tod bringen, während ich im andern Fall für sein Leben stehe. Darum darf Niemand hier herein, als wem ich's erlaube. Niemand darf mit deinem Vater reden, auch wenn er wieder bei sich ist, als wem ich's gestatte. Nun gehe und bringe die Wüthenden zur Ruhe."

Ferdinand eilte hinaus. Er kam gerade dazu, wie die Colonisten, Männer, Weiber und Kinder den gefangenen Christian in die Kirche schleppten und den Vikar aufforderten, Gericht über ihn zu halten. Christian stand todesblaß, seiner selbst kaum bewußt, in ihrer Mitte, die Hände gefesselt, den Kopf gesenkt. Der Vikar aber, der in aller Schnelligkeit seine Habseligkeiten auf das von ihm den Tag zuvor mitgebrachte Fuhrwerk zu schaffen im Begriff war, entriß sich auf einen Augenblick diesem Geschäfte und sprang auf die Emporbühne hinter dem Altare.

„Was brauchet Ihr weiter Zeugniß, Ihr Leute?" rief er, um der Sache ein schnelles Ende zu machen. „Hat nicht der Herr deutlich genug gesprochen, indem Er Euch den Mörder in die Hände lieferte? Seid Ihr geschlagen mit dem Blendwerk des Erzfeindes? Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut, also stehet geschrieben. Ich sage Euch, so Ihr nicht folget dem Befehl dessen, der da gebeut über Kanaan und über Leben und Tod, so sollt Ihr zerschlagen werden, wie die Sodomiter und Eure Glieder sollen verfaulen, wie die Leiber der Aussätzigen. Darum ergreift ihn und rächt den Ermordeten! Fort mit dem Mörder und hängt ihn, wo der Baum am

höchsten ist. Ich aber ziehe aus, aus diesem Boden des Fluches. Der Geist der Erzväter ist über mir und wird mir meine Bahn zeigen. Hinweg, hinweg. Satanas! Vertilget den Mörder von der Erde!"

Mit diesen Worten verließ der Vikar seinen erhöhten Standpunkt und verschwand in seiner anstoßenden Wohnung. Gleich darauf hörte man ihn in seinem Wägelchen abfahren.

Zu jeder andern Zeit würde Ferdinand über den verwirrten Wahnsinn, den der Vikar sprach, gelacht haben; denn offenbar war dieser nicht recht bei Sinnen, und wußte vor anderweitiger Aufregung gar nicht, was sein Mund heraussprudelte. Allein in diesem Augenblick hatte Ferdinand gar keine Zeit, über den tollen Unsinn nachzudenken, er hörte nur die Aufforderung, den Mörder zu tödten, er sah nur den Christian Rau, als des Mords Angeklagten! Ja, jetzt machten die zu wilden Thieren erhitzten Leute wirklich Anstalt, den Befehl des Vikars zu vollstrecken. Sie zerrten den Gefangenen nach sich und wollten mit ihm dem nächsten Baum zueilen. Jetzt warf sich Ferdinand unter sie, wie ein Rasender sich Bahn brechend.

„Seyd Ihr toll? Seyd Ihr wahnwitzig?" schrie er. „Christian soll der Mörder seyn? Zurück sage ich; zurück, oder es geht auf Eure eigene Gefahr!"

„Er vertheidigt den Mörder seines Vaters!" schrie Einer aus dem wüthenden Haufen. „Er ist ein Mitschuldiger, er wie seine Schwester, die auch auf Christians Seite ist."

Nunmehr aber hatte sich Ferdinand zu Christian durchgedrängt, und mit einem Riß seines Taschenmessers waren die Stricke durchschnitten, welche die Arme des Gefangenen bisher eingezwängt hatten. Christian war frei und nunmehr konnte

wohl Jeder fühlen, daß es sich um einen heftigen, wenn auch ungleichen Kampf handelte, wenn die Menge es wagen sollte, die zwei Jünglinge anzugreifen.

„Auf sie Beide!“ schrieen aber doch Einige. „Wir wollen sie zusammen abthun!“

In der That drangen sie vor, wurden aber bald gewahr, mit welchen Gegnern sie es zu thun hatten, denn zwei der Angreifer lagen im Augenblick zu Boden. Die Andern wichen etwas bestürtzt zurück.

„Hört, Ihr Leute,“ rief nun Christian mit klarer gebietender Stimme. „Nehmt Vernunft an, und Ihr werdet bald begreifen, in welch' schwerem Unrecht Ihr begriffen seyd. Seit vierzehn Tagen lebe ich zwanzig Meilen von hier entfernt. Seit dieser Zeit habe ich den Bürgermeister mit keinem Auge gesehen. Ich kam heute Nacht hierher, weil mich eine Stimme dazu aufforderte, der ich durch's Feuer folgen würde. Wie das Alles zusammenhängt, weiß ich selbst nicht; aber das weiß ich, daß ich erst vor wenigen Augenblicken erfuhr, daß hier ein Mord vorgefallen, daß der Bürgermeister der Ermordete sey. So wahr ein Gott im Himmel ist, ich bin an dieser That unschuldig. Er, der in das Gewissen sieht, weiß, daß ich dazu nicht fähig bin. Aber ich will mich nicht selbst freisprechen. Im Gegentheil, ich will solange als Gefangener hier verweilen, bis die furchtbare That enthüllt ist. Nur verlange ich ein ehrlich Gericht, eine unparteiische Untersuchung.“

„Und mein Vater ist ja gar nicht ermordet,“ schrie Ferdinand. „Er lebt und wird vielleicht schon in wenigen Stunden fähig seyn, selbst darüber Auskunft zu geben, wer der Schändliche war, der ihn morden wollte.“

Nunmehr war die Reihe des Staunens an die entgegengesetzte Parthie gekommen. Die Wuth machte einer gränzenlosen Verwunderung Platz. „Der Bürgermeister lebt!“ riefen Alle, und es war nicht anders, als wenn ein Wunder geschehen wäre. Viele wurden durch diese Nachricht auf einmal ganz umgewandelt, besonders als man sah, daß Keiner über diese Nachricht froher war, als Christian selbst; denn wäre dieser schuldig gewesen, so hätte er ja vor der in kurzer Zeit zu erwartenden Enthüllung zurückbeben müssen, während er umgekehrt derselben mit freudigem Auge entgegensah! Hiedurch wurde die Unschuld des falsch Verdächtigten von selbst klar und Mancher kam daher auf denselben zu, bot ihm die Hand und bat ihm das angethane Unrecht ab. Einige, besonders unter den Weibern, blieben jedoch halsstarrig und wollten sogar der Nachricht von der „Wiederauferstehung“ des Ermordeten keinen rechten Glauben schenken, bis endlich nach einer Weile der Doktor selbst dazu kam und Ferdinands Aussage nicht blos bestätigte, sondern auch noch hinzusetzte, daß der Bürgermeister gegenwärtig in einem gesunden Schlafe liege und wahrscheinlich bedeutend gestärkt aus demselben erwachen würde.

„Aber wie erklärt Ihr denn das, daß man die Handschuhe, das Messer und das Tuch Christians bei dem Bürgermeister fand?“ riefen endlich die Ungläubigsten. „Diese Sachen hat doch offenbar der Mörder da zurückgelassen.“

„Ich glaube, ich habe eine Erklärung dafür,“ erwiederte der Doktor nachdenklich. „Erinnerst du dich noch Christian, wie vor einigen Tagen die Wittwe Heringen mit mir nach Littlefalls fuhr? Ich sah sie an jenem Tage, während wir mit dem Peddler beschäftigt waren, aus deinem Zimmer treten, und

in nicht geringe Verlegenheit kam sie, als sie meinen Blick bemerkte. Ohne Zweifel hat diese die Sachen gestohlen und dem Mörder gegeben, um die Schuld auf dich zu wälzen."

Er sah sich bei diesen Worten nach Christian um, aber dieser konnte keine Antwort geben, denn er war vor wenigen Augenblicken zu Paulinen hinübergesprungen, die aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht war. Fast wäre sie dem gedoppelten Glücke, der Errettung ihres Vaters und der Befreiung ihres Geliebten, abermals erlegen!

„Wo ist die Wittwe?" fragten nun Einige zuerst leise, dann lauter.

Sie eilten fort, sie zu suchen. Weder die Wittwe noch der Vikar war zu finden. Die Erstere mußte sogar offenbar äußerst schnell das Weite gesucht haben, denn man fand ihre Sachen in ihrem Schlafzimmer in der größten Unordnung umherliegen und nur das Beste und Nothwendigste hatte sie mitgenommen.

So war es in der That. Frau Karoline hatte aus der Miene des Doktors geschlossen, daß noch Leben in dem Bürgermeister sey und zum ersten Male in ihrem Leben erfaßte sie ein tödtlicher Schreck. Kam der Mann wieder zum Bewußtseyn, so war sie mit dem Vikar verloren, denn er hatte sie beide in der Mordnacht erkannt! Darum war es ihr, sowie sie zu dieser Ueberzeugung gekommen, um nichts mehr zu thun, als so schnell als möglich aus dem Bereich von Germania zu kommen. Jetzt oder nie galt es Eile. Wohl fühlte sie einen heftigen Zorn über den Vikar, „weil er nicht einmal zu einem ordentlichen Dolchstoße zu gebrauchen sey," und sie hätte ihn

daher sehr gerne seinem Schicksal überlassen, allein — er trug ja den Reichthum des Bürgermeisters auf dem Leibe und vorher mußte sie getheilt haben, ehe sie sich von ihm trennen konnte. Was half es auch sich jetzt dem Zorne über den „Feigling“ zu überlassen? Das Leben stand auf dem Spiel und konnte nur durch die schnellste Flucht gerettet werden! Diese Flucht war wiederum nur in dem neuangekauften Fuhrwerk möglich. Hatten sie mit diesem den nächsten Seeort erreicht, so gelang es ihnen ohne Zweifel, nach dem Süden zu entkommen, ehe noch die Polizei nach ihnen spürte, denn noch bestand in dieser öden Gegend kein Telegraph oder sonstige Einrichtung, durch die ein Flüchtiger schnell erreicht werden konnte. War sie erst in einer der größern südlichen Städte, dann hatte das Nachforschen von selbst ein Ende, da sie unter solchen Verhältnissen auf der Bühne des Lebens zu erscheinen gedachte, daß man in ihr die Karoline Heringen von Germania nicht vermuthen konnte. Ueberdieß wußte sie ja, daß die amerikanischen Behörden sich keine besondere Mühe geben, wegen eines Mordanfalls auf einen Deutschen die Polizeispürhunde auf die rechte Fährte zu lenken, besonders wenn dieser Deutsche nicht im Stande ist, die Dienste der Polizei mit Gold aufzuwiegen!

Unter solchen Gedanken eilte Frau Karoline dem Platze zu, welchen sie dem Vikar als Stelldichein bezeichnet hatte und an welchem er auf ihrer Flucht nach Bellowsprings jedenfalls vorbei mußte. Ihr Geist hatte sich während des hastigen Gangs wieder aufgerichtet und der alte Muth beseelte sie wieder, noch ehe sie an dem Platze angekommen war. Nicht so der Vikarius. Zwar eilte auch er dem bezeichneten Orte mit rasender

Schnelligkeit zu, aber er handelte mehr aus Instinkt, als aus Ueberlegung. Sein Kopf war verwirrt, seine Hände zitterten, sein Puls schlug hörbar. Fast wäre er an dem Platze, ohne anzuhalten, vorbeigefahren.

Jetzt stieg die Wittwe ein. „Nun fort, was das Pferd laufen kann,“ rief sie.

Doch in demselben Momente schwang sich noch ein Dritter auf das leichte Wägelchen. Er hatte offenbar, vom Busche verborgen, schon einige Zeit hier gelauert.

„Was wollt Ihr?“ rief der Vikar entsetzt, denn er erkannte den Mann nicht einmal, so sehr hatte sich seiner die Angst bemächtigt. Er sah in demselben nur einen Verfolger.

„Calculire,“ erwiederte der Angeredete kaltblütig, „mache das Kleeblatt voll.“

„Wir können aber keinen Dritten brauchen,“ versetzte die Frau zornig. „Entfernt Euch auf der Stelle.“

„Langsam, Eure Herrlichkeit!“ meinte der Mann, ihr unverschämt in's Auge schauend. „Schätze wohl, hab' ein Recht dazu. Wißt vielleicht noch nicht, auf welche Weise ich den Doktor und den Ferdinand aufgehalten habe, daß sie erst nach abgemachter That auf dem Schauplatz erscheinen konnten? War ein mächtig gescheidter Einfall, das! Werd' ihn Euch ein ander Mal auseinandersetzen. Hab' jetzt keine Zeit dazu, denn nunmehr wollen wir theilen!“

Der Vikar schrie laut auf, die Wittwe aber nahm sich gewaltsam zusammen.

„Was wollen Sie theilen?“ fragte sie leise, aber den Mann fest ansehend.

„Denke, die Beute, die Ihr dem todten Mann dort drü-

ben abgenommen habt," erwiederte der Aufdringliche, ohne die Miene zu verziehen.

„Er weiß Alles, er ist der Teufel!" schrie der Vikar verzweiflungsvoll.

„Irrt Euch, Mann," versetzte derselbe ruhig. „Heiße nicht Teufel, sondern Josua Schneider. Ist aber sehr einfach, daß ich Alles weiß, denn habe Alles mitangehört. Bin nicht umsonst von Littlefalls nach Germania zurückgerannt, als ob mich der Satan ritte. Macht also keine Umstände, theilt!"

Frau Heringen sah nun schon, daß sie in der Gewalt dieses Mannes sey, und daß man sich daher wohl oder übel mit ihm verständigen müsse.

„Wie viel verlangen Sie," fragte sie mit einschmeichelndem Tone. „Sind Sie mit hundert Thalern zufrieden? Die will ich Ihnen geben, wenn Sie uns dann nicht mehr länger aufhalten."

Josua Schneider, der Baumeister, lachte laut auf. „Kann's nicht so wohlfeil thun," meinte er, „pur unmöglich. Bedenkt doch, hab' eigentlich indirecten Antheil an dem Morde! Bin allein Schuld, daß er gelungen ist! Muß den dritten Theil haben. Vikar, ziert Euch nicht länger. Langt die Geldkatze hervor, denn seht, dort unten kommt ein Gefährt von Littlefalls her und in zehn Minuten könnte es zu spät seyn."

Der Vikar war gleich bereit, sich den Befehlen zu fügen. Aber die Wittwe wollte sich entweder ihren Raub nicht so leicht nehmen lassen, oder war sie durch einen andern Grund dazu veranlaßt, sie riß dem Vikar die Zügel aus den Händen und peitschte auf den Gaul ein, daß derselbe mit einem mächtigen Satze aufsprang. Wahrscheinlich hatte sie die Absicht, an dem

immer näher kommenden Gefährt mit rasender Eile vorbeizuschießen und dadurch eine Erkennung oder gar eine Gefangennehmung unmöglich zu machen. Ihre scharfen Augen hatten ihr nämlich gesagt, daß in jenem Gefährt der Förster sitze, begleitet von ein paar Andern, die ihr unbekannt waren, und den Förster hatte sie schon seit längerer Zeit in Verdacht, daß er ihr mehr aufpasse, als ihr mit ihrer Sicherheit verträglich schien. Was war also natürlicher, als diese Zusammenkunft durch eine tolle Fahrt zu vermeiden? Der Förster, dachte sie, würde es doch nicht wagen, sie mit Gewalt aufzuhalten, da er, schon seit zwei Tagen abwesend, von den neuesten Vorgängen auf Germania, wenigstens von dem Morde, nichts wissen konnte! Sie peitschte also auf den Gaul los, daß derselbe in mächtigen Sprüngen davon flog. Der Vikar wurde von dem Stoß so zurückgeschleudert, daß er beinahe über den Wagen hinabgefallen wäre. Er hielt sich mit beiden Händen fest und glich mehr einem Todten, als einem Lebendigen.

Nicht so der Baumeister, der würdige Josua Schneider.

„Oho!" rief er. „Geht's so zu? Wollt mich auf diese Art abfinden? Mächtig guter Einfall, aber Rechnung ohne den Wirth gemacht. Da Ihr nicht theilen wollt, werd' ich Euch an den Galgen bringen. Josua Schneider kann auch ehrlich seyn, wenn es ihm gerade in den Wurf paßt."

Er sah aber wohl ein, daß es ihm zuviel Zeit wegnehmen würde, der Frau mit Gewalt die Zügel zu entreißen, denn dieselbe war nicht blos stark und kräftig, sondern schien auch zum Aeußersten entschlossen. Darum konnte er nicht einmal überzeugt seyn, ob er nur den Sieg davon tragen würde, besonders wenn der Vikar aus seiner Letbargie erwachte und

mit Frau Heringen gemeinschaftliche Sache machte. Er beschloß also auf andere Art zu Werk zu gehen, und da gerade der Weg ein steiles Hügelchen hinaufführte, ersah er sich die Gelegenheit, sprang mit einem mächtigen Satze vorwärts und stand im selben Augenblicke neben dem Pferde, dem er alsobald in die Zügel fiel.

„Hierher, Ihr Männer," schrie er den Leuten in dem andern Gefährte, das schon ganz in der Nähe war, zu. „Hierher und steht einem amerikanischen Bürger bei, ein Paar Verbrecher festzunehmen."

Josua Schneider dachte wohl nicht daran, daß denen in jenem Gefährte nichts mehr im Sinne lag, als gerade diese Festnahme! Es war nämlich in der That, wie Frau Karoline richtig gesehen hatte, der Förster, welcher, wie er versprochen hatte, zu rechter Zeit von Bellowsprings zurückkehrte. Er hatte die Firma Peter Charles Tieman im Augenblicke ausfindig gemacht und eben so schnell hatte er von derselben erfahren, wie es mit dem Erwerb der gestohlenen Waaren hergegangen sey. Der Vikar (der Beschreibung nach konnte es kein anderer seyn, als dieser) hatte die Waaren zum Verkauf angetragen. Man wollte ihn abweisen. Da bestand der im Nebenzimmer befindliche Peddler, welcher von hier aus durch ein kleines Fensterchen Alles mitansah, darauf, den Kauf abzuschließen. Er wollte die Waaren nach Germania bringen und vermittelst derselben den wirklichen Dieb entlarven. Diesen in Bellowsprings festsetzen zu lassen, dazu mangelte ihm das Recht, da er allein und ohne Zeugen nicht gegen ihn auftreten konnte. So verhielt sich die Sache, und der Herr Tieman nebst einem Gehülfen waren im Augenblicke bereit, den Förster zu beglei-

ten, sowohl um den Vikarius zu überweisen, als auch um den verunglückten Peddler, der wirklich ein Partner des Hauses war, aufzusuchen. Sie hatten deßhalb in Littlefalls eingekehrt, aber den Kranken bei vollen Sinnen und fast wohlauf getroffen. Deßhalb eilten sie ohne Aufenthalt weiter, um so bald als möglich auf Germania einzutreffen. Drängte es doch den Förster ordentlich, seinen Schwager den Händen dieses scheinheiligen Tropfes zu entwinden, und zugleich das Zauberband zu lösen, das die heimliche Verbündete des Vikars um den Bürgermeister geschlungen hatte.

„Halt fest," schrie der Förster mit voller Kehle. „In einer Minute bin ich bei dir. Der Schuft soll uns nun nicht mehr entgehen."

Jetzt sah ihrerseits Frau Karoline, daß das Spiel verloren sey. Sie konnte den Gaul, an den sich der Baumeister wie eine Klette hing, nicht weiter bringen, und der Förster hatte sie Beide erkannt. Ja er sprach sogar seine Absicht aus, den Vikar festzunehmen und dann mußte sie natürlich mit in's Gefängniß wandern, da Josua Schneider fest entschlossen schien, sich für die verweigerte Theilung zu rächen. Jetzt galt es mehr noch als das Geld, jetzt galt es das Leben! Und schnell die Zügel aus der Hand werfend, sprang sie über den Wagen herab und rannte dem Busche zu.

„Laßt das Weibsstück laufen," rief der Förster. „Haltet nur den Burschen fest, den Ihr auf dem Wagen habt!"

„Ganz mit einverstanden;" entgegnete der Baumeister. „Geld die Hauptsache, deßwegen Vikar die Hauptsache! Weibsstück, unnützes Möbel, blos Beihülfe!"

„Hab' ich dich endlich, elender Dieb?" schrie der Förster

von seinem Wagen springend, und den Vikarius von dem seinigen herabreißend. „Oder willst du's leugnen? Sieh', hier sind die Zeugen, bei denen du die Sachen verkauftest."

Dem frechen Heuchler verging hören und sehen. Er sank auf seine Kniee und flehte, bitterlich weinend, um sein Leben. „Ich will Alles gestehen," wimmerte er, „nur versprecht mir, mich nicht zu tödten. Ich hab's ja nicht thun wollen, doch sie hat mich dazu getrieben."

„Aermlicher Wicht, wer will dir denn an's Leben?" entgegnete der Förster, dem Vikar verächtlich einen Stoß gebend.

„Schätz' wohl, der Sheriff," erwiederte Josua Schneider höchst kaltblütig, „wenn ihn erst die Jury wegen Mords zum Tode verurtheilt hat."

„Wegen Mord's?" fragte der Förster, erstaunt aufschauend.

„Gerade so und nicht anders," sagte der Baumeister, „man hat zwar den Christian Rau deßhalb eingezogen und ihm den Mord des Bürgermeisters in die Schuhe geschoben, aber — Calculire, werden den Schatz finden, wenn wir den Vikar umziehen."

„Was sagst du, Mensch?" schrie der Förster entsetzt. „Mein Schwager, der Bürgermeister, sey ermordet? Und dieser Elende hier habe den Mord begangen? Bei Gott, wenn dem so ist, so darfst du dein letztes Vaterunser beten, scheinheiliger Priester."

„Oh, schont mein Leben," winselte der Vikar, sich auf dem Boden krümmend. „Nicht ich hab's gethan. Sie hat mich dazu getrieben. Herr der Heerschaaren, sey mir gnädig und barmherzig. Nur dießmal noch errette mich aus meiner Trübsal; ich will dich später gewiß nicht mehr behelligen. Alle

gute Geister loben Gott, den Herrn! Ich wollte, dieser Kelch wäre an mir vorüber. Amen!"

Der Mann wußte nicht mehr, was er sprach!

Josua Schneider, der Baumeister, ließ sich jedoch durch die Sinnenverwirrtheit des Vikars nicht irre machen, sondern ging gerade auf seinen Zweck los. Er fand auch bald, was er suchte, die Geldgurte des Bürgermeisters.

„Rabbiates Weib, das!" murmelte er. „Nicht theilen wollen! Merkwürdig dumm! Hätten alle Drei genug gehabt und nun keiner was! Hoffe jedoch auf ein Fundgeld! Will 'mal sehen, was die Ehrlichkeit einbringt! Werd' in dem Artikel fortmachen, wenn er einträglich ist! Glaub's aber kaum! Ausnehmend dumme Geschichte!"

Der Förster nahm die Geldgurte in Empfang, sprach aber keine Sylbe. Er setzte den Vikar gerade vor sich, um ihn stets im Auge zu behalten, und auf einen Wink fuhr der Baumeister in dem Gefährte des Diebs und Mörders nach. Sonderbar aber! der Förster hatte geglaubt, je näher er Germania komme, um so größer werde der Lärm und die Verwirrung seyn, und nun fand er umgekehrt die größte Stille und Ruhe. Die Leute waren alle vor dem Hause des Bürgermeisters versammelt, aber sie besprachen, sich blos flüsternd, gleichsam als ob sie fürchteten, ihre eigene Stimmen zu hören. Und doch waren ihre Gesichter nicht traurig oder abgehärmt oder gar noch zornig! Umgekehrt, es lag eine stille Freudigkeit darauf, die man seit Wochen nicht an ihnen zu sehen gewohnt war! Wie sich der Förster mit seinem Gefangenen näherte, sprangen ihm ein paar entgegen und baten ihn, leise und still sich zu verhalten, damit der Bürgermeister in seinem Schlafe nicht gestört werde.

„Das ist ein Tag der Wunder,“ dachte der Förster. Seine Verwunderung sollte aber noch bedeutend gesteigert werden; denn gleich darauf trat der Doktor aus des Bürgermeisters Stube und schien freudig überrascht, als er den Förster erblickte.

„Gut, daß du endlich da bist,“ sagte er freundlich. „Dein Schwager begehrt deiner. Er hat schon zweimal nach dir gefragt.“

Drauf nickte er dem Ferdinand und der Pauline, welch' letztere den Christian Räu an der Hand hielt, lächelnd zu. Der Förster rieb sich die Augen, ob er auch recht sehe; aber er hatte keine Zeit zum langen Nachdenken, denn der Doktor trieb ihn an, ihm zu folgen. Der Vikar wurde der Obhut des Baumeisters und einiger Andern übergeben, welche ihn in seiner früheren Wohnung streng zu überwachen hatten.

Lange blieb der Förster bei seinem Schwager eingeschlossen, und wie er endlich wieder herauskam, glänzte sein Gesicht, als ob es eitel Goldlack wäre. In den Augen aber schimmerte Etwas, wie eine Thräne, ob's gleich gewiß keine Thräne der Trauer war. Dazu schnitt er Grimmassen, daß man hätte laut auflachen mögen, denn, so weichherzig er auch war, so wollte er doch vor den Leuten als ein rauher Jäger erscheinen, den Nichts zu Thränen bringen könne, und darum bemühte er sich mit allen Kräften, die Rührung, die ihn überkommen, zu verbergen und die verrätherischen Thränen zu verschlucken.

„Wahrhaftig,“ lächelte er vor sich hin, „die buhlerische Teufelin hat ihn gelehrt, ächte Treue und Liebe von der falschen und heuchlerischen zu unterscheiden, und der Vikar hat ihm gar noch mit seinem Messer allen Hochmuth und allen

Starrsinn abgezapft. Der Kelch, den er leerte, war bitterer, als Wermuth, aber ich hoffe, sein Bürgermeisters-Magenweh ist ihm nun für immer vergangen."

Er winkte dem Christian und der Pauline und führte sie an das Lager des Wiederauferwachten, wo sie hocherröthend niederknieten. Dann nahm er den Ferdinand mit sich und betrat den hintern Theil der Kirche, wo der Vikar gefangen gehalten wurde. Dieser hatte sich von seinem furchtbaren Schrecken wieder Etwas erholt und saß still, mit geschlossenen Augen.

„Geht hinaus, Ihr Leute," sagte der Förster freundlich. „Wir haben im Auftrag des Bürgermeisters mit dem Mann hier allein zu reden."

Alle, bis auf Ferdinand und den Förster, verließen das Zimmer.

„Soweit also," sagte nun der Letztere, einen traurig-wehmüthigen Blick auf den Gefangenen werfend; „soweit also haben es Heuchelei, Sinnlichkeit und Geldgierde mit Ihnen gebracht! So tief sind Sie gesunken, daß Sie zum Mörder an ihrem Wohlthäter werden wollten, Alles jener Schlange zu lieb, die sich an dem Busen meines Schwagers wärmte, um den Ort zu finden, wo sie ihn in's Herz stechen könnte!"

Jetzt merkte der Vikar, daß man ihm nicht an's Leben wollte, und sein Muth kehrte nach und nach wieder. Er richtete sich auf, erhob die Augen gen Himmel und schlug sich mit der Faust auf die Brust. „Der Teufel gehet einher, wie ein brüllender Löwe," rief er, „und suchet, wen er verschlinge. Der Herr hat mich tief fallen lassen . . . ."

„Und zufälligerweise gerade auf die Erbsünde," unterbrach

ihn der Förster voll Verachtung. „Mensch, willst du dein Handwerk fortsetzen? Glaubst du, jetzt noch deine Erbärmlichkeit durch Gleißnerei verbergen zu können? Doch mir kann's ein's seyn, wo du gehenkt wirst. Höre nun, was ich dir zu sagen habe. Der Bürgermeister glaubt, seine Dankbarkeit, die er unserem Schöpfer für seine wunderbare Errettung schuldig ist, am besten dadurch beweisen zu können, wenn er dich nicht den Gerichten überliefert. Er will den Tag, da er seine Tochter mit ihrem Auserwählten verbindet, nur durch Liebe und Milde verschönert wissen, darum schenkt er dir das Leben, unter der Bedingung, daß du dich nie mehr vor ihm sehen läßt. Also mach', daß du fortkommst, in zehn Minuten mußt du schon eine Meile weit sein."

„Der Herr Zebaoth..." hub der Vikar an. Doch des Försters Geduld war erschöpft.

„Nimm den Namen nicht in den Mund, du Baalspfaffe!" rief er zornig. „Der Himmel selbst ist entheiligt, wenn du ihn nur nennst. Fort aus unsern Augen!"

Der Vikar ließ sich das nicht noch einmal sagen, da er den Ernst sah. Er schlüpfte hinaus und rannte dem Walde zu, so schnell ihn seine Füße trugen.

„So, den wären wir los," sagte Ferdinand, „mit dem Andern wird's schwerer halten."

Sie traten zu den Leuten außen. Der Baumeister saß verdrießlich auf einem Baustamme, und spuckte alle Secunden aus, ein Beweis, daß er nicht besonderer Laune war.

„Prächtige Wirthschaft," wandte er sich an den Förster, mit den Augen der Gegend zublinzelnd, wo der Vikar so eben im Busche verschwand. „Fieng' ihn mit Lebensgefahr, und

nun läßt man ihn laufen! Der ganze Prozeß zu Ende. Prächtige Wirthschaft!"

„Es scheint Ihnen nicht mehr recht bei uns zu gefallen, meinte der Förster. „Und es ist ein wahres Glück, daß wir da gegenseitig übereinstimmen. Mit der Baumeistersstelle hat's nämlich ein Ende, da der Bürgermeister sich entschlossen hat, die Ansiedlung hier aufzugeben und nach Littlefalls zu ziehen."

„Wirklich?" rief Josua Schneider. „Abdankung und so weiter? Ueberflüssig hier! Einmal mit der Ehrlichkeit probirt und nie wieder! Kein Glück in dem Artikel!"

„Ich dächte," sagte nun Ferdinand, „der Schnitt, den Sie gestern unserem Pferde beibrachten aus Dankbarkeit, daß wir, der Doktor und ich, Sie nach der Grocerie zurückfuhren, zeugt nicht gerade von besonderer Ehrlichkeit. Oder zeugt davon etwa das Briefchen, das den Christian hieherlockte, und dessen Ueberbringer Sie waren?"

„Oho," entgegnete der Baumeister, „merke schon wo's hinaus will! Braucht mir nicht mit dem Holzschlegel zu winken! Keine Dankbarkeit mehr in den Menschen!"

„Das sollen Sie von uns nicht sagen," entgegnete Ferdinand. „Mein Vater hat mich beauftragt, Ihnen diese Summe hier zu übergeben, wobei wir jedoch hoffen, in Littlefalls, wohin wir ziehen, nicht mehr von ihnen behelligt zu werden."

„Littlefalls?" murrte der würdige Mann. „Alter Farmer dort! Passen nicht recht zusammen. Gebt das Geld her. Fünfzig Thaler? Lumpengeld! Adieu."

Mit diesen Worten stand er auf und ging seiner Wege, ohne sich noch einmal umzusehen. Ferdinand und sein Oheim

traten leise wieder in die Stube, wo der Kranke lag. Er schlummerte, aber seine Züge trugen das Gepräge einer so herzinnigen Zufriedenheit, daß eine baldige Genesung nicht ausbleiben konnte.

Hand in Hand saßen Pauline und Christian an seinem Bette.

Ein kurzer Zeitraum von vier Wochen liegt zwischen dem letzten Kapitel und dem jetzigen. Wir befinden uns in Littlefalls. Die Sägmühle ist fertig und klappert schon lustig. Ihr oberer Stock ist zu einer geräumigen Wohnung für den Bürgermeister und seine Familie hergerichtet, und zu dieser Familie müssen wir jetzt auch Freund Christian rechnen, der sogar eine Hauptrolle in derselben übernommen zu haben scheint, denn der Bürgermeister thut nichts mehr, ohne vorher seinen Tochtermann zu Rathe gezogen zu haben. Neben der Mühle liegen eine Menge Bretter aufgeschichtet, und oberhalb derselben im Walde hört man lustig Holz schlagen. Auch einige neue Häuschen sind bereits entstanden und mehrere Andere sind im Bau begriffen. Freilich sind sie nur von Holz, nur aus Balken und Brettern zusammengezimmert, aber sie sehen in ihrem weißen Ueberzug mit den grünen Fensterläden gar lieblich und freundlich aus, und gewähren für den nahenden Winter eine sichere Unterkunft. Ein Glaser und ein Schmied haben sich bereits eingefunden und in ihren Werkstätten wird unaufhörlich gehämmert und gezimmert. Die Männer und Frauen, denen man begegnet, sehen froh und zufrieden aus. Sie haben Verdienst genug, um davon zu leben, und Jeder besitzt sein eigenes Hauswesen. An einem lieblichen Herbstabend finden wir den

alten Farmer mit dem Bürgermeister plaudernd. Sie sitzen in bequemen Lehnsesseln vor der Grocerie. Der Bürgermeister hat sich sichtlich erholt und sieht gesünder aus, denn je.

„Also die ganze Geschichte verkauft?" sagte der alte Farmer. „Dürft Gott danken, daß Ihr sie nur losgeworden seyd. Freilich sind drei Viertel verloren, aber Ihr werdet in drei Jahren doppelt so viel hier gewonnen haben. Den Kauf oben mit den tausend Ackers Wald abgeschlossen?"

„Alles im Reinen," lächelte der Bürgermeister. „Der Verlust, den ich mit Germania hatte, reut mich nicht, denn er hat mir die Augen geöffnet, in mehr als Einer Beziehung. Denkt Euch, mein Christian hofft, die Mahlmühle gleich oberhalb der Sägmühle auch noch in diesem Jahre fertig zu bringen, wenn der Winter nicht zu bald einfällt. Mein Ferdinand will sich darauf setzen und ich vermuthe fast, Eure Enkelin Mary wird die Müllerin abgeben müssen."

„Vermuthet Ihr?" sagte der alte Farmer. „Nun wenn sie Ja sagt, werde ich nicht Nein sagen. Sehet Ihr die Schiffe dort heraufkommen? Werden gleich da seyn und ihre Waaren abladen. Nehmen Bretter und Frucht dafür mit. Ich sag' Euch, das Littlefalls gibt einen Handelsplatz. War ein mächtig guter Einfall, das Germania aufzugeben und sich hier anzusiedeln. Kommt, wollen Einen drauf nehmen."

So endete die Colonie Germania und das Städtchen Littlefalls begann. Ein thöricht angefangenes Unternehmen ging zu Grunde, um durch seinen Ruin das Glück der meisten dabei Betheiligten zu gründen. Am glücklichsten war der Förster, der die erstgeborne Tochter Paulinens aus der Taufe hob und derselben den Namen „Germania" beilegte.

Von der schönen Wittwe und dem Vikar hörte man nie mehr Etwas, außer das Gerücht, daß in Chicago ein Mensch lebe, der als Notar und Winkeladvokat seinen Landsleuten mit Rath und That an die Hand gehe, zu ihrem großen Verlust und Verderben, und daß dieser Mensch kein Anderer sey, als der frühere Vikar Nänz. Von der Wittwe wollte man wissen, sie habe einen reichen Mann geheirathet, der gleich darauf, nachdem er ein Testament zu ihren Gunsten gemacht, verstorben sey.

Der Baumeister sucht immer noch deutsche Colonien auf. Nach Littlefalls kam er nie wieder.





